This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

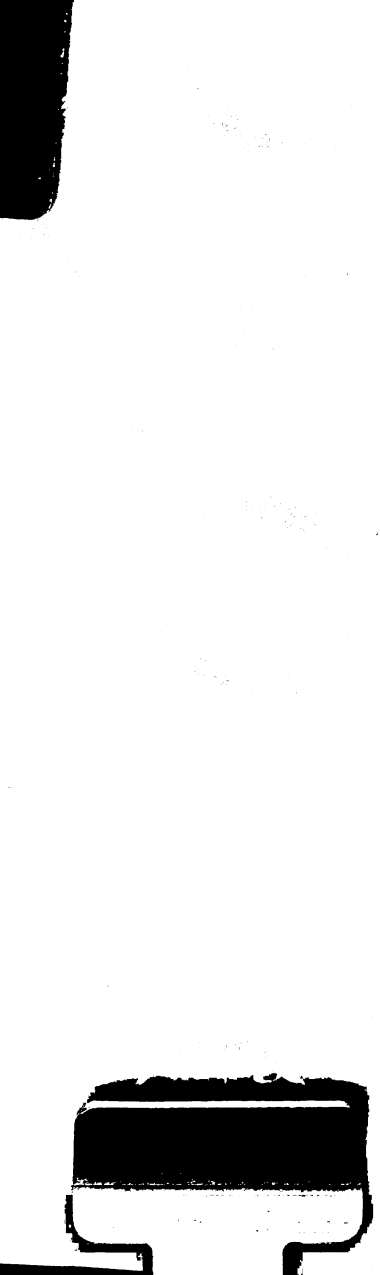
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 303 949



Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Von

Sigmund Kolisch.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Keil & Comp.
1850.

Ludwig Kossuth

und

Clemens Metternich.

Ludwig Koſſuth

und

Clemens Metternich.

Von

Sigmund Koliſch.

Erſter Band.

Leipzig,
Ernſt Keil & Comp.
1850.

LOAN STACK

PT2385
K25L7
1850
v.1

Eugen Sue

gewidmet.

Zueignung.

Du haſt ein freundlich Loos, Du Frankreichs Dichter.
Auf hoher Zinne ſtehſt Du, und Dein Volk
Begierig iſt's zu hören, was Du rufſt,
Wie ſchreiend auch und lärmend das Getöſe
Des Kampfes, welcher ringsumher entbrannt iſt.
Mit Deinem Volke lauſcht die ganze Welt. —
Du haſt Dir freilich ſelbſt das Recht gewonnen,
So hoch zu ſtehn, Du haſt Dir ſelbſt die Zinne
Gebaut mit großer Kraft, durch lange Müh'.
Doch wird's nicht Jedem, ſo wie Dir zu Theil
Dem Volke das zu gelten, was er werth.

Mit dem Vertrauen ſich belohnt zu ſehen,
Das nöthig, um zu wirken auf die Seelen,
Auf die Gemüther Einfluß zu gewinnen
Und ſo ein Feld zu finden, wo er ſät
Und ſchafft mit treuem Fleiß und Frucht gewinnt,
Die Vielen mag zu Nutz und Frommen ſein.
Ich ſuche, was Du haſt. Doch gönn' ich Dir
Dein Glück, erworben ſchön und ſchön benützt.
Du bliebſt Dir ſelber treu und Deinem Streben,
Du folgteſt einem Ziel durch alle Zeit
Wie ſteil die Bahn geworden oft und ſchwierig.
Man ſieht ſo gern nach Dir, dem feſten Mann,

Der, ſo beweglich, dennoch feſt beharrt,
Der, viel geſtaltig, doch derſelbe bleibt.
Ich freu' mich Dein und widme Dir dies Buch;
Und ob Du reich an Ruhm und Ehre biſt,
Nimm günſtig auf auch dieſe Huldigung.
Mein Beſtes wahrlich iſt's, das ich Dir bringe,
Und wer ſein Beſtes gibt, der gibt wohl viel,
Wie leicht es in die Wage fallen mag.

London, den 18. Februar 1850.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Das Ende und der Anfang.
II. Ein Rebell.
III. Die Sterbeſtunde eines Habsburgers.
IV. Der Graf Julius Dippold.
V. Julitage.
VI. Die heilige Allianz.
VII. Das Abendmahl.
VIII. Zwei Diplomaten.
IX. Ludwig Koſſuth und Clemens Metternich.
X. Das Ehepaar.

I.

Das Ende und der Anfang.

Die Luſt des Carnevals, wiewohl ſchon lange im Zuge, rauſchte mit unerſchöpflicher Lebhaftigkeit durch die Straßen Wiens; es war am 1. März 1836. Nach den verſchiedenen öffentlichen Tanzſälen, ſo wie nach allen Privatgeſellſchaften, nach allen Richtungen hin ſtrömten Wagen mit geputzten, tanzluſtigen Männern und Frauen, die Alles hinter ſich zurückließen, was an Sorge und Traurigkeit nur im Entfernteſten mahnte und die Freude ſtören könnte. Klänge tönten, Lichter ſtrahlten bis auf die Straßen, man glaubte ſich in eine Zauberſtadt verſetzt, aus welcher das Elend der Erde zu fliehen gezwungen war.

Während Vergnügen, Heiterkeit, Jubel die

I.

Das Ende und der Anfang.

Die Luſt des Carnevals, wiewohl ſchon lange im Zuge, rauſchte mit unerſchöpflicher Lebhaftigkeit durch die Straßen Wiens; es war am 1. März 1836. Nach den verſchiedenen öffentlichen Tanzſälen, ſo wie nach allen Privatgeſellſchaften, nach allen Richtungen hin ſtrömten Wagen mit geputzten, tanzluſtigen Männern und Frauen, die Alles hinter ſich zurückließen, was an Sorge und Traurigkeit nur im Entfernteſten mahnte und die Freude ſtören könnte. Klänge tönten, Lichter ſtrahlten bis auf die Straßen, man glaubte ſich in eine Zauberſtadt verſetzt, aus welcher das Elend der Erde zu fliehen gezwungen war.

Während Vergnügen, Heiterkeit, Jubel die

wunderbare Stadt und ihre Einwohner in Anspruch nahmen, saß in einem der ansehnlichsten Paläste der Residenz auf dem Ballplatze, in der Nähe der kaiserlichen Burg, ein grauer, blasser Mann ganz allein in seinem Arbeitszimmer, wichtige Documente und Actenstücke prüfend und erledigend — es war der Fürst Metternich. Nicht einen Augenblick unterbrach sich der greise Minister in seinem Geschäfte, sein Geist schien an die Arbeit geschmiedet, so fest, so unablässig hing er an ihr. Die Nacht rückte immer weiter vor, es schlug vom Stephansthurme herab bereits die elfte Stunde, ohne daß der alte Minister im Entferntesten daran dachte, seiner Anstrengung Einhalt zu thun, sich einen Augenblick der Ruhe zu überlassen.

Nun tritt ein Diener, die Thüre leise öffnend und schließend, ein; der Fürst sieht sich überrascht nach dem Eintretenden um und ruft, unwillig wegen der Unterbrechung, im barschen Tone: „Was gibt es?"

„Ihre Excellenz der Graf Czernin wünschten dringend — — —"

„Ich bin bereit," unterbrach der Fürst den Diener, indem er mit ungewöhnlicher Hast vom Arbeitssessel emporsprang.

Gleich darauf trat der k. k. Oberstkämmerer Graf Czornin ein, ebenfalls ein Mann in sehr vorgerückten Jahren, mit vom Alter und Ausschweifungen gerunzeltem Gesichte, gebleichten Haaren.

„Wie befinden sich Ihre Majestät der Kaiser, Graf Czornin?" frug der Minister rasch, ohne eine vorhergegangene Begrüßung.

„Schlimm, Ew. Durchlaucht," erwiderte der Kämmerer, nachdem er sich vorher tief verbeugt.

„Schlimm sagen Sie Graf?" frug der Minister, anscheinend bestürzt.

„Die Aerzte geben keine Hoffnung und Se. Majestät selbst fühlen den Tod nahen."

„Das ist sehr plötzlich gekommen!" sprach der Fürst wie vor sich hin.

„Seit einer halben Stunde hat die Krankheit diese unheilvolle Wendung genommen," sprach mit trauriger Miene der kaiserliche Oberstkämmerer. „Se. Majestät wünschen Ew. Durch-

taucht sogleich zu sprechen, und darum bin ich gekommen."

Der Fürst klingelte seinem Kammerdiener, ließ sich ankleiden und folgte dem Abgesandten des Kaisers. Sie gingen über eine Altane, welche wie eine Brücke den Palast des Ministers mit der kaiserlichen Burg verbindet, und hierauf durch mehrere Corridors, ohne ein Wort zu sprechen. Jeder von ihnen war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Stille und Niedergeschlagenheit herrschte in den weiten, glänzenden Räumen; aus den Zügen der Höflinge blickte die Sorge oder auch nur jene Befangenheit, wie sie den Menschen bei einer bevorstehenden Wendung seines Schicksals überkommt. Die Wachen präsentirten mit düsterem Ernst vor den beiden Chargen; die Atmosphäre war so schwül und drückend, als fühlte man den Tod durch den kaiserlichen Palast dahinschreiten.

Der Minister und der Oberstkämmerer näherten sich dem Krankenzimmer des Kaisers; im Vorsaale standen die Diener und das Gefolge der todtkranken Majestät lautlos mit gesenkten

Häuptern neben einander. Sie machten den beiden Ankömmlingen ehrerbietig Platz, die stumm grüßend mitten durch gingen und in das Gemach traten, wo der Tod mit einem Gekrönten Abrechnung zu halten im Begriffe stand, der sich zum Schicksal von Nationen aufgeworfen, aber nun sein eigenes weder zu beherrschen, noch zu lenken vermochte.

Die Eintretenden fanden eine Gruppe um das Bett des kranken Kaisers, der blaß, mit geschlossenen Augen, schwer athmend, beunruhigt, wie es schien, da lag, ohne Theilnahme an Dem, was um ihn her vorging. Zunächst an dem Bette standen drei Hofärzte mit spähenden Blikken, mit unwandelbarer Aufmerksamkeit den Kranken beobachtend und im eigentlichen Sinne des Wortes die Schläge des Pulses belauschend; neben den Aerzten stand ein Diener der Kirche mit frommer, demüthiger Miene und gefalteten Händen, die Blicke meist, wenn er sie nicht auf dem leidenden Herrscher ruhen ließ, nach Oben gekehrt.

In einiger Entfernung von dem Kranken-

lager standen ohne bestimmte Ordnung gruppirt, mit gesenkten Häuptern die Glieder der kaiserlichen Familie.

Ueber alle empor ragte die Erzherzogin Sophie, die Wittelsbacherin. Ihr Auge war feucht; aber der thränende Blick hing mit schlecht verborgenem Triumphe an dem zerknirschten Bilde der künftigen Kaiserin, deren Mutterleib verschlossen geblieben, und die für die große Erbschaft keine Erben zur Welt gebracht. Die herrschsüchtige Wittelsbacherin sah triumphirend auf die in Andacht versunkene Frau, weil ihr selbst das Schicksal günstig gewesen war und ihr gegönnt hatte, den Erben des Hauses Oestreich zu gebähren; sie hielt ein fünfjähriges, blondes Knäblein an der Hand, das verblüfft die Personen und Vorgänge ringsumher betrachtete, und ihre Hand zitterte vor Freude über den unermeßlichen Schatz, den sie festhielt. Herrschsüchtige Träume der Zukunft füllten die Seele der Erzherzogin an dem Lager des sterbenden Kaisers.

Die Gemahlin des nächsten Thronerben unterhielt sich in diesem Augenblicke mit ihrem fin-

steren katholischen Gott; sie dachte nicht an die versagte Gunst des Schicksals, nicht an ihre im freudenlosen Ehebett verlorene und verkümmerte Jugend, sie vergaß die Dinge der Erde, sie vergaß ihre Umgebung — sie betete.

Der Erbprinz Ferdinand stand unbeweglich mit gesenktem Haupte da, in seinem Kopfe regte sich kein Gedanke und kaum daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte von dem, was vorging; nur mußte ihm die Situation höchst unangenehm und drückend gewesen sein, denn er blickte von Zeit zu Zeit forschend umher, um zu gewahren, ob er nicht bald aus der unheimlichen Lage befreit würde. Der arme Prinz war blöden Sinnes. — Der Held von Aspern, der Erzherzog Carl, stand mit verschränkten Armen, ohne irgend eine Regung zu erheucheln; er haßte den Bruder, an den jetzt der Tod herankommen sollte, wegen seines bösen, grausamen Herzens und seiner Treulosigkeit; er haßte den Bruder, der ihn verfolgt und zurückgedrängt, den Ruhm ihm mißgönnend, den er in blutigen Schlachten erwarb.

Der Erzherzog Johann, der Jäger auf den steierschen Alpen, der idyllische Landmann, der affektirte Prinz ohne Herz, ohne Seele, der zu untauglich, um im Großen zu wirken, aus der nothwendigen Zurückgezogenheit eine Tugend zu machen wußte, dieser selbst äußerlich winzige Mensch erwartete und fürchtete nichts von dem Tode seines Bruders, von dem er sich mit Verachtung behandelt sah, und kam mit vollkommner Seelenruhe, die sich in seinen unerquicklichen Zügen ausprägte, der Forderung der Hofetiquette nach.

Der Erzherzog Franz Carl stand hinter seiner Frau; er verlor sich ganz hinter der überlegenen Erscheinung.

Erzherzog Ludwig mit dem bleichen Gesichte, der keinem menschlichen Gefühle, keiner menschlichen Regung zugänglich, beklagte das bevorstehende Hinscheiden seines Bruders, mit dem er am meisten harmonirte, und in welchem er eine kräftige Stütze der Hausmacht sah; er war in der That traurig gestimmt.

Der Palatin von Ungarn und ſein Sohn, der koquette Erzherzog Stephan, genügten dem Anſtand und zeigten traurige Geſtalten. Noch andere Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes waren anweſend mit ihren verſchiedenen Hoffnungen und Befürchtungen für die Zukunft, kein Einziger, der eigentlich Liebe hegte zu dem Scheidenden. Nur die alte Kaiſerin hing an ihrem Gatten, ſie war in Thränen zerfloſſen; ſie mochte mit tiefem Schmerz der nahen Wittwenſchaft entgegen ſehen. — Als der Miniſter und ſein Begleiter in das kaiſerliche Gemach traten, wendeten ſich alle Blicke nach ihnen und mit den verſchiedenſten Gefühlen wurde der Günſtling des Scheidenden in dieſem Augenblicke von den verſchiedenen Anweſenden begrüßt. Der Miniſter verneigte ſich ſtumm und ehrerbietig und blieb im Hintergrunde ſtehen. Es währte nicht lange, ſo ſchlug der Kaiſer die Augen auf, hob mit einiger Anſtrengung den Kopf empor, ſah unter den Umſtehenden umher, als ſuchte er Jemand.

„Iſt der Metternich noch nicht gekommen?“ frug er einen ſeiner Aerzte, den Baron Stift.

„Wohl, Ew. Majestät, er harret allerhöchst Ihrer Befehle," lautete die Antwort.

„Ich will allein mit ihm sein," sprach der Kaiser; aber so leise, daß sie außer dem Arzte, an welchen die Worte gerichtet waren, keiner der Anwesenden hörte.

Der Arzt wandte sich an den Oberstkämmerer Czornin, der Oberstkämmerer an den Fürsten Metternich mit dieser kaiserlichen Willensäußerung, denn keiner von den beiden Schranzen wagte selbst in diesem ernsten Augenblick einen so gröblichen Verstoß gegen die allertiefste Ehrfurcht vor ihren kaiserlichen Hoheiten und gegen die Hofetiquette zu begehen, um den allerhöchsten Personen die Weisung, wenn auch noch so zart, anzudeuten, daß sie sich entfernen, und wenn diese Weisung auch aus dem Munde des souverainen Kaisers kam.

Der Fürst Metternich aber, minder zaghaft und die bevorstehende Unterredung in seinem eigenen Interesse für zu wichtig haltend, als daß er sich in diesem Augenblicke von einer so geringfügigen Rücksicht wie das Hofceremoniell hätte

abhalten lassen, den Wunsch des Kaisers den allerhöchsten Verwandten mitzutheilen, wandte sich an den ihm zunächststehenden Erzherzog Stephan mit einer sehr tiefen, hofgerechten Verbeugung und den Worten: „Ew. kaiserliche Hoheit, ich erlaube mir allerhöchst denselben mitzutheilen, daß Se. Majestät der Kaiser mit mir allein zu sprechen wünscht."

„So!" erwiderte der Erzherzog rasch und beeilte sich, die übrigen Verwandten von dem Willen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. Ueberraschung im verschiedenen Sinne malte sich in den häßlichen Zügen der kaiserlichen Familienglieder. Bei Einem und dem Andern zuckte die weltberühmte habsburgische Unterlippe. Mit schlechtverhehlter Wuth blickte die stolze Erzherzogin Sophie den Minister an, der, wie sie begriff und voraussah, ihr die liebsten Pläne durchkreuzen, ihren ehrgeizigen Absichten felsenfeste Hindernisse entgegenstellen würde. Was sie wollte und erwartete, worin der Minister sie störte, wird sich bald dem Leser deutlich herausstellen.

Der Erzherzog Carl ließ unumwunden Ver-

achtung gegen den Minister blicken. Unter den übrigen theilte sich geheime Freude und geheimes Bangen, je nachdem sie sich mehr von der Erzherzogin oder dem Fürsten Metternich versprachen. Der Kronprinz Ferdinand blieb wie früher — gedankenlos und seine Gemahlin — andächtig. Die allerhöchste Familie zog sich aus dem Gemache des Kaisers zurück.

Der Kaiser Franz schien, nachdem er den erwähnten Willen ausgesprochen hatte, wieder in den früheren Zustand versunken zu sein, denn seine Augen waren wieder geschlossen und er athmete schwer und heftig. Die Aerzte blieben; sie warteten auf den Augenblick, da der Monarch zu der Unterredung mit dem Minister sich aufraffen würde. Nach wenigen Minuten war dies auch der Fall. Es gewann den Anschein, daß der Kranke mehr von seinen Gedanken, als von seinen Schmerzen in Anspruch genommen worden sei; denn er hob plötzlich mit mehr Kraft, als man ihm zugemuthet hätte, das Haupt empor, und als er den harrenden Minister erblickte, sprach er mit fester Stimme: „Kommen Sie näher,

Fürſt Metternich!" Die Aerzte entfernten ſich und ſie waren allein mit einander, der Herr und ſein Diener, der Meiſter und ſein Geſelle.

Der Kaiſer begann: „Wir müſſen Abſchied nehmen von einander, Fürſt Metternich, denn meine Zeit iſt um!"

„Gott wird das Leben Ew. Majeſtät noch verlängern," erwiderte der Miniſter mit einem Blick der Theilnahme und Rührung.

„Keine offiziellen Beileidsnoten heute, Fürſt Clemens Metternich!" fiel der Kaiſer ein; „wir wollen heute, weil es doch das letzte Mal iſt, ohne Ceremoniell, ohne Diplomatie mit einander reden; wozu ſollten wir dergleichen anwenden in dieſer ernſten Stunde; ich fühle die Nähe des Todes und Gott wird meine Tage nicht verlängern. Wozu auch? Ich habe das Meinige gethan in dieſer Welt, es iſt an Ihnen, es fortzuſetzen."

„An mir, Ew. Majeſtät?" frug demüthig der Miniſter.

„Das iſt's, worüber ich mit Ihnen zu reden wünſche," nahm der Kaiſer wieder das Wort.

„Hören Sie mich.“ Der Minister zeigte durch eine Verneigung seine Bereitwilligkeit an. „Wir sind eine lange, schwere Zeit und eine weite Strecke mit einander gegangen. Wir haben Manches mit einander vollführt — die Menschen nennen es Verbrechen — wir haben Gift und Dolch, geheime Netze angewendet, wenn wir durch andere Mittel nichts ausrichten konnten. Sie wissen es wohl, die Menschen nennen das Unrecht; aber die Menschen, das wissen wir Beide, sind unzurechnungsfähig. Wir sind die Meister, die Menschen sind nur die Werkzeuge, und der Meister fragt nicht nach der Meinung der Werkzeuge, sondern gebraucht sie zu seinen Zwecken. Es sind mir die Dinge alle jetzt eingefallen, denn in der Nähe des Todes wird man geängstigt und nachdenklich über Vergangenheit und Zukunft; ich habe nachgedacht, ob ich nicht so Manches, das ich gethan, zu bereuen hätte.“

„Ew. Majestät thaten Alles für das Wohl des Höchstdenselben anvertrauten Landes, für das Wohl der Unterthanen,“ bemerkte der Minister.

„Diplomatische Redensarten, Fürst Clemens

Metternich!" versetzte über alle Maßen heftig der kranke Kaiser. „Ich habe es für mich gethan, für mein Haus, für meine Familie, und ich bereue es dennoch nicht; ich sage sie von mir die finstern Gedanken, die doch nur kommen, weil sie mich schwach und zitternd in der Nähe des Todes wähnen; sie sind nichts als Gespenster, die vor der klaren Prüfung zerfließen. Ich habe recht gethan, sage ich!" rief er wieder mit einer räthselhaften Kraft.

„Niemand zweifelt daran, Ew. Majestät, daß Sie Ihrem Volke stets ein gütiger Landesvater gewesen und stets das Beste thaten für Ihre Unterthanen. Niemand in Oestreich zweifelt daran."

„Freilich, denn wir haben den Zweifel bei Todesstrafe verboten — und das wirkt. Fürst, wir dürfen wahrlich sagen, daß wir unsere Sachen gut gemacht."

„Oestreich ist ein glücklicher Staat worden unter dem segensreichen Scepter Ew. Majestät. Wohin man blickt, Wohlstand..."

Der kranke Kaiser lächelte wohlgefällig, als er seinen Minister so sprechen hörte. „Ihr Diplomaten könnt einmal das Lügen nicht lassen. Wohlstand und Glück überall, sagen Sie, Freund, wir haben ihn nicht geschaffen. Mein Haus ist gut bestellt, und das genügt.“

„Dieses erlauchte Haus ist der Grundpfeiler des östreichischen Staates,“ versetzte der Minister, „und es ist daher nothwendig, es zu stützen. Ew. Majestät haben nicht nur Oestreich, sondern Europa gerettet. Auf Helena liegt der sprechendste Beweis Allerhöchstihrer unsterblichen Verdienste.“

Eine seltsame Regung wurde an dem Kaiser bemerkbar, als er sprach: „Ruhe seiner Asche! Der dort liegt, hat uns viel zu schaffen gemacht, aber auch sehr viel genützt; er fraß die französische Revolution und wir fraßen ihn, so hatten wir mittelbar die Revolution verschlungen. Was für ein erbärmlich und abscheuerregend Gezücht sind doch die Völker, die Menschen oder wie man sie heißt, die stumpfen, dummen Massen, da dieser Mann zu Grunde gehen mußte, während wir

obenauf bleiben! Pfui, ich schäme mich fast, daß ich nichts Besseres zu thun hatte, als geborne Sclaven zu unterdrücken. Sie haben mir es zu leicht gemacht und ich verachte sie. Es ist zum Lachen, daß sie mir ihr Blut und sogar ihr Geld gaben, damit ich das Volk dort drüben über'm Rhein zurecht bringe. Wir, ein Paar Fürsten, haben ganz Europa in die Höhe gebracht gegen das Volk, das sich vermaß, etwas zu wollen."

„Das Volk hegte mit Recht Vertrauen zu den geheiligten Majestäten, zu Allerhöchstihrer Einsicht und Fürsorge," gegenredete Metternich; „die Völker wußten es, daß sie nur von diesem blinden Vertrauen Heil zu erwarten haben; die Völker oder die Massen bedürfen einer obersten Leitung, und in wessen Hände wäre diese besser gelegt, als in die väterlichen Ew. Majestät. So muß es auch bleiben und mit Gottes Hilfe wird es so bleiben."

„Gut, Minister, die Dummheit muß bestehen," erwiderte der Kaiser. „Damals, als sie in Frankreich die Excesse anfingen, oder vielmehr nach dem Tode meines erlauchten Vaters fortsetzten, da er-

wachte meine Beſorgniß und mein Ingrimm. Wie, ein Volk will zweifeln an der unumſchränkten Gewalt ſeines Königs, ein Volk will ſich erheben gegen den angeſtammten Herrſcher, gegen ſeine Macht und ſein Anſehen? Da gilt es zu helfen, zu bekämpfen, zu unterdrücken, und ich rüſtete. Wir hatten Recht, wir mit den wackelnden Kronen auf den Häuptern; aber die Völker, die uns halfen, was wollten ſie? ſie gehorchten, wie ſtets der Rathloſe dem Einſichtsvollen. Wir haben Unglück gehabt im Anfang, Fürſt Metternich, Sie wiſſen es, aber wir dauerten aus, denn es handelte ſich um unſere Exiſtenz, es handelte ſich um das große Inſtitut des Königthums, das wir aufrechthalten oder mit uns ſelbſt begraben mußten. Wir dauerten aus und darin iſt nichts Wunderbares; ich habe von meinen Vorfahren ausdauern gelernt: wer vertheidigt nicht unerſchütterlich ſein Leben! Aber die Völker hielten mit uns aus, und das iſt ein Wunder. Wir ſagten ihnen, dieſer Kampf wäre ihre Ehre, und ſie glaubten es; wir ſagten ihnen, dieſer Kampf wäre ihre Pflicht, ihre Tugend, ihr Patriotis-

mus, und ſie glaubten Alles, was wir ſagten, ohne zu prüfen; und ſo muß es ſein, ſie dürfen nicht prüfen lernen, ſonſt fallen die Kronen in Staub und die Ordnung der Dinge hört auf. Was wir durch Ueberlieferungen, durch Jahrhundert lange Prüfung und Erfahrung gelernt, das hat dieſer wunderbare Menſch, der uns überwinden zu können glaubte, weil er uns überlegen war an Kühnheit, an — doch wozu aufzählen? — an Allem, das hat mein geweſener Eidam," bei dieſem Worte zuckte die hiſtoriſche Unterlippe des Kaiſers, „der auf der Inſel Helena modert, mit einem Blick auf die Verhältniſſe herausgefunden. Schade, daß er nicht von fürſtlichem Geblüt geweſen, daß er zu viel gewollt, und daß wir ihn ſtürzen mußten. — Ruhe ſeiner Aſche! — — Er hat uns viel Kummer gemacht, dieſer fürchterliche Mann. Was haben wir verſucht, um ihn zu vernichten! Was haben wir Alles gegen ihn gewaffnet, gekauft, heraufbeſchworen! Sie wiſſen, was wir ihm geheim bereitet. Schon als er gebunden war, dieſer Simſon, fühlten wir uns nicht ſicher. Ich fürchtete meine eigene Toch-

ter, weil ſie in den Armen dieſes Rieſen gelegen; ich fürchtete, daß der Geiſt dieſer Frau nur einen Funken von ſeinem Geiſte konnte empfangen haben. Es war dem nicht ſo, ſie buhlte mit einem Major, den wir dazu beſtellt, ſie konnte in den Armen eines kaiſerlich öſtreichiſchen Majors Napoleon vergeſſen. Haben wir den geſtürzt, ſo ſind wir allmächtig. Der Herzog von Reichsſtadt iſt todt, Fürſt Metternich," rief der Kaiſer mit ſeltſamer Betonung. „Es iſt eine neue Welt geworden, die wieder beherrſcht ſein will, Sie, Fürſt, ſollen die Stütze meines Hauſes werden. Sie ſind mir ein gewandter Mann, aber Sie ſtanden bis jetzt unter meiner Leitung. Werden Sie im Stande ſein, ganz ſelbſtſtändig, d. h. nicht etwa ungebunden, zu handeln?"

„Ew. Majeſtät mögen ſich von der unerſchütterlichen Treue Allerhöchſtihres Dieners überzeugt halten."

„Ihre Treuloſigkeit, Fürſt, wäre Ihr eigenes Verderben. Das Haus Habsburg iſt nicht ſo leicht zu verrathen, es hat wachſame Augen und ſchonungsloſe, grauſame Strenge. Das Haus

Habsburg hat furchtbare Wächter, die man nicht ungestraft zu täuschen, einzuschläfern oder wegzuräumen sucht. Sie können nur für das Haus Habsburg etwas sein, gegen dasselbe werden Sie zermalmt, auch wenn Sie mein Arm nicht mehr erreichen kann. Sie kennen wohl den habsburgischen Haß und die habsburgische Rache?" Der blasse Minister wurde noch blasser, die Aufregung des Kaisers trat auf dem kranken Gesichte hervor. — „Also nicht von Ihrer Treue kann die Rede sein, für diese bürgt mir Ihr Verstand und die Nothwendigkeit; es handelt sich nur um Ihre Fähigkeit."

„Ew. Majestät," antwortete der Minister, „ich habe etwas zu lernen Gelegenheit gehabt."

„Ja, Sie haben es gesehen, wie man regiert trotz Hindernissen und Gefahren. Sie wissen es, wo man überall die Augen, die Ohren und die Arme haben muß, wenn man das Steuerruder des Staatsschiffes in der Hand behalten will, wie man wirken muß, im Geheimen und öffentlich, in der Nacht und am Tage, mit dem Gerüst, mit Gift und Dolch, durch Bestechung und

durch Liſt und Gewalt. Sie wiſſen, daß man auf die Niederträchtigkeit, Gemeinheit, Beſtechlichkeit, auf die Habſucht und den Eigennutz der Menſchen rechnen und bauen muß, wenn man feſt ſtehen will. Unſere Feinde müſſen ſich verrechnen, wie ſich mein Onkel Joſeph verrechnen mußte."

„Habe ich dem Allerhöchſten Willen bis jetzt nicht ganz entſprochen, ſo werde ich in Zukunft bemüht ſein, ihm beſſer nachzukommen."

„Ich war mit Ihnen zufrieden, ſonſt ſtände der Fürſt Metternich jetzt nicht vor mir. Sie haben Kopf und Muth, Sie haben vor keinem Auskunftsmittel, wenn es zum Ziele führte, nach Art ſchwacher Naturen zurückgebebt. Sie haben den Grundſatz vollkommen begriffen, daß, wer herrſchen, wer gebieten will, kein Menſchenleben ſchonen darf. Sie haben Viele geopfert, Fürſt Metternich, ohne zu zaudern, ohne ſich zu bedenken. Polen, Ungarn, Italiener haben unter Ihren wie unter meinen Veranſtaltungen geblutet; Thorheit, vor dergleichen zurückzuſchrecken, als ob es zu wenig Menſchen und nicht zu viel Widerſpenſtigkeit gebe!

Damals, als königliches Blut in Frankreich geflossen, als das Haupt eines Königs und sogar einer Tochter unseres Hauses unter den rohen Händen des Pöbels gefallen, da habe ich ihnen geopfert, den erzürnten Manen, ich habe ihnen fürchterlich geopfert; Jeder wurde vernichtet, der sich vermaß, einen Gedanken von dort drüben, von dem verfluchten Boden aufzunehmen. Die Habsburger haben sich von jeher auf das Geschäft der Rache verstanden. Meine Polizei hatte viel zu thun, damals. Sie, Fürst, haben sich ausgezeichnet. Sie sind vor keiner That zurückgetreten, und es sind nur Thoren, die mit weichem Herzen und zarten Händen das Regiment über diese bunte, zügellose, ausschweifende Menge, die man Volk nennt, führen wollen. Der furchtbare Cardinal Richelieu war das Glück Ludwigs XIII., seien Sie das Glück meines Sohnes, Fürst. Haben Sie den Muth, für den Segen unseres Hauses den Fluch und die Verwünschungen der Völker hinzunehmen?"

„Ich habe ihn, beim allmächtigen Gott," antwortete der Minister, „ich habe ihn schon ge-

habt, Ew. Majeſtät!" ſetzte er mit einiger Raſchheit hinzu.

„Es iſt nöthig, daß wir uns über die Politik für die Zukunft, d. h. nach meinem Abſterben, in Oeſtreich verſtändigen. Sprechen Sie, Fürſt, was erachten Sie für nöthig? Haben Sie die inneren Verhältniſſe des kaiſerlichen Palaſtes ins Auge gefaßt?" —

„Das Allerhöchſte Kaiſerhaus war ſowohl in ſeinen innern als äußern Beziehungen der Gegenſtand meiner unausgeſetzten, geſpannteſten Aufmerkſamkeit; doch in gebührender Unterthänigkeit wage ich nicht, dieſe Allerhöchſten Intereſſen meinem Urtheile, meiner Entſcheidung zu unterwerfen."

„Mein Sohn Ferdinand," nahm der Kaiſer wieder das Wort, „der nach meinem Tode den öſtreichiſchen Thron beſteigen wird, iſt ſchwachen Geiſtes und kinderlos;" bei dieſen Worten breitete ſich Schwermuth und tiefe Trauer über das Angeſicht des Kranken. „Dieſer ſchmerzliche Gedanke verfolgte mich im Leben und verbittert mir den Tod. Mein Sohn iſt eine ſchwache, kahle

Stütze der Krone, die ich mit ſo viel Schweiß und Blut aus dem Abgrund wieder heraufgehoben. Mein Sohn iſt ein ſchwacher Stamm ohne Blüthe, ohne Zweige. Doch das iſt ein Verhängniß. Hätte die neapolitaniſche Prinzeſſin Schuld an der Kinderloſigkeit, ſo hätten wir getrachtet, ſie auf die eine oder andere Weiſe einzutauſchen gegen eine fruchtbare Gemahlin. — Napoleon hat es gezeigt, wie man das anfängt; wir hätten es vielleicht noch anders gemacht. — Dem Vorurtheil darf bei wichtigen Gelegenheiten kein Recht eingeräumt werden. Die Sache verhält ſich aber nicht ſo und es iſt von dieſer Seite keine Abhilfe zu erwarten.

Die ſtolze, herrſchſüchtige Wittelsbacherin, die mit vielen geſunden Prinzen geſegnet iſt, ſieht hoffnungsvoll und triumphirend die Unfruchtbarkeit meiner Schwiegertochter, die völlige Unfähigkeit meines kranken Sohnes. Ihr Gelüſten zu regieren wird ſich mit der Ausſicht für einen ihrer Söhne nicht zufrieden geben; ſie wird eine entfernte, glänzende Zukunft ſich und ihrem Einfluß und ihrer Betheiligung näher zu rücken

habt, Ew. Majeſtät!" ſetzte er mit einiger Raſchheit hinzu.

„Es iſt nöthig, daß wir uns über die Politik für die Zukunft, d. h. nach meinem Abſterben, in Oeſtreich verſtändigen. Sprechen Sie, Fürſt, was erachten Sie für nöthig? Haben Sie die inneren Verhältniſſe des kaiſerlichen Palaſtes ins Auge gefaßt?" —

„Das Allerhöchſte Kaiſerhaus war ſowohl in ſeinen innern als äußern Beziehungen der Gegenſtand meiner unausgeſetzten, geſpannteſten Aufmerkſamkeit; doch in gebührender Unterthänigkeit wage ich nicht, dieſe Allerhöchſten Intereſſen meinem Urtheile, meiner Entſcheidung zu unterwerfen."

„Mein Sohn Ferdinand," nahm der Kaiſer wieder das Wort, „der nach meinem Tode den öſtreichiſchen Thron beſteigen wird, iſt ſchwachen Geiſtes und kinderlos;" bei dieſen Worten breitete ſich Schwermuth und tiefe Trauer über das Angeſicht des Kranken. „Dieſer ſchmerzliche Gedanke verfolgte mich im Leben und verbittert mir den Tod. Mein Sohn iſt eine ſchwache, kahle

Stütze der Krone, die ich mit ſo viel Schweiß und Blut aus dem Abgrund wieder heraufgeholt. Mein Sohn iſt ein ſchwacher Stamm ohne Blüthe, ohne Zweige. Doch das iſt ein Verhängniß. Hätte die neapolitaniſche Prinzeſſin Schuld an der Kinderloſigkeit, ſo hätten wir getrachtet, ſie auf die eine oder andere Weiſe einzutauſchen gegen eine fruchtbare Gemahlin. — Napoleon hat es gezeigt, wie man das anfängt; wir hätten es vielleicht noch anders gemacht. — Dem Vorurtheil darf bei wichtigen Gelegenheiten kein Recht eingeräumt werden. Die Sache verhält ſich aber nicht ſo und es iſt von dieſer Seite keine Abhilfe zu erwarten.

Die ſtolze, herrſchſüchtige Wittelsbacherin, die mit vielen geſunden Prinzen geſegnet iſt, ſieht hoffnungsvoll und triumphirend die Unfruchtbarkeit meiner Schwiegertochter, die völlige Unfähigkeit meines kranken Sohnes. Ihr Gelüſten zu regieren wird ſich mit der Ausſicht für einen ihrer Söhne nicht zufrieden geben; ſie wird eine entfernte, glänzende Zukunft ſich und ihrem Einfluß und ihrer Betheiligung näher zu rücken

verſuchen, und das darf ihr nicht gelingen, merken Sie ſich's, Fürſt Metternich, das darf nicht geſchehen. Mein Sohn Ferdinand muß auf ſeinem Thron ſitzen, unangefochten bis an ſein Lebensende. Käme es anders, ſo wäre es Zerrüttung im Hauſe. Mein Sohn ſoll und muß die Krone tragen; die Geiſtesſchwäche eines Fürſten darf nichts verſchlagen; das Volk muß an Gottes Gnade, an die Heiligkeit des Geſalbten, an die Erblichkeit der Krone glauben. Der Geiſt des Hauſes Habsburg wird regieren, aber im Namen meines Sohnes Ferdinand. Alles Nöthige zur Unterſtützung dieſer meiner Beſtimmung wird geſchehen. Von Ihnen erwarte ich, was ich von Ihnen erwarten kann. Sie werden ein treuer Diener meines Hauſes, ein unwandelbarer Vollſtrecker meines Willens bleiben."

Der Miniſter verbeugte ſich ſtumm und gerührt mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit, der Hingebung, der tiefſten Unterthänigkeit, und der Kaiſer fuhr fort: „Nun zu den eigentlichen Staatsangelegenheiten. Wir wollen über den Weg ſprechen, der einzuſchlagen und feſtzuhalten

ist in Gegenwart und Zukunft, um Gefahren abzuhalten oder ihnen zu begegnen; denn es ist nicht zu leugnen, daß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein Geist spukt und hie und da zum Vorschein kommt, der beobachtet und gebannt werden, den man unausgesetzt bekämpfen muß."

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich die Mittel, durch welche die Dinge auf's Beste festzustellen sind, darlege," versetzte der Minister.

„Sprechen Sie," erwiderte der Kaiser.

Der Minister begann. „Frankreich muß das Hauptaugenmerk der östreichischen Regierung bleiben; dort gibt es Köpfe, die nach anderen Gesetzen, als die den bestehenden europäischen Verhältnissen zum Grunde liegen, zu denken wagen. Louis Philippe ist ein vortreffliches Auskunftsmittel, ist eine glückliche Ablagerung nach einer gefahrvollen Krise, aber noch immer eine Krankheit; er ist ein Bürgerkönig, eingeschüchtert durch die imposante gekrönte Gesellschaft, in die er unerwartet gerathen, er ist durch einen freundlichen Blick bestochen, durch einen unfreund-

lichen zerknirscht; er ist ein guter, solider, zahmer, ängstlicher Mann, der Alles für seine Familie thun will, eine Art Kaufmann, der sich seine Geschäfte auf's Beste besorgt und in seinem Betrieb nicht gestört sein will. Man muß das gute Einverständniß mit ihm erhalten, was ohne das geringste Opfer durchzuführen ist, aber dennoch die Legitimisten gegen ihn und gegen seine Dynastie möglichst ermuntern und unterstützen. Er muß gehalten werden nach Unten, und bekämpft von Oben, er muß angefochten werden wegen seiner Erstehung und geschont, weil er eine Krone trägt; er muß in die Coalition der Fürsten hineingezogen werden, weil ihm als Bundesgenossen in Frankreich die Aufgabe gestellt werden soll, den widerspenstigen Geist des französischen Volkes bezwingen zu helfen, und weil er für diese Begünstigung es zu thun sich bereit zeigt. Aber er kann doch nie mehr sein als ein Geduldeter; er bleibt ein fremdartig Störendes, weil er doch eigentlich kein König — —"

„Er ist ein Usurpator," fiel der Kaiser ein, „und muß fallen, wie Napoleon fallen mußte!

Das bleibe die Aufgabe der östreichischen Regierung.“

„Das Einverständniß mit den andern Regierungen —“ hub der Minister wieder an.

„Hängt von dem Moment und von den zu erwartenden Vortheilen für mein Haus ab,“ unterbrach der Kaiser, „und kann nicht voraussichtlich, nicht principiell festgestellt werden. Sprechen Sie von dem Innern des Staates, von den leitenden Grundsätzen daselbst, aus denen sich die Maßnahmen nach Außen hin von selbst ergeben.“

„Ganz besonders auszubeuten bei Handhabung der Gewalt ist der Bürger; er ist das schmiegsamste und verwendbarste Werkzeug in des Meisters Hand und der größte Werth ist auf seine Brauchbarkeit zu legen.“

„Auf den Bürger der größte Werth? Wollen Sie die Macht des Blutes, wollen Sie die heiligste Tradition verleugnen, Fürst Metternich?“ frug der Kaiser heftig.

Nicht die leiseste Bestürzung zeigte sich an dem Minister bei dieser heftigen Aufwallung, bei diesem jähen Angriff von Seiten des Kaisers.

Mit der Ruhe und Sicherheit eines geübten Diplomaten bat er: „Erlauben Ew. Majestät, daß ich meine Behauptung klar mache und begründe.“

Der Kaiser nickte nicht ganz zufrieden mit dem Kopfe, und der Minister fuhr fort: „Allerdings sind der Adel und die Geistlichkeit die Hauptstützen des Thrones; aber damit diese es seien, damit sie es sein müssen, dazu ist die Kräftigung, die Unterstützung des Bürgerthums von Nöthen. Da mir das Allerhöchste Kaiserhaus das Höchste ist und bleibt, so sind mir die andern Kräfte im Staate untergeordnete Kräfte und Mittel. Der Adel soll und muß dem Throne am Nächsten stehen, aber zugleich von ihm in steter Abhängigkeit bleiben; der Adel hat Muth und Entschlossenheit und er dient nur einer Gewalt, die ihm dienlich. So wie er es vermag, reißt er die Herrschaft an sich; denn sein Stolz ist ohne Grenzen, und die Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit leben in ihm und treiben ihn nöthigenfalls zu kühnen Thaten. Der Adel hat sein selbstständiges politisches Leben; er dient nur dann dem Throne, wenn er dadurch

ſich ſelbſt zu nützen glaubt, wenn er muß. Erinnern ſich Ew. Majeſtät an die alten Kämpfe des Adels mit dem Königthum und an die ſchlimmen Streiche, die dieſem von jenem geſpielt wurden."

Die Züge des Kaiſers hatten ſich aufgeheitert, er nickte beifällig mit dem Kopfe und der Miniſter fuhr fort:

„Eben ſo iſt es mit den Vertretern der Kirche; ſie verfolgen mit großer Energie, mit ausdauernder Kraft, bald mit Fanatismus, bald mit Klugheit ihre eigenen Zwecke, und nur die Nothwendigkeit, der gemeinſame Vortheil oder die gemeinſame Gefahr verbindet ſie mit dem Throne; ſie können bei vorkommender Gelegenheit den Thron eben ſo bedrohen, wie unterſtützen. Das Erſte iſt Jahrhunderte hindurch geſchehen und es iſt hinreichend bekannt, welchen Kampf das Königthum mit der Kleriſei zu beſtehen hatte. Die gewerbtreibende Bürgerſchaft iſt ein träges, willenloſes Inſtrument, auf dem die verſchiedenen Kräfte ſpielen; der Thron muß es den Andern

abgewinnen. Die eigentliche Bürgerschaft ist ohne Aufschwung, ohne Muth, ohne Begeisterung, ohne Willen, ohne Entschluß; sie hat keine politischen Bedürfnisse; in Verfolgung materieller Interessen lebt und stirbt ihre Leidenschaft. Es ist der weiche, träge Lehm, der sich kneten läßt, wie man ihn braucht, von der Hand, die ihn eben am stärksten faßt. Es muß der Thron sein, der ihn knetet, sonst thut es die Kirche oder der Adel. Und die Schwere, vermöge welcher diese träge Masse wirkt, ist von der größten Bedeutung. Die Bürgerschaft ist der Dünger im Staate, er ist ekelerregend, allein er befruchtet — und der Thron kann ihn für seine Saaten verwenden; er muß es nach den bestehenden Verhältnissen sogar."

„Sie haben Recht, Minister, es ist so wie Sie sagen, ich habe mich in Ihnen nicht geirrt;" sprach mit voller Zufriedenheit der Kaiser.

„Aus der Bürgerschaft rekrutiren wir unsere beste Polizei," fuhr der Minister fort. — „Der Adel ist zu stolz, um sich zur Spionerie brauchen zu lassen. Der Bürger ist uns willfähriger

Beamter; denn er sucht mit kleinlicher Berechnung sein sicheres Auskommen und verkauft dafür nöthigenfalls seine Seele, seinen Glauben, seine Ueberzeugung. Der Bürger ist der solide Soldat; der Bürger ist ohne alle Grundsätze, ohne eine Idee, die selbst den Pöbel bestimmt und darum ist Alles aus ihm zu machen, und darum ist er die eigentliche Grundlage, die eigentlichste Befestigung unseres Polizeistaates. Das Militär ist die disciplinirte, willenlose, materielle Kraft, die im Innern nur als Reserve zu betrachten ist; wenn diese angewendet wird, ist die Schlacht zum Theil verloren. Die Wirksamkeit durch die Polizei, durch Aemter, Würden, Stellung, das System der Ueberwachung, der Reihenfolge und der ewigen Bevormundung müssen den Staat erhalten und die materielle militärische Gewalt überflüssig machen. In Oestreich insbesondere fügen wir der ausgesprochenen und bereits ins Leben gerufenen Organisation die Unterhaltung und Förderung des Nationalitätenzwistes hinzu, wodurch die Regierung in jeder Provinz festen Fuß behält und über Leiden-

schaften verfügt, die sie vortheilhaft ausbeuten kann."

Der Kaiser reichte dem Fürsten die Hand und sprach: „Sie bleiben der Minister meines Sohnes."

Metternich küßte die kalte, knöcherne Hand des Kaisers und fuhr fort: „gegen die excentrischen Köpfe, gegen aufrührerische Gedanken und Worte, gegen jedes Individuum, das sich in That oder nur Gedanken der Vormundschaft der Krone entziehen will, schonungslose, blutige Verfolgung wie bisher. Nur das Haupt des Staates darf denken, die Glieder müssen gehorchen."

„Schonungslose, blutige Verfolgung, Fürst. Tod einem Jeden, hören Sie, oder ewige Nacht im Kerker, der es im Entferntesten wagt, an das Eigenthum meines Hauses mit einem Gedanken oder einem Worte zu tasten. Haben Sie ein wachsames Auge auf die Polen und Lombarden. Vernichten Sie, wie ich vernichtet habe, die Empörung gegen eine Gewalt, die Jahr-

hunderte besteht und fortbestehen muß; muß, sage ich.“ — — — —

Die plötzliche Aufregung griff den Kaiser sichtlich an, denn er sank nach diesen Worten erschöpft auf sein Lager zurück. Der Minister beobachtete ein anhaltendes Stillschweigen. Sich windend, als ob er mit Schmerzen kämpfte, sprach der Kaiser nach einigen Minuten mit matter, fast erloschener Stimme: „Sie kommen wieder, die Gespenster; — mein Enkel, der Herzog von Reichsstadt an der Spitze, — was wollen sie, was wollen sie von mir!?“ Der Kaiser ächzte auf wie ein Gefolterter, der Minister blickte mit starrem Entsetzen und rathlos auf die entstellten Züge des Kaisers.

„Nein, nein, nein!“ begann dieser wieder mit der heftigsten Anstrengung, fast schreiend, „Ihr seid Nichts und ich weiß es, daß ihr Nichts seid.“ Nun schlug er wieder die Augen auf, athmete schwer auf, wie nach schwerer, überstandener Arbeit, und blieb einige Augenblicke, den Minister betrachtend, ruhig liegen. Dann erhob er das Haupt, erschloß ein Fach des nahe am

Krankenbette stehenden Tischchens, nahm ein zusammengefaltetes Papier aus einem Portefeuille und überreichte es dem Fürsten mit den Worten:

„Meinem Sohne fehlt das Gedächtniß und er könnte leicht mein Vermächtniß, daß er Sie, so lange er regiert, an der Spitze der Staatsgeschäfte belassen soll, vergessen. Sollte dieses vorkommen, so zeigen Sie ihm dieses Document. — Wir sind fertig; leben Sie wohl." —

Der Minister zeigte die tiefste Rührung, sogar eine Thräne soll sich bei dieser Gelegenheit in seinem Auge haben blicken lassen.

„Ew. Majestät müssen und werden fortleben," waren seine Worte; „Gott muß die Stimmen der Tausende, die für das Leben Ew. Majestät flehen, erhören."

„Lassen Sie das," sprach der Kaiser, „schicken Sie mir meinen Pater herein, der draußen wartet, damit er meine Beichte höre." Der Kaiser winkte, der Minister ging und that wie ihm befohlen wurde.

Die Höflinge beugten sich noch tiefer als sonst vor dem Minister, der eine so lange Audienz bei

dem sterbenden Kaiser gehabt. Ihre Blicke, die sich prüfend an die Züge des allmächtigen Mannes hefteten, um den Gesammtausdruck des Vorgekommenen herabzulesen, erspähten nichts, so sicher hatte der Diplomat den Jubel seines Herzens in seinem Innern verborgen. Er schritt ernst und stumm durch die Gänge der kaiserlichen Burg und kehrte in seinen Palast zurück.

II.

Ein Rebell.

Erſchüttert bis in ſein innerſtes Weſen von den verſchiedenen Eindrücken, die an ihn, den kalten, unerſchütterlichen Mann ſich herangedrängt, kehrte der Fürſt Metternich von der letzten Unterredung mit dem todtkranken Kaiſer Franz zurück.

Der Kampf, in den der Kaiſer vor ſeinem Scheiden mit ſeinen Gedanken verwickelt war, die rieſige Anſtrengung, deren er bedurfte, damit er ſiege, der Unbeſiegbare, über Ahnungen und Gefühle, die ihm bis zu dieſem Augenblick fremd geweſen, die Wirkungen der Todesſchauer, die ſich nach Außen wie nach Innen geltend machten, und keineswegs von dem mächtigen

Monarchen ganz bezwungen werden konnten, die Zwecklosigkeit des menschlichen Lebens, Ringens, Thuns, das so scharf und schreiend heraustrat, und die Nichtigkeit der Dinge, die so groß und wichtig auftraten, und vor dem brechenden Auge zusammenschrumpften, fast verschwinden, die Erinnerungen an Momente und Handlungen, die der Kaiser herauf beschworen, die zu dem Minister in nahen Beziehungen standen, und vielleicht jetzt zum ersten Mal einen unheimlichen Beigeschmack merken ließen, Alles dies von der einen Seite, und von der andern die Größe, Macht und Herrlichkeit, die sich ihm nun in grenzenloser Ausdehnung, nicht etwa als eine blasse Hoffnung, sondern durch das Vermächtniß des Kaisers als eine sichere Aussicht darstellten, und mit gewandter Ueberlegenheit den gebeugten, menschlichen Sinn in Anspruch nahmen, aufrichteten: also selbst dieser Widerstreit der Empfindungen griff an die Spannkraft, an die Nerven des Diplomaten.

Metternich war bis jetzt nur der erste Diener des Kaisers; er war ohne die geringste Selbst-

ſtändigkeit, und in keiner wichtigen Frage ſtand ihm eine unabhängige Entſcheidung zu, denn Franz I. prüfte ſelbſt und entſchied. Metternich war ſein Werkzeug, ſeine Kreatur, der ſcharfe Pfeil in der Hand des mächtigen Schützen, nichts weiter. Nun aber ſollte er zur Allmacht gelangen, er ſollte faſt unabhängig den Staat lenken, regieren, beherrſchen; der Kaiſer und die Verhältniſſe ſollten ihm zu dieſer Höhe emporhelfen; der Gedanke erfaßte ihn, überwältigte ihn faſt, er machte ihn dem Andrange der andern Eindrücke ſtreitig.

Der Fürſt befahl den harrenden Dienern Lichter in ſeine Arbeitsſtube zu bringen, in welche er ſich wieder begab, um, wiewohl es ſchon eine Stunde nach Mitternacht war, die unterbrochene dringende Arbeit wieder aufzunehmen; es war ihm unmöglich, ſeine Gedanken ſo zu ſammeln; er ſank erſchöpft auf die Lehne des Fauteuil's zurück, und überließ ſich ſeinen kämpfenden, ſtürmenden Gedanken. Vielleicht das erſte Mal in ſeinem Leben wurde ihm das Bedürfniß fühlbar, ſich mitzutheilen, Freunden zu haben, der

ihm tragen helfe, ihm erleichtere das Gewicht der Ereigniſſe, das Gewicht ſeines mächtigen Schickſals. In raſcher Aufzählung führte er ſich die Namen und Geſtalten des Haufens vor, der ihn täglich, ſtündlich umſchwärmt, umlagert, der ſich benützen läßt und Vortheil ſucht, der mit ſeinen Wünſchen kommt, ſeine Zwecke verfolgt, und mit unermüdlichem Eifer nach Gunſt und Glück jagt. Bei keinem Einzigen hielt er an, kein Einziger aus dem ganzen Schwarm fand ſich, zu dem er Vertrauen hegte, den er würdig gefunden hätte, das Heimliche, Verborgene ſeines Weſens, die Räthſel und Geheimniſſe ſeines Lebens zu enthüllen.

„Nichts als ſchwebende, ſummende Mücken um meinen Glanz,“ murmelte er vor ſich hin. „Nichts als Feinde oder Sclaven, nichts als Narren und Schwächlinge, eben ſo unfähig als ehrgeizig, eben ſo gemein als anmaßend und ſtolz, eben ſo niedrig als übermüthig, eben ſo ſelbſtſüchtig als heuchleriſch, ein unleidlicher Troß, den man nur verachten, von dem man ſich nur ſchmeicheln und dienen laſſen kann.“

Seinen Gedanken, die eben nicht erquicklich waren, wurde der Minister durch seine Frau entrissen, die gegen ihre Gewohnheit, und mit einer gewissen Hast in die entlegene Geschäftsstube ihres Gatten trat.

„Du bist es, Melanie?" sprach der Minister, indem er sich mit ritterlicher Höflichkeit von seinem Sitz erhob.

„Du warst beim Kaiser, Clemens?"

„So eben bin ich von ihm zurückgekehrt."

„Ist es wahr, was sich in der Stadt verbreitet, daß der Kaiser dem Tode verfallen ist?"

„Verbreitet sich die Nachricht schon in der Stadt?" frug der Fürst.

„Was hat Dir der Kaiser gesagt?"

Der Minister sah bei dieser Frage seine Gattin an; ein tiefes Bedauern, daß sie ihm nie gewesen, was sie ihm sein konnte, sprach sich in diesem Blicke aus, als er antwortete: „Nichts von Bedeutung. Se. Majestät haben Abschied von mir, als von einem treuen Diener genommen."

„Das ist eben keine besondere Auszeichnung;

dieſelbe Ehre wird der Kaiſer auch ſeinem Kammerdiener zu Theil werden laſſen, und darum lohnte es ſich wohl nicht, der Fürſt Metternich zu ſein."

„Wir ſprachen auch über Staatsangelegenheiten," bemerkte leicht hin der Fürſt.

„Was wird aus uns, Clemens, wenn der blöde Ferdinand auf den Thron gelangt? wirſt Du bleiben, was Du biſt?"

„Ich hoffe es."

„Am Ende wirſt Du mit halbem Gehalt in Ruheſtand verſetzt, und kannſt in friedlicher Zurückgezogenheit den Armen und Dürftigen Wohlthaten erweiſen; gewiß ein ſchöner Beruf für einen Exminiſter, und eine treffliche Erholung nach einem langen, mühſamen Wirken. Clemens, Du mußt dafür ſorgen, daß es nicht dahin kommt."

„Es ſteht vielleicht dem Fürſten Metternich eine andere Zukunft in Ausſicht, als der ätzende, gallichte Scharfſinn ſeiner Gattin vorausſetzt."

„Wem willſt Du es denn vertrauen, wenn nicht mir?" frug die Fürſtin entrüſtet, „etwa

Deinem Lakei oder Kutscher, oder sonst so einer hochgestellten Person?"

„Melanie!" sprach der Fürst ganz ruhig, „Du bist wieder im Zuge; laß das aber, ich bitte Dich darum in diesem Augenblicke; es sei Dir somit gesagt, daß mein Stern noch höher zu steigen beginnt."

„In dem Falle mußt Du für meine Brüder mehr thun, als bisher; Edmund muß eine ansehnlichere Stelle in der Armee bekommen; er soll Kapitain, Oberst, General werden."

Verachtung und Unwillen, kaum zu bezwingen, traten in die Züge des Ministers. „Schon gut," gab er seiner Frau zur Antwort, und wandte sich, um anzudeuten, daß er die Unterhaltung beendet wünsche.

„Es sind einige Freunde da, komm doch in den Saal, Clemens," verlangte die Fürstin, die nun in eine bessere Stimmung gebracht war: „die Fürstin Roben ist auch da," setzte sie hinzu, und der Fürst, nach Mittheilung, nach Gesellschaft, nach einem besänftigenden Mittel für seine stürmenden Gedanken lüstern, folgte seiner Gat-

tin in den Saal, wo die engern Freunde des Hauſes, oder vielmehr der Fürſtin, als ein geräuſchloſer Zirkel beiſammen ſaßen; es war für dieſen Abend die Zuſammenkunft einer großen, glänzenden Geſellſchaft bei dem Fürſten Metternich beſtimmt geweſen; allein die eingetretene Krankheit des Kaiſers hatte den Einladungskarten Abſagebriefe folgen laſſen, und nur die faſt tägliche Geſellſchaft mit den zufälligen, planloſen Variationen fand ſich ein.

Der Saal, in welchen der Fürſt mit der Fürſtin trat, war ſchimmernd und doch auch behaglich; die feinſten Parketten von weißer und ſchwarzer Farbe waren in angenehmer und regelmäßiger Abwechſelung derart an einander gereiht, daß ſie verſchiedene geometriſche Figuren bildeten; die Vorhänge waren blau und weiß vom feinſten Spitzengrund, den der Luxus dieſem Gebrauch angewieſen. Vier Spiegel, jeder in Manneshöhe und von einem Stück, prangten an den vier Wänden, der ſtrengen Vorſchrift der Mode entgegen, welche die Anwendung von mehr als einem Spiegel für dieſe Art von Geſell-

ſchaftszimmer entſchieden und ausdrücklich verbietet, folglich nur nach dem revolutionären, ſouveränen Geſchmack der Fürſtin. Um verſchiedene Tiſchchen vom feinſten Mahagoni ſtanden Stühle, Fauteuil's, Cauſeuſen, Balzacs mit blauem Sammet überzogen, um nöthigenfalls verſchiedene Gruppen mit verſchiedener Unterhaltung aufzunehmen. Alles mögliche Spielmaterial, als Karten, Damenbret, Domino, Käſtchen von feinſt gedrechſelter Arbeit mit Spielmarken, war vorhanden.

Jedes einzelne Stück Meuble war ein Meiſterſtück der Werkſtatt von dem vorzüglichſten Handwerker, dem Lenker der Schickſale mit aller Mühe und Sorgfalt nach der ſtrengen Forderung der Fürſtin angefertigt.

Um einen Kamin, in welchem eine muntere Flamme ſpielte und wärmte, befand ſich ein Halbkreis von gepolſterten Sitzen, ſo daß man, wie in verſchollener Zeit, die nur noch in Märchen lebt, traulich an wärmender Flamme beiſammenſitzen und ſich vergnügen konnte, wenn ſich nur erſt die Traulichkeit, die es einſt gege-

ben haben ſoll, hier wiedergefunden hätte. Zwei Diener kredenzten Thee.

Als ihre Durchlauchten eintraten, erhoben ſich die Anweſenden ehrerbietig, ganz erſtaunt über das Erſcheinen des Miniſters, der ſich nur ſelten an dieſen Privatunterhaltungen ſeiner Frau zu betheiligen pflegte.

Metternich begrüßte mit einem äußerſt freundlichen Lächeln und mit der feinſten Höflichkeit die Gäſte. Mit der ausgeſuchteſten Galanterie, die dem verliebten Hofe des berühmteſten Bourbons Ehre gemacht hätten, näherte er ſich zunächſt der reizenden Wittwe, der Fürſtin Roben, und ſie waren bald abgeſondert mit einander im Geſpräche.

„Der frühe Tod eines Gatten hat auch ſeinen Vortheil," bemerkte der Miniſter, „ſonſt gäbe es keine jungen, bezaubernden Wittwen, die reizendſte Frauengattung, an der man Alles findet, was anziehend, intereſſant und gewinnend iſt."

„Ich fühle mich veranlaßt, Wittwe zu bleiben, wie traurig der Stand auch ſein mag,"

gab eine wohlklingende Frauenstimme höflich zur Antwort.

„Sie haben dazu die Verpflichtung, Fürstin; Sie dürfen nicht so viele Hoffnungen tödten, um eine einzige zu erfüllen.“

„Das kommt nach dem Code civile der Frauen auf die hoffenden an, Ew. Durchlaucht.“

„Sollte unter Allen kein Einziger sein, der all' Ihre Rücksicht in Anspruch nimmt, Fürstin?“ frug der Fürst, und beobachtete mit Aufmerksamkeit die Dame.

„Verdienste vor einer Frau sind nicht, wie Verdienste um den Staat, Ew. Durchlaucht, die Jeder anerkennen muß; das Herz ist ein launiges, sogar ein ungerechtes und dennoch unumschränktes Tribunal.“

„Es gibt Eigenschaften und Vorzüge, die einem Frauenherzen eben so imponiren, wie der Volksmeinung.“

„Ich weiß nur zwei Menschen, von denen ich diese Behauptung in ihrer ganzen Ausdehnung gelten lassen kann.“

Der Fürst wartete auf die Angabe dieser zwei

Helden, und die Fürstin, das war offenbar, wartete auf die Frage nach ihnen; der Fürst mußte sich also bequemen zu fragen, und that es so leicht, so hinwerfend:

„Darf man es wissen, wer diese sind?"

„Der Kaiser von Rußland und Ew. Durchlaucht," antwortete die Fürstin, leicht erröthend, allen Ernst zusammen nehmend, den sie in diesem Augenblicke, da sie zum unendlichen Lachen geneigt war, nur finden konnte; die Verstellung gelang ihr, dem verschlagenen Diplomaten gegenüber; der Fürst war durch diese Antwort überrascht. Er dankte für dieses Compliment mit einer stummen, tiefen Verbeugung.

„Wissen Sie aber, Fürstin," begann er nach einer Pause, welche dem Verstummen des Entzückens zugeschrieben werden konnte, „wissen Sie, daß ich stolz gemacht und gedemüthigt zugleich bin?"

„Zu viel Ehre für mich, Ew. Durchlaucht!" sprach die Gräfin, und senkte wie verschämt den schönen Kopf und die Augen.

„Stolz bin ich, daß ich in Ihrem Herzen, rei-

zende Frau, neben dem Manne ſtehe, den ich hoch verehre, vor dem ich mich beuge; gedemüthigt, daß ich nicht allein, ganz allein es bin, der dieſem Herzen imponirt." — — —

„Der die Hoffnung aller Andern tödtet ..... wo iſt die Philanthropie Ew. Durchlaucht?" ergänzte die Fürſtin.

„Ich geſtehe, daß ich in dieſem Falle egoiſtiſch bin, Fürſtin," erklärte der Miniſter mit ſo zarter Betonung, als ſie nur die innigſte Zärtlichkeit finden kann.

Die Fürſtin ſchwieg und wartete, ſich an den ſeltſamen Geberden des Diplomaten weidend, auf den Fortgang der Unterhaltung.

Der Miniſter bedachte ſich einige Augenblicke und ſuchte nach einem neuen Anknüpfungspunkte für die Unterredung, deren Ziel er noch nicht erreicht hatte.

„Haben Sie Se. Majeſtät den Kaiſer von Rußland öfter geſehen?" frug er halb laut und mit gepreßter Stimme, als koſtete ihn, dieſen Gegenſtand zu berühren, die größte Ueberwindung.

„Nicht zu oft," antwortete die Fürstin, ohne die leiseste Veränderung in ihrer Miene.

„Hat der Kaiser Ihre Gesellschaft nicht gesucht?" frug er wieder im Tone eines Eifersüchtigen.

Die Fürstin schien im höchsten Grade verlegen und antwortete: „Wer weiß das zu unterscheiden, was Zufall oder Absicht ist!"

„Sie allein können es in dem Falle; denn keiner Frau entgeht dieser Unterschied, wenn es sie betrifft."

„Ich?" lispelte die Fürstin verlegen, die Blicke zu Boden senkend.

„Nicht diese Zurückhaltung, Fürstin," sprach nun der Minister mit Emphase; „schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich muß es haben, und es soll nicht zu viel sein, was ich verlange, um was ich Sie bitte, sehr bitte! Ich biete Ihnen meine volle Freundschaft dafür."

„Sie haben mein Vertrauen, Durchlaucht."

„Hat Sie der Kaiser von Rußland wirklich durch seine besondere Huld ausgezeichnet?"

„Er that es, Ew. Durchlaucht," antwortete

die junge Dame verschämt; der Minister that, als wäre er sehr ergriffen durch diese Mittheilung, und als faßte er sich mühsam wieder, lenkte rasch und gewandt von dem Gespräche ab, und leitete die Fürstin, ohne daß sie es merkte, zur übrigen Gesellschaft; diese bestand aus dem Fürsten Paul Esterhazy, dem Fürsten Windischgrätz, dem Grafen Dippold, dem Baron Hügel.

Der ganze Kreis schwieg ehrerbietig, so wie der Fürst sich ihm näherte, und erwartete lauschend ein Wort aus seinem Munde. „Sie wissen, meine Herren," begann der Minister, „welcher beklagenswerthe Unfall das ganze östreichische Vaterland, uns Alle zu treffen droht, und welchen Gott allein mit seiner Allmacht abzuwenden vermag: unser allergnädigster Kaiser ringt mit dem Tode!"

„Das Vaterland und jeder treue Unterthan Sr. Majestät fühlt die Größe des Verlustes," nahm der Fürst Paul das Wort, „aber auch niemals lebhafter den Segen einer geordneten, festen Regierung. Alles wird trauern, aber Niemand wird leiden unter der Heimsuchung, denn

in jedem guten Oeſtreicher lebt die Hoffnung, daß er unter dem Scepter Ferdinand's eben ſo glücklich ſein werde, wie unter dem ſeines Vaters."

Ein freundliches Lächeln des Miniſters belohnte dieſe Worte, als er, zu dem ungariſchen Magnaten gewendet, erklärte: „Dieſe Hoffnung wird in Erfüllung gehen!"

„Wer könnte daran zweifeln," ließ ſich der Fürſt Windiſchgrätz vernehmen, ein grauer Mann mit harten Zügen, durch die kein geiſtiger Ausdruck drang, „daß der erhabene Sohn, des erhabenen Vaters würdig, mit demſelben fürſtlichen Heldenmuth die großen Vermächtniſſe einer ſchönen, hingeſchwundenen Zeit beſchützen und vertheidigen werde, gegen die Angriffe gemeiner, unnatürlicher Ideen, gemeiner, niedriger Menſchen, die ſchon durch ihr Blut zu Knechten, für den Koth geſchaffen ſind, und unmöglich höher ſtehen können, als ſie ſchon von der Natur geſtellt worden."

Der Miniſter fand offenbar keinen Gefallen an dieſem Sermon des alten Kriegers, denn ſein Lächeln, das für den Magyaren hervorgetreten

war, verlor ſich, als er ſprach: „Es lebe der Kaiſer Franz, es lebe der Kronprinz Ferdinand!“

Es entſtand eine kleine Pauſe hierauf; durch die kleine Unzufriedenheit, die an dem Miniſter zu erkennen war, die ſich übrigens Niemand zu erklären wußte, trat eine gewiſſe Spannung ein, die ſich Allen mittheilte, nur nicht der Fürſtin Metternich, die ſich mit dem Grafen Dippold und der Fürſtin Roben lebhaft unterhielt, ohne dem ernſten Geſpräche der übrigen Geſellſchaft die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Unterhaltung der Fürſtin drehte ſich um Dinge von ſehr untergeordneter Bedeutung, um Intereſſen, die nur in dem raffinirten Leben der ſogenannten höhern Geſellſchaft eine Rolle ſpielen. Die Unterhaltung der Fürſtin drehte ſich um Kunſt, Mode, Beziehungen, Eigenheiten und die Geſchichte von Perſonen, die ſich an dem inhaltloſen Treiben der hohen Geſellſchaft betheiligen, die bei dieſem ſeltſamen, kindiſchen Kampfſpiele mitwirken.

Der Graf Julius Dippold unterſtützte die beiden Damen durch geiſtreiche Bemerkungen,

durch ſcharfe, ſchneidende Kritik, durch Mittheilungen der komiſchſten, ergötzlichſten Art.

„Sie haben viel Glück, Graf Dippold," ſprach der Fürſt Metternich, der ſich zu dieſer Gruppe wandte, mit einiger Ironie. „Sie haben gleich bei Ihrer Ankunft die glänzendſte Saiſon, die ſeit Jahren Wien verherrlichte, gefunden."

„Ich habe auch meinem Adelsdiplom alle Ehre gemacht, Ew. Durchlaucht," antwortete der Graf, „Theater, Konzerte, Bälle, Praterfahrten und Ritte, Alles das habe ich mit dem größten Fleiße gepflogen, und habe, was das Wichtigſte iſt, ſonſt nichts gethan. Heißt das nicht ſeine Pflicht ganz erfüllen?"

Der Diplomat ſah den Sprecher mit durchdringenden Blicken an, ohne daß er zu ermitteln vermochte, ob es Ernſt oder Scherz, was der junge Mann ſo eben geſprochen. Das machte ihn ſtutzen, und veranlaßte ihn zur Fortſetzung des Geſprächs.

„Ich habe ſomit meine Pflicht verletzt, lieber Graf?" frug lächelnd der Miniſter.

„Mit Nichten, Ew. Durchlaucht, denn Sie haben Ihre Stellvertreter und ſind dispenſirt.“

Das Geſicht des jungen Grafen blieb wieder zur Ueberraſchung des Diplomaten ohne alle Veränderung, der mit dieſer Antwort unendlich zufrieden war, wenn er auch nicht ſicher wußte, ob er ſie in dem rechten Sinne deute.

„Was gedenken Sie für die Zukunft zu thun?“ frug der Miniſter den jungen Faſhionable.

„Ich werde die Sommerſaiſon in London zubringen, und den Herbſt in den Bädern, wo es am lebhafteſten hergeht. Was kann ein Edelmann Beſſeres thun, wenn er nicht ſelbſt die heiligſte Tradition beleidigen will.“

„Sind Sie nicht ehrgeizig?“

„Ich habe die Ehre, nach der ich gegeizt, in dem Hauſe Ew. Durchlaucht eine gaſtliche Aufnahme zu finden.“

„Haben Sie gar kein Streben?“

„Ich mache keine unrühmliche Ausnahme, Ew. Durchlaucht, aber der Fürſt Trautmannsdorf hat den herrlichſten Araber, der nicht feil iſt,

den möcht ich haben, es iſt der ſchönſte Fuchs, der je einen Sattel getragen.“

„Fühlen Sie ſich nicht tauglich zu Staatsgeſchäften?“

„Was fällt Dir ein, Clemens?“ rief lachend die Fürſtin. „Hat der Graf nichts Beſſeres zu thun? Er iſt in der kurzen Zeit unentbehrlich in den Salons geworden. Der Staat ſoll ſich andere Leute ſuchen.“

„Beſuchen Sie mich morgen in meiner Kanzlei, Graf Dippold,“ verſetzte der Fürſt nach einigem Nachdenken.

„Zu Dienſten, Ew. Durchlaucht,“ war die Erwiderung.

Das Geſpräch wurde wieder allgemein.

Der Miniſter forderte den Fürſt Paul Eſterhazy auf, von Ungarn zu erzählen, wo er eine Zeit lang ſeine Güter inſpicirt, und von wo er Tags zuvor zurückgekehrt war.

„Es gibt nicht viel Neues aus Ungarn zu berichten, Ew. Durchlaucht,“ nahm der Fürſt Eſterhazy das Wort, „ich habe Alles im Alten gefunden. Die Dinge ſind, wie ſie waren, der

Bauer iſt ein Bauer, der Edelmann ein Edelmann, wie ſonſt und jetzt. Nur in den Städten hat die Intelligenz neue Loſungsworte, neue Parolen vertheilt. In den Städten fühlt man den leiſen Hauch eines Geiſtes, der den Ungarn bis jetzt fremd war. Auf dem Landtag iſt die alte Hetze; ich habe ſie geſehen, die ſogenannte Oppoſition, ich habe das Gezwitſcher gehört, mit dem die Spatzen dem öſtreichiſchen Adler etwas anhaben wollen; ich habe gelacht und lache noch. Was für Leute ſind das! Nicht Kindern könnten ſie Furcht einjagen, geſchweige Staatsmännern, wie ſie an der Spitze der öſtreichiſchen Regierung ſtehen. Sie haben weder Talent, noch Popularität, noch ſonſt irgend einen Halt, und arbeiten der Sache ſchnurſtracks entgegen, für die ſie wirken wollen; ſie ſtärken die Regierung, ſtatt ſie zu ſchwächen."

„Wäre nicht beſſer, Fürſt Paul Eſterhazy, man ſchmiſſe die ganze Komödie, die ſie Conſtitution nennen, zum Lande hinaus?"

Der Befragte ſchien ſich zu bedenken und antwortete: „Warum ſollte man den Kindern das

ungefährliche Spielzeug nicht laſſen, Durchlaucht? Kinder ſpielen gern Erwachſene, die Ungarn wollen franzöſiſch ſpielen, was ſie am allerwenigſten können, was ſie nicht einmal verſtehen. Eine unſchädliche Paſſion, Ew. Durchlaucht, die man gewähren laſſen kann, wenn man zumal will. Es wird viel gelacht auf dem Landtage, wenn ſo ein Glied der Oppoſition ſich erhebt, und das Wort ergreift, und Lachen befördert bekanntlich die Verdauung; alſo auch eine diätetiſche Rückſicht, dieſe Poſſe fortbeſtehen zu laſſen. Der Staat braucht ja ſeine Theater, und auf etwas mehr oder weniger Koſten kommt es auch nicht an.“ Die ganze Geſellſchaft lächelte dem witzigen Erzähler zu.

„Ich habe nichts Erwähnenswerthes gefunden, bis auf einen jungen Mann, den Ew. Durchlaucht bereits kennen müſſen,“ fuhr der Magnat fort.

„Von wem ſprechen Sie, Fürſt?“ frug der Miniſter.

„Es iſt ein gewiſſer Lajos Koſſuth, der viel, der mehr als nöthig von ſich reden macht, der

unbedingt durch seine Landtagsberichte weit mehr schadet, als die gesammte Opposition in beiden Häusern."

„Sein Handwerk ist ihm bereits gelegt; das Blatt, das er herausgab, ist verboten," bemerkte die Durchlaucht.

„Das Blatt ist verboten, aber sein Handwerk ist ihm nicht gelegt, denn die Berichte erscheinen im Manuskript; sie vermehren sich selbst, wie es scheint, und fliegen wie neue Gedanken durch das Land."

„Und wie, ich weiß noch nichts davon! ich werde den Grafen Sedlnitzky darnach fragen," rief der Minister.

„Vorgestern ist ein solches Blatt erschienen, ich habe es gekauft, weil Niemand in ganz Preßburg den ganzen Tag über von etwas Anderem sprach, als von den Worten des Lajos Kossuth, und weil es keine Hand gab in Preßburg, die, wenn sie auch noch so nothdürftig die Kunst zu schreiben erlernt, nicht thätig gewesen wäre, diese Zeilen zu vervielfältigen. Hier ist das Corpus delicti, hier eine getreue deutsche Uebersetzung."

Der Fürst nahm zwei Blätter aus seinem Portefeuille.

„Lassen Sie doch hören, was er schreibt, dieser jugendliche Held," sprach der Minister, und der Fürst Esterhazy las Folgendes von dem Papier herab:

„Es ist nichts zu berichten über die Sitzung vom 27. Februar, wie eigentlich nichts zu berichten war über die Sitzungen der vorhergehenden Tage, der vorhergehenden Jahre, es bleibt immer dasselbe. Der König verlangt Leute, man bewilligt sie ihm, der König verlangt Geld, man bewilligt, der König verlangt Kräfte, man bewilligt, der König verlangt Gehorsam, man bewilligt noch mehr, als er verlangt; man kommt nur zusammen, um zu gewähren, zu bewilligen, zu gehorchen. Ob Ungarn Ursache hat, damit zufrieden zu sein, ob Ungarn dabei gewinnt oder verliert, wer kümmert sich um das, wer fragt nach dieser Geringfügigkeit, wer möchte sich zu einer reiflichen Prüfung dessen, wofür er sich entscheidet, durch diese Rücksicht veranlaßt fühlen! Ungarn ist ja nur ein Land, und kein König:

in Ungarn leben 14 Millionen Menſchen, aber ohne Kronen und Purpurmäntel. Vierzehn Millionen Menſchen bedeuten nichts, wenn ſie keine Kronen und Purpurmäntel tragen; wer wird dieſen eine Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn es gilt, dem König zu Willen zu ſein! Ungarn iſt ja nur das Vaterland, und es verleiht keine Aemter, keine Würden, keine Orden, denn es iſt ihm dieſes Recht genommen; es führt keinen glänzenden Hof, wo man ſich mit Freuden und Luſt berauſchen kann, und wo es durch ein gnädiges Lächeln die gemeine Geſinnung, die Feilheit und Erbärmlichkeit zum Kniefall bringt. Das ungariſche Vaterland iſt nicht der Sorge, nicht der Berückſichtigung werth; der König verlangt, und man bewilligt ohne Bedenken, ohne Prüfung. Die Erinnerungen der glorreichen Vorzeit verſchläft man in einer wüſten Nacht, vergißt man auf einem rauſchenden Hofball; die Kämpfe von den Vätern gekämpft, die zählen nichts, das Blut, das ſie bezahlt für des Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit, das hat der Boden längſt eingeſogen, man ſieht, man achtet es nicht. Was

sind das für leere Begriffe: Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit! Der König über Alles! Das versteht ein Jeder; denn der König und seine Minister haben Aemter, Würden und Orden zu vergeben.

„Ungarn mit seinen starken, edeln Söhnen, so treu, so ächt, so bieder, mit seinen Töchtern so schön, so reizend, so liebenswerth, das kann man leicht verrathen, das verräth man auch, denn was liegt daran, wenn man nur dem König treu ist und ergeben! Käme ein Reskript des Königs, das alljährlich tausend ungarische Jungfrauen zum Vergnügen für die ergebenen Knechte des Hofes verlangte, der Landtag bewilligte ohne Weiteres auch diese Schande Ungarns.

„Sie träten auch dann auf, die Väter des Landes und sprächen: „„Der König, der König, der gute König, der die Krone des heiligen Stephan trägt, verlangt die tausend Jungfrauen jährlich zum Gebrauche für den treuen Hofstaat; es ist der heilige Wille der Majestät, und es ist gewiß zum Heil und Segen des Landes, daß wir diese tausend Jungfrauen bewilligen; wir müssen

ſie bewilligen!““ — und von Beifall erdröhnte das Haus. Wagte es Einer dagegen aufzutreten, auf die Ehre des Landes, auf die Geſetze der Natur, auf das ewige Recht des Menſchen, auf die Thaten der Väter, auf ihren unvergänglichen Ruhm hinzuweiſen, appellirte er an die Vernunft, an das klare, richtende Urtheil, an Gott: dann würde er verlacht und verhöhnt, beſchimpft, geſchmäht, wie man das täglich ſehen und hören kann in den beiden ungariſchen Häuſern, ſo oft der König Unbilliges verlangt.

„Man ginge hin, ſuchte tauſend der ſchönſten Jungfrauen des Landes heraus, und ſchickte ſie nach Wien, damit die hohen Herren am Hofe ſich mit ihnen vergnügen. Ach, es ſteht ſchlimm um unſer Vaterland, und nur ſchüchtern darf ein wahrer Patriot rufen: Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!

„Denn wo findet dieſer Ruf einen Widerhall? Nur ſchüchtern ſpreche ich den heiligen Namen: Ungarn — aus; ein Name, der von unſterblichen Helden mit blutiger Schrift in dem Buche der Geſchichte eingeſchrieben ſteht. Sie müſſen wohl

gestorben sein, die Kinder alle jenes Heldenvolkes, das nicht diesen Boden mit seinem Blute gefärbt, um ihn zu vertheidigen, sie müssen wohl gestorben sein, die Kinder alle der Herrlichen, die gekämpft und gefallen, und eine fremde Brut hat sich hier eingenistet; denn Kinder können ihren Vätern unmöglich so unähnlich sein, wie die jetzigen Magyaren den früheren. Ich rufe also für mich allein: es lebe Ungarn, Ungarn über Alles! Und wenn der Ruf auch in gar keinem Herzen widerhallt, und wenn ich der Einzige sein sollte, dem dieser Ruf aus der Seele dringt, und müßte ich ihn hinausschreien in die Pußta, in die stumme Wildniß. Doch es kann so nicht sein, dieses Land muß auch jetzt Helden tragen, wie es von jeher der Fall war. Söhne Ungarns, zeigt, daß ihr ächte Ungarn und keine Bastarde seid, laßt mich ein Echo hören meines Rufes: „„Es lebe Ungarn, Ungarn über Alles!““ und wenn ihr ermattet seid in eurer Liebe zum Vaterlande, so blickt um euch, seht die Quellen, die Ströme, die Berge, sie sind bezeichnet durch die Heldenthaten, durch das Blut eurer Väter, sie

werden deutlicher zu euch sprechen, als ich es vermag. Treue, starke ungarische Herzen, die können nicht abgefallen sein von ihrem Vaterlande, ich weiß es; sie wallen auf in frommer Begeisterung bei dem Rufe: „„Ungarn über Alles!““ —

Lajos Kossuth.“

Der Vorleser schwieg und betrachtete die Zuhörer, um die Wirkung dieser Worte zu erfahren.

Der Minister erhob sich; auf den blassen Lippen, in den Augen sah man den Grimm sich regen, als er sprach: „Ich werde den Verfasser selbst verbieten.“

„Das Aufsehen, der Lärm, den der Mann gemacht, war so groß, daß ich mir nicht versagen konnte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen,“ bemerkte der ungarische Magnat.

„Wie sieht er denn aus, dieser ungarische Schweinhirt?“ frug die Fürstin Metternich, deren Haupttugenden bekanntlich nicht die Zartheit und Weiblichkeit ausmachen.

„Nicht uninteressant,“ erwiderte der Fürst

Esterhazy, „Haar und Bart tief dunkel, ein blasses, melancholisches Gesicht, glühende, feuersprühende Augen mit schattigen Brauen, ein Mund, dem man es ansieht, daß er zum Fluchen und zum Segnen bereit ist, eine wenig gewölbte Stirn, die Einen beunruhigt, eine schlanke, nachlässige Gestalt, die sich unter dem Gewicht des Geistes und der Leidenschaften beugt. Kein uninteressanter Mensch mit einem Worte."

„Ich will ihn noch interessanter machen," sprach der Fürst Metternich. — Er grüßte nun mit außerordentlicher Feinheit die Gesellschaft und zog sich zurück.

Man unterhielt sich noch eine kurze Zeit ohne den Minister über Kossuth und trennte sich alsbald. — Vor dem Palast warteten die verschiedenen Wagen und brachten die Gesellschaft nach Hause. — — Der Minister ging zu Bette, denn er bedurfte der Ruhe; die Andern thaten wie er.

III.

Die Sterbeſtunde eines Habsburgers.

Nach wenigen Stunden erwachte Metternich aus ſeinem eben nicht ſehr ruhigen Schlummer. Die Aufregungen des ſchweren, verhängnißvollen Tages waren ihm auf das Lager gefolgt, hatten ſich bis in ſeine Träume gedrängt. Er wäre niedergeſchlagen geweſen, wenn er nicht durch ſeinen kräftigen, ſieggewohnten Willen ſeine ſtörenden Gedanken und ihre unerquicklichen Einflüſſe bemeiſtert hätte. Er ſcheuchte mit Hilfe des Morgens alle die Schatten, die auf ſeiner Seele lagen; er gab ſich mit allem Fleiße, mit aller Sammlung, mit friſchem Muthe den dringenden Geſchäften hin, die ihre Erledigung von

ihm erwarteten. Nach und nach kamen die Staatssecretäre, die Staatskanzleiräthe, die in der Staatskanzlei arbeiteten, um Befehle und Weisungen einzuholen; der Minister ertheilte sie. Depeschen, theils von Courieren, theils auf ordentlichem Wege gebracht, las der Minister, er fertigte Verhaltungsbefehle an die verschiedenen Gesandten aus, oder ließ es, wenn sie minder wichtig waren, nach seiner Angabe von den Beamten thun. Gegen zehn Uhr begab er sich in die Burg, um sich selbst nach dem Befinden des kranken Kaisers Franz zu erkundigen, wiewohl bereits mehrere abgesandte Boten Nachrichten hierüber eingeholt. Er bekam die Auskunft, daß Ihre Majestät des Nachts gebeichtet und die heilige Cummunion empfangen, und hierauf ganz ruhig geblieben bis zum Morgen; die Aerzte fänden die Krankheit unverändert; sie sei nicht heftiger geworden, aber so verderblich geblieben, wie sie war.

Als der Minister aus der Burg in seine Privatkanzlei zurückkehrte, fand er den Polizeipräsidenten, den Grafen von Sedlnitzky, der seiner harrte.

„Ich habe Sie erwartet, Graf," redete der Miniſter den Polizeipräſidenten an. „Was gibt es Neues?"

Mit einer ehrerbietigen Verneigung antwortete der Graf Sedlnitzky: „Mancherlei, Ew. Durchlaucht."

„Wie ſieht es in der Stadt aus?" frug der Miniſter, „welche Wirkung bringt die gefährliche Krankheit des Kaiſers auf die Gemüther hervor?"

„Ew. Durchlaucht, zu Dienſten," antwortete der Polizeihäuptling, nahm ein Portefeuille aus ſeiner Rocktaſche, und aus dieſem einige Blättchen Papier hervor, und begann Folgendes herunter zu leſen:

„Es herrſcht unter der hieſigen Bevölkerung eine unruhige Erwartung der Folgen, die das Abſterben Sr. Majeſtät des Kaiſers hervorbringen würde, Aufregung und Angſt, beſonders unter den Geldleuten; daher der tiefe Fall der Staatspapiere auf der Börſe. Gerüchte von einem bewegten, unruhigen Geiſt des Kronprinzen, dem ſeines Vorfahrs, des Kaiſers Joſeph

ähnlich, sind im Umlaufe. („Einfältiges Volk, stets irre geführt und sich selbst irre führend," murmelte der Minister kaum hörbar vor sich hin.) Speculanten und Kaufleute fürchten eine neue, minder conservative Politik, gelockerte Zügel der Regierung, die Entsetzung freisinniger Beamten, einen andern Mann an der Spitze der Geschäfte, als Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich, folglich verschlimmerte Zustände."

„Herr Graf!"

„Ew. Durchlaucht! ich berichte."

„Wohl, so fahren Sie fort."

„Die Fabrikanten der Vorstadt meinen," fuhr der Polizeipräsident fort, „daß unmöglich mit den Staatsgeldern schlimmer gewirthschaftet werden könne, als bisher unter der Regierung des Kaisers Franz, und es sei daher lächerlich, daß jetzt bei dessen Absterben die Papiere fallen; sie selbst warten auf einen niedern Stand, um zu kaufen. — Soll diese Sprache geduldet werden, Ew. Durchlaucht?"

„Geben Sie dem lautesten Verkünder dieser Ansicht gelegentlich eine tüchtige Lection."

Der Polizeipräsident machte in seinem Portefeuille mit einer Bleifeder eine Notiz, und fuhr fort:

„Viele Aeußerungen der Unzufriedenheit lassen sich speciell über Ew. Durchlaucht vernehmen."

„Unerbittliche Strenge gegen die, welche das wagen, Graf, hören Sie?"

„Ich habe mir erlaubt, ohne die Ordre Ew. Durchlaucht abzuwarten, strenge Befehle in Betreff dieser öffentlichen Redner zu erlassen, und ihre Verhaftung anzuordnen," sprach mit einem einschmeichelnden Gesichte der Graf Sedlnitzky.

Der Staatskanzler nickte beifällig und mit vieler Huld, indem er sprach: „Sie sind ein tüchtiger Mann für Ihren Posten, und man kann sich auf Sie verlassen; fahren Sie fort."

Der Polizeichef dankte mit einer tiefen Verbeugung für diese Huld, und fuhr fort:

„Der Adel, besonders die adlige Jugend, legt jetzt bei der bevorstehenden Wendung der Dinge Unzufriedenheit an den Tag."

„Weil sie die Hoftrauer verhindern kann,

den Karneval zu Ende zu tanzen," unterbrach der Fürst.

„Sie meinen," fuhr der Graf Sedlnitzky fort, „die Schattenhaftigkeit der Landstände sei lächerlich und entwürdigend, es sei an der Zeit, für diese Form ein Wesen zu finden. Man sollte ihn lieber abschaffen, den Adel, als ihn zum Gespötte der Kinder, zu einem eiteln Popanz werden zu lassen, sprach gestern der Fürst Friedrich Schwarzenberg an der Tafel des Fürsten Lobkowitz."

„Halten Sie diesen Narren für gefährlich, Präsident?" frug der Fürst.

„Nicht im Mindesten, Ew. Durchlaucht; er treibt Krieg, Liebe und Schriftstellerei, und es ist die polnische Gräfin Rewitzka, seine Liebe, die ihm so eine Idee, wie die geäußerte in den Kopf gesetzt haben mag; der Mann blamirt sich zu oft, um gefährlich sein zu können."

„Was hat der Fürst Lobkowitz auf diese Aeußerung erwidert?"

„Er hat den Fürsten Schwarzenberg zu einer Jagdparthie für die nächste Woche eingeladen, und dieser hat sie angenommen; darauf kam das

Geſpräch auf Pferde, Cigarren, Hunde, Schauſpielerinnen, welches ſo lange dauerte, als man beiſammen blieb.“

„Der öſtreichiſche Adel,“ ſprach der Fürſt höhniſch, „wird auch der künftigen Regierung nichts in den Weg legen. Die Alten kennen die Gefahr, von der ſie bedroht werden, wenn einmal zu rütteln angefangen wird, die Jungen ſind zu unfähig, zu frivol, von kleinen Leidenſchaften zu ſehr in Anſpruch genommen, um irgend etwas durchſetzen zu können; es ſind mit einem Worte zu unbedeutende Menſchen, die viel zu gerne reiten, um irgend einen Einfluß auf den Staat zu gewinnen. Für diejenigen unter den Adligen, welche zu arbeiten, zu dienen gezwungen ſind, iſt das Militär oder das Inſtitut der Ueberzähligen da, wo ſie untergebracht und von der Regierung abhängig gemacht werden.“

„Die Polizei hat alſo nach dieſer Richtung nichts vorzunehmen?“ frug Sedlnitzky.

„Nichts als wachſam zu ſein,“ antwortete Metternich.

Und der Polizeimann ſetzte ſeine Berichte fort:

„Unter den bürgerlichen Offizieren und Unteroffizieren beim Militär tritt ſeit zwei Tagen die Hoffnung lebhafter denn je hervor, daß die Bevorzugung der Adligen bei Beſetzung der Chargen und bei Avancements aufhören werde, und daß der Hofkriegsrath „„das Inſtitut des befeſtigten Schlendrians,““ wie ſie es allgemein nennen, der in Kriegszeiten ſtörend, und in Friedenszeiten ungerecht einwirkt, entweder ganz aufhören, oder vortheilhafte Veränderungen erfahren werde.“

„Das iſt ganz gut,“ verſetzte Metternich. „Die Regierung hält dadurch einen großen Theil des Adels in ihren Händen. Was fingen die verhätſchelten Junker beim Militär an, wenn ihnen die Protektionen beim Hofkriegsrath nicht unter die Arme griffen, es iſt billig, daß ſie dafür ihren Nacken jedem Joche beugen, das man ihnen auflegt. — Wie ſieht es in den Bureau's aus, Graf?“

„Sehr gut, am Beſten, Ew. Durchlaucht, die Beamten ringen zumeiſt mit der Geldnoth, mit Mangel, und ſind dadurch ſo gedrückt, ſo

ängſtlich, auch dieſe kleine Subſiſtenz zu verlieren; ſo für ihre Familien, für Frauen nud Kinder beſorgt, daß ſie nicht ein Mal den Muth haben unzufrieden zu ſein, da ferner die Bürgerlichen und die Adligen nach entgegengeſetzten Richtungen hin arbeiten, ſo iſt die Rechnungsart der Regierung eine einfache Subtraktion, ſie werden von einander abgezogen, und es bleibt Null. Dazu ſind ſie ſich häufig, durch die Noth dazu gebracht, einer kleinen Beſtechlichkeit oder ſonſt eines Fehlers bewußt, und durch das häufige Sitzen ſo leberkrank, oder mit andern Leibesbeſchwerden ſo behaftet, daß ſie mit ihren todtgehetzten Gedanken niemals aus ihren häuslichen Verhältniſſen und ihrer Kanzlei heraustreten. „„Beförderung!““ iſt ihr einziger Weheruf. Ein Hofrath iſt für den Beamten ſchon ein Gott; die Regierung iſt für ihn ein unnahbares Fatum. Die Beamten thun Alles, was man von ihnen verlangt; die Regierung iſt ihr Gewiſſen; nur die Praktikanten, dieſe jungen Proletarier, die noch nicht durchgeknetet wurden von der Bureaudisciplin, ſind ein wenig revolutionär,

und lesen in der Augsburger Allgemeinen die Reden von Thiers und Guizot. Mit der ersten Aussicht auf Besoldung, bei Empfang des ersten Adjutums senkt sich ihr stolzer, hochfahrender Sinn zur tiefsten Bescheidenheit nieder; der revolutionäre Geist wird plötzlich loyal. Eines erfüllt die Beamten mit stiller Trauer, mit stummer Kränkung und zwar: die adligen Ueberzähligen, die sich in den Bureau's einnisten, und ihre Dienstjahre gewissermaßen verschlingen; allein auch daran gewöhnen sie sich, und nur hie und da ein verdienter, mürrischer, im Staatsdienst ergrauter Regierungsrath, der von Sr. Majestät persönlich Zeichen der Anerkennung empfangen hat, was ihm mehr gilt, als die Gnade Gottes, wagt es, zu seinen intimsten Freunden ein Wort der Mißbilligung gegen diese Einrichtung laut werden zu lassen."

„Gut, gut, das ist weiter nicht beunruhigend," versetzte der Fürst.

Der Graf fuhr fort: „Ich habe diese Tage mein besonderes Augenmerk auf die Literaten gerichtet; unnöthige Mühe, über die Freiheit,

eine Tänzerin oder Sängerin zu verunglimpfen, reichen ihre Wünsche nicht hinaus; nach dieser Befriedigung jagen sie nun, die Helden der Feder; um so mehr, als sie ihnen nicht gegönnt wird, und ich ihnen bei diesem großen Streben unüberwindliche Hindernisse in den Weg schleudere.

„Unsere Literaten denken gar nicht an den Staat und seine Leitung; sie haben Hunger und wollen essen, sie haben ein zu saueres Gewerbe, als daß sie den Muth haben könnten, einen Angriff zu wagen.

„Grillparzer ist k. k. Archivar, und ist noch immer damit beschäftigt, die Ungnade des Hofes und seinen Ruf herabzuwürgen; er verbringt täglich eine Stunde mit seiner uralten Liebschaft, und ist ein guter Mensch, der nicht weiß, was er will, und Alles verwirft; der ist so viel wie todt.

„Bauernfeld braucht das Burgtheater und die Hofschauspieler, spielt viel Karten im kaufmännischen Vereine um hohes Geld, geht im Sommer aufs Land, und ist fortwährend im Begriff, zu heirathen. Wenn wir ihm einen beißenden,

politischen Witz durchlassen, mehr versucht er nicht, so ist er vollkommen zu frieden, und glaubt Wunder, was er im Interesse der sogenannten Freiheit gethan hat. Der Mann hat einen kleinen Appetit, und man kann ihn leicht satt machen; seine Intimität mit dem Baron Dobblhof ist das Einzige, das, wenn auch nicht bedenklich, doch zu berücksichtigen ist; Dobblhof, der Sekretär der niederöstreichischen Stände, ist ein praktischer Mensch, Bauernfeld ist ein Mann des Gedankens; sie bilden zusammen eine Person, die gefährlich werden könnte, denn sie sind etwas auszuführen und zur Opposition geneigt."

„Machen Sie sich keine Sorgen, lieber Graf," äußerte der Minister. „Wenn man die Fähigkeiten Beider zusammenthut, so geben sie noch immer kein Element eines bedeutenden Mannes, keinen Anflug von Genie, keine halbe Größe, nicht einmal der Beobachtung sind sie werth. Bauernfeld wird Lustspiele schreiben, so lange er lebt, die gerade so viel liberalen Beigeschmack haben, als es uns ersprießlich und nöthig ist, um den modernen Geschmack des Publikums zu

kitzeln; und Dobblhof kann nicht einmal Luſtſpiele ſchreiben. Seien Sie ganz außer Sorge; Schade für die Aufmerkſamkeit, die Sie dieſen Beiden zuwenden."

„Mit einzelnen Aeußerungen von obſkuren, unbedeutenden Perſonen," nahm Sedlnitzky wieder das Wort, „von Studenten und Handwerksgeſellen, von Bürgern beim Bier und Wein, verſchone ich Ew. Durchlaucht, und will die aus den Provinzen eingegangenen Berichte mittheilen."

„Ja, aus den Provinzen, Graf," ſprach der Fürſt, und ſeine Erwartung war ſichtlich lebhafter als vorher.

Der Graf zog aus ſeinem Portefeuille andere Blätter hervor und las:

„In Böhmen arbeiten die Czechen durch Schrift, Verbindungen und andere Mittel auf eine ſelbſtſtändige Nationalität hin, und anſehnliche, hochadlige Häuſer, wie Graf Leo Thun, Moritz Deym, Bouquoi, Roſtitz und viele Andere betheiligen ſich, zur Erreichung eigener Zwecke, an dieſem Streben, das bereits, wie

Ew. Durchlaucht wiſſen, ſeine Schwärmer, ſeinen Fanatismus, ſeine Narren erzeugt hat."

„Sehr wichtig, Graf," rief der Fürſt Metternich, „und zugleich ſehr vortheilhaft; der czechiſche Anſtrich, den der böhmiſche Adel gleißneriſch ſeinen ſelbſtſüchtigen Planen gibt, ſichert uns die Mittel, ihm in den Deutſchböhmen, in dem deutſchen Adel überhaupt, ein mehr als hinreichendes Gegengewicht zu ſchaffen; die böhmiſche Färbung bringt, wenn wir ſie gehörig benutzen, eine Theilung unter dem Adel ſelbſt hervor, und ſetzt die Regierung dadurch in den Stand, den getheilten öſtreichiſchen Adel in ſeiner Schwäche zu erhalten, und ſich ſelbſt dadurch zu ſtärken. Armſelige Schwachköpfe, die nach etwas langen, und nicht wiſſen, wo ſie es anfaſſen ſollen! Jedenfalls iſt die größte Aufmerkſamkeit auf dieſe Angelegenheit zu wenden nöthig. Die Fanatiker müſſen erſpäht und — beſeitigt werden; hören Sie, Präſident. Der Fanatismus iſt anſteckend und der Staatsgewalt als Gegner am meiſten gefährlich. Vermehren Sie die Augen und Ohren der Regierung in Böhmen um ein Bedeutendes."

„Es ist bereits die Ordre gegeben, Ew. Durchlaucht, daß sich mehrere von unsern Agenten als acharnirte Panslavisten einkleiden lassen, und die Tollheit mitmachen.“

„Gut, recht gut, lieber Sedlnitzky!“

„Ich werde von jedem Schritt dieser nationalen Helden unterrichtet werden.“

„Vergessen sie nicht, Graf, noch den Befehl zu erlassen, daß bei den Zusammenkünften in allen dergleichen slavischen Gesellschaften Invektiven, Verleumdungen gegen die Deutschen von unsern Panslavisten vorgebracht werden, daß man sie dann auf geschickte Weise zur Oeffentlichkeit bringe, und der ganzen Partei imputire; verstehen Sie?“

„Vollkommen, Ew. Durchlaucht.“ Der Polizeichef notirte und las weiter:

„Im Erzherzogthum Oestreich, Tyrol, Steyermark, Mähren keine Regung politischen Lebens. In Galizien sind die Höhen etwas bewegt, die Tiefen ruhig; die Bauern lieben fanatisch die östreichische Regierung aus Haß gegen den Adel; aber in Ungarn —“

„In Ungarn, Graf?“ frug der Fürſt mit Nachdruck.

„In Ungarn zeigt ſich eine große Empfänglichkeit für die Ausfälle gegen die Regierung, für die patriotiſchen Ergüſſe des Weſſeleny, und beſonders des Koſſuth, der, ſeitdem ſein Blatt verboten iſt, in Manuſcripten ſeine Gedanken verbreitet. Hier iſt der Aufſatz, der eine beſonders große Wirkung nicht nur in Preßburg, ſondern überall, wo er hinkam in Ungarn — und er wurde ſehr verbreitet — hervorbrachte.“ Der Polizeipräſident langte die Abſchrift des Artikels, den der Fürſt Paul Eſterhazy bereits im Salon des Miniſters vorgeleſen, hervor, und reichte ſie dem Staatskanzler.

„Iſt mir ſchon bekannt, Graf Sedlnitzky.“

„Sobald ich dieſes Dokument und die darauf bezüglichern Berichte bekam,“ nahm wieder der Polizeichef das Wort, „erachtete ich es für nothwendig, ungeſäumt einen Verhaftsbefehl gegen die Freiheitsmänner zu erlaſſen.“

„Sie thaten recht, ſehr recht,“ fiel der Miniſter ein.

„Ich habe alle Vorsicht und strenge Vermeidung von Aufsehen anempfohlen. Der Befehl lautete dahin, daß sich ein Polizeicommissär, von einigen Polizeisoldaten gefolgt, des Nachts in die Wohnung der magyarischen Agitatoren begebe, sie in aller Stille aufhebe und ohne Verzug, nachdem ihnen die Augen verbunden worden, in einem verschlossenen Wagen sogleich nach Munkacz bringe. Zugleich ist den an dieser Exekution betheiligten Personen bei Verlust ihres Amtes und sonstiger harter Strafe das strengste Stillschweigen über diesen Vorfall aufgetragen. Der Befehl sollte in Ausführung gebracht werden" — — — —

„Schön! Vortrefflich!"

„Allein man fand die Wohnung des Einen leer."

„Wessen?" frug hastig der Fürst.

„Kossuth war entwichen, Ew. Durchlaucht, Wesseleny ist festgenommen und in Verwahrung gebracht."

„Verdammt, das ist nicht gut," äußerte der Fürst.

„Wünschen Ew. Durchlaucht, daß der Hochverräther steckbrieflich verfolgt werde?"

„Nein, das ist nicht rathsam und nicht nöthig; geht er aus dem Lande, so ist er fern und nicht mehr schädlich, bleibt er in der Monarchie, so rechne ich darauf, daß Sie ihn bald gefunden haben."

„Ew. Durchlaucht werden sich darin nicht verrechnen. — — Mein Bericht ist zu Ende," sprach sich verbeugend, der Graf Sedlnitzky.

„Sie sind ein höchst verdienstlicher Polizeipräsident, und Sie haben Anspruch auf den Dank Ihres Kaisers und des Staates. Verdoppeln Sie jetzt Ihre Aufmerksamkeit; der Tod eines Monarchen bringt immer eine Krisis, wie vorübergehend sie auch sein mag, hervor."

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht."

„Apropos, Graf, haben Sie Recherchen über die Fürstin Roben gemacht?" frug der Fürst.

„Wie Ew. Durchlaucht befohlen. Unsere Agenten aus Petersburg berichten, daß die genannte Dame sich der auszeichnenden Gunst Ih-

ter Majestät des Kaisers von Rußland erfreute; daß aber aus Gründen, welche die Eingeweihtesten am Hofe nicht wissen, kein wirkliches, intimes Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden; sie erhält Briefe von zwei Freundinnen am Hofe, deren Inhalt von keinem Belang, und sich meist auf unwichtige Privatangelegenheiten bezieht; nur hie und da kommt eine leise, sehr zarte Anspielung auf die allerhöchste Eroberung vor, außerdem erhält die Fürstin von Zeit zu Zeit Briefe von Orloff, dem Vertrauten des russischen Kaisers, die Ergebenheit, Freundschaft, die tiefste Verehrung athmen; die Antworten der Fürstin hingegen sind abgemessen, höflich, nichts weiter. Orloff, das ergibt sich so ziemlich deutlich, korrespondirt auf höhern Befehl."

„So!" versetzte der Fürst. — „Noch Eins, Graf! Haben Sie nicht zufällig besondere Auskünfte über den Grafen Dippold?"

„Es ist ein lustiger Bruder, der überall zu finden ist, wo man recht tanzt, jagt; der den Weibern nachstellt, und sich um gar nichts kümmert, als um sich selbst; der in geordneten Verhältnissen

und sehr friedlich lebt, eben so gesucht von Grisetten, wie von den ersten Künstlerinnen und den hochgestellten Damen. Er verschläft die Tage und verbrauft die Nächte. Er hätte sich neulich duellirt, wenn sein Gegner ihm nicht Abbitte gethan hätte; er hatte, wenn man nicht polizeilich urtheilt, Recht."

„Mit wem geht er am Meisten um?" frug der Fürst.

„Mit den lustigsten Gesellen, mit den besten Reitern, mit dem Grafen Sandor, dem Fürsten Trautmannsdorf ꝛc. ꝛc.. Er kommt in alle möglichen Häuser."

„Das weiß ich," unterbrach der Fürst. „Wenden Sie diesem Manne besondere Aufmerksamkeit zu, Graf."

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht."

Ein Diener trat ein und meldete, daß Ihre Durchlaucht am Hofe beim Erzherzog Ludwig erwartet werden, und daß der Graf Dippold im Vorsaal der Befehle Ihrer Durchlaucht harre.

„Lassen Sie den Grafen eintreten," befahl der Minister dem Diener.

„Leben Sie wohl, lieber Präsident," sprach er zu dem Anwesenden, indem er ihm die Hand reichte; dieser verneigte sich ehrerbietig und ging. Er begegnete dem Grafen Dippold und betrachtete ihn mit einem durchdringenden Blick.

„Verzeihen Sie, Graf," redete der Minister den eintretenden jungen Gast an; „aber ich muß jetzt zu Hofe, wohin ich gerufen bin; Sie werden, wie ich hoffe, von dem einen Besuch nicht müde geworden sein. Ich erwarte Sie morgen gegen sechs Uhr Abends."

„Zu dienen, Ew. Durchlaucht!" antwortete der Graf Dippold, und entfernte sich mit der gebührenden Reverenz.

Der Fürst Metternich kleidete sich um, und begab sich zum Erzherzog Ludwig. Er fand ihn nicht, denn der Kaiser lag im Sterben, im letzten Todeskampfe. Es wurde dem Minister gemeldet, daß die ganze kaiserliche Familie bei dem Sterbenden versammelt sei und bete; der Minister begab sich ebenfalls dahin. Alle lagen auf den Knien, die Häupter gesenkt; der Mini-

ſter that wie die Andern. Aber er trauerte nicht, er betete nicht, ſondern überdachte in heftiger Erregung die Größe des bevorſtehenden Glückes, das Glück der bevorſtehenden Größe. Er warf einen flüchtigen, verſtohlenen Blick auf den ſterbenden Fürſten mit dem blaſſen, verzerrten Angeſichte, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Tod, du biſt mein guter Freund; ich danke dir, du grauſamer Geſelle.“ Der Kaiſer, das war zu ſehen, kämpfte mit ſehr heftigen Schmerzen; raſche Athemzüge, ein krampfhaftes Winden des ganzen Leibes, der ſich bisweilen über das Lager erhob, das Ballen der Fäuſte, das Hervortreten der Augen, dann und wann ein ſchmerzliches Stöhnen verriethen, daß der Kaiſer in ſeiner letzten Stunde viel zu leiden habe. Die Aerzte waren noch immer pflichtſchuldigſt bemüht, dem Unheilbaren Heiltränke zu reichen.

„Malvati, hinweg!“ ſchrie der ſterbende Kaiſer, als ihm der Baron Stifft Moſchus, den Todtentrank, reichte, „hinweg, Malvati! Was Sie den Kranken reichen — iſt nicht geſund — nicht — gar nicht!“ und er wandte mit der äu-

ſterſten Anſtrengung den Kopf ab von der hingereichten Medizin.

Der knieende Miniſter zuckte zuſammen bei dieſem ſeltſamen Ausbruch des nun der Beſinnung beraubten Fürſten. Die kaiſerlichen Familienglieder ſenkten tiefer die Häupter, als wollte Jeder den Blick des Andern vermeiden.

Das letzte Heilmittel, das niemals mehr wirkt, war eingenommen und zurückgegeben; der Kaiſer kämpfte fort mit Bildern, Gedanken und Schmerzen.

„Ypſilanti!“ ſchrie er, „ſei verflucht, nein ſei geſegnet, faſſe mich nicht an; du erwürgſt mich; du biſt ſo ſtark, und ich ſo ſchwach. Schwäche? — nein, nein, nein, ich will nicht widerrufen; mein Enkel muß ſterben, muß todt ſein.“

Der Miniſter wagte nicht empor zu ſchauen, er blieb wie in Andacht verſunken, aber ſeine Seele erbebte.

„Zurück! zurück!“ ſtöhnte der Kaiſer, „was wollt ihr mit den Dolchen unter den langen Mänteln, bleibt auf dem Spielberg, das Fleiſch

weggefressen bis auf die Knochen, sonst müßt ihr sterben; ich will nichts widerrufen! Metternich, zu Hilfe. Gift, Gift für sie, Metternich, schnell." —

„Es ist aus, es ist aus," sprach er nun, zur Besinnung zurückgekehrt, mit matter Stimme; „betet für meine Seele, ich glaube, sie ist verdammt." — — Er war verschieden. Der anwesende Beichtvater des Kaisers sprach laut ein Gebet, die Andern murmelten es nach.

„Nun bin ich Kaiser," jauchzte es im Innern des Fürsten, als er sich mit den Andern erhob, um den Ort des Todes zu verlassen.

Dieses geschah am 3. März des Jahres 1836. — — —

IV.

Der Graf Julius Dippold.

Der Graf Julius Dippold war der Unentbehrliche in den Wiener Salons, der geſuchteſte Tänzer, der fürchterliche Rivale des Fürſten Trautmannsdorf auf der Reitbahn im Prater, das enfant gâté der Frauen, der Liebling der Fürſtin Metternich, die ihn wie Niemanden auszeichnete, die mit ihm zum Verdruſſe des Barons Hügel wie mit Niemanden ſich freundlich und zuvorkommend zeigte. Die Dame war eine ſo unermüdliche Lobrednerin des Grafen, ſprach ſo oft und unumwunden ihr außerordentliches „Penchant“ zu ihm aus. Die Damen ihrer Coterie wunderten ſich nicht wenig darüber, daß keine intimeren Beziehungen zwiſchen der Fürſtin und

dem Grafen entſtanden und daß die Eiferſucht des Barons Hügel wohl ſehr lächerlich, aber ganz ungegründet ſei.

Sie konnten nicht begreifen, was die Dame und den jungen Mann an einander feſſelte, da es offenbar nicht Liebe war. Der Graf ſeinerſeits bewies der Fürſtin ebenfalls mehr Aufmerkſamkeit, als er ihr vermöge ihres Geſchlechtes und Ranges ſchuldig war, als ſich von ihm vermöge ſeiner Art zu ſein vorausſetzen ließ. Der Graf Julius Dippold war der Sohn einer reichen adligen Familie, ſein Vater war ein ziemlich aufgeklärter Mann, der das Talent und die Fähigkeit beſaß, die Menſchen, ihre Leidenſchaften, Schwächen und Verhältniſſe genau zu erkennen und zu betrachten. Er hatte eine Carriere im Staatsdienſt zu machen geſucht, ſich mit vielem Fleiße den Geſchäften im Bureau und den ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien hingegeben, aber dieſen Ehrgeiz raſch, als er die reizende Comteſſe Julia Dietrichſtein kennen lernte und liebte, fahren laſſen und den Entſchluß gefaßt, ſich ein häusliches Glück zu gründen, das er mit

allen Annehmlichkeiten und Vortheilen einer heitern Unabhängigkeit und Sorglosigkeit, mit allen Reizen der Liebe und des Genusses, mit den Herrlichkeiten des Reichthums auszustatten gedachte. Er bewarb sich um die Liebe und die Hand der Comtesse, erlangte Beide, verließ das Bureau und seine Thätigkeit und sprang mit kecker Entschlossenheit in den Ehestand.

Er verlebte mit seiner jungen Gemahlin den größten Theil des Jahres auf dem Lande auf einem reizend gelegenen Gute in Mähren. Es ist nicht ganz entschieden, ob Neigung oder eine geheime Angst von dem Einfluß des Residenzlebens auf das Gemüth und Herz seiner schönen Gattin ihn zu dem häufigen Landaufenthalte veranlaßt habe. Vielleicht machten sich beide Motive geltend. Die junge Dame beklagte sich aber übrigens gar nicht über die Zurückgezogenheit von den brausenden Freunden der großen Stadt; denn der Graf strengte sich gewissenhaft an, die Langweile von dem Schlosse fern zu halten, wo Künste und Künstler heimisch waren, wo Vergnügungen aller Art und steter Wechsel rasche,

freundliche Stunden brachten. Der Graf verstand es, die Jahreszeiten auszubeuten und Romantik in das Leben zu bringen. Auch wurde auf dem Schlosse gutes Einverständniß mit der Nachbarschaft gehalten, und es fehlte daher auch an lustiger Gesellschaft nicht, an einem Kreise, in welchem man sich ganz wohl befinden konnte und der wacker die Stunden verscheuchen half, als ob ein Menschenleben deren zu viel hätte. Von Zeit zu Zeit kamen der Graf und die schöne Gräfin nach Wien, um sich im Strudel des Residenzlebens bis zur Uebersättigung zu berauschen. Sie pflegten sich in diesen stürmischen Wochen wechselseitig zu verlieren und fanden sich erst wieder, wenn sie in das stillere, freundlichere Leben zurückkehrten. Der Graf fand die Unterbrechung der häuslichen Ruhe auf kurze Zeit für das eheliche Verhältniß wohlthätig; sie wirkte nach seiner Ansicht verjüngend auf die Neigung seiner Frau und auf seine eigene, und er führte sie daher in gewissen Zwischenräumen herbei. Das waren ungefähr die Verhältnisse, unter welchen Julius geboren wurde und heranwuchs.

Seine Eltern fanden in ihm, der einzigen Frucht ihrer Ehe, eine Ergänzung ihres Glückes und überhäuften ihn mit Liebe und Sorgfalt. Beſonders hing ſeine Mutter mit einer grenzenloſen Zärtlichkeit an ihm, die durch keine Zerſtreuung, durch kein anderes Intereſſe auch nur im Geringſten geſchwächt werden konnte. Sie tröſtete ſich mit ihrem Sohne für die eingebüßte Jugend, die ſich im Wandel der Zeit verlor. Die ſonſt banale Phraſe, daß für die Eltern in ihren Kindern ein neues junges Leben beginne, ward an der Gräfin buchſtäblich zur Wahrheit; ſie wäre vermöge ihrer Natur verzweifelt geweſen ob dem Verluſte ihrer Schönheit und Jugend, wenn ſie nicht mit der größten Energie und pſychiſcher Kunſtfertigkeit das Leben ihres Sohnes zu dem ihrigen gemacht, ſeine Hoffnungen, die Extaſen und Triumphe der Jugend getheilt hätte. Der Graf freute ſich der innigen Liebe der Mutter zu ſeinem Kinde und liebte mit, wie eben vernünftige Männer ihre Kinder lieben; er war nämlich mit allem Eifer für deſſen Glück, für deſſen Vortheile bedacht. Unter

dem Schutze der väterlichen und mütterlichen Liebe gedieh die Seele des Knaben vortrefflich. Das rege Leben, das auf dem Schlosse geführt wurde, die von dem Grafen daselbst eingeführten körperlichen Uebungen, an denen sich sogar die Damen betheiligten und an welchen sehr bald der kräftige, lebhafte Knabe Theil nahm, machten die Verweichlichung des Knaben unmöglich. Seine geistige Ausbildung wurde von dem Vater sowohl als von der Mutter sehr eifrig betrieben und die entschieden hervorstechenden Anlagen des Knaben krönten diese Bemühung mit dem besten Erfolge.

Graf Julius Dippold wurde ganz und gar als Cavalier erzogen. Der Vater wünschte, daß sein Sohn die Aufgabe löse, die er selbst ungelöst gelassen, und sich dem Staatsdienst widme, von dem er selbst sich abgewendet.

Julius wurde, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, nach Wien geschickt und zu den nöthigen Studien angehalten. Der Geist des Knaben und hierauf des Jünglings nahm einen raschen Entwickelungsgang. Das Aufgenommene

Seine Eltern fanden in ihm, der einzigen Frucht ihrer Ehe, eine Ergänzung ihres Glückes und überhäuften ihn mit Liebe und Sorgfalt. Beſonders hing ſeine Mutter mit einer grenzenloſen Zärtlichkeit an ihm, die durch keine Zerſtreuung, durch kein anderes Intereſſe auch nur im Geringſten geſchwächt werden konnte. Sie tröſtete ſich mit ihrem Sohne für die eingebüßte Jugend, die ſich im Wandel der Zeit verlor. Die ſonſt banale Phraſe, daß für die Eltern in ihren Kindern ein neues junges Leben beginne, ward an der Gräfin buchſtäblich zur Wahrheit; ſie wäre vermöge ihrer Natur verzweifelt geweſen ob dem Verluſte ihrer Schönheit und Jugend, wenn ſie nicht mit der größten Energie und pſychiſcher Kunſtfertigkeit das Leben ihres Sohnes zu dem ihrigen gemacht, ſeine Hoffnungen, die Extaſen und Triumphe der Jugend getheilt hätte. Der Graf freute ſich der innigen Liebe der Mutter zu ſeinem Kinde und liebte mit, wie eben vernünftige Männer ihre Kinder lieben; er war nämlich mit allem Eifer für deſſen Glück, für deſſen Vortheile bedacht. Unter

dem Schutze der väterlichen und mütterlichen Liebe gedieh die Seele des Knaben vortrefflich. Das rege Leben, das auf dem Schlosse geführt wurde, die von dem Grafen daselbst eingeführten körperlichen Uebungen, an denen sich sogar die Damen betheiligten und an welchen sehr bald der kräftige, lebhafte Knabe Theil nahm, machten die Verweichlichung des Knaben unmöglich. Seine geistige Ausbildung wurde von dem Vater sowohl als von der Mutter sehr eifrig betrieben und die entschieden hervorstechenden Anlagen des Knaben krönten diese Bemühung mit dem besten Erfolge.

Graf Julius Dippold wurde ganz und gar als Cavalier erzogen. Der Vater wünschte, daß sein Sohn die Aufgabe löse, die er selbst ungelöst gelassen, und sich dem Staatsdienst widme, von dem er selbst sich abgewendet.

Julius wurde, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, nach Wien geschickt und zu den nöthigen Studien angehalten. Der Geist des Knaben und hierauf des Jünglings nahm einen raschen Entwickelungsgang. Das Aufgenommene

wurde von ihm rasch, scharf und schöpferisch verarbeitet und auf diese Weise zum wirklichen Eigenthume des Jüngers der Wissenschaft. Die Umgestaltung seines tiefinnersten Wesens bewerkstelligte sich, ohne daß er es merkte; er hatte einen hohen Standpunkt der Anschauung und der Erkenntniß erklommen, ohne daß er es wußte. Nur wenn er in das väterliche Haus zurückkam in die Beziehungen zu den Dingen, wie ehemals, wurde es ihm klar, daß er ganz anders sehe, denke, urtheile, als früher, daß er Manches werthschätzte, was er sonst verachtete, Manches verachte, was er sonst werthschätzte; daß er ein anderes Ideal von Größe und Vortrefflichkeit gewonnen, als er mit der Muttermilch eingesogen; daß er Wahrheiten geprüft und verworfen habe, die von seinen Eltern und ihm selbst unbedingt angenommen wurden. Dadurch kam es, daß der Jüngling gleichsam schüchtern mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen selbst seinen Eltern gegenüber zurückhielt; desto ungemessener aber ließ er seinen Gefühlen freien Lauf und das Verhältniß zwischen seiner Mutter und ihm

wurde noch inniger als es geweſen, wenn auch ſeine unbeſchränkte kindliche Offenheit aufgehört hatte.

Gegen die Gewohnheit adliger Kinder war der junge Julius zufolge ſeiner Neigung und ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens von dem Verkehr mit der großen Welt entfernt geblieben. Er lebte ſich, ſeinen jugendlichen Träumen und ſeinen Studien; der Strom des ſinnlichen entnervenden Wiener Lebens zog an ihm vorüber, erreichte, berührte, erfaßte ihn nicht. Er wurde zwei und zwanzig Jahre alt, als er die vorgeſchriebenen juriſtiſchen Studien beendet hatte, und man nannte ihn in den Kreiſen, wo er durch ſeine Abkunft bekannt war, den „Sonderling"; härtere Beurtheiler nannten ihn ſogar einen „Pedanten". Er kam mit der ſogenannten hohen Geſellſchaft, beſonders wenn ſeine Eltern, wie das jährlich der Fall war, eine Zeit lang in Wien zubrachten, in leiſe Berührung; er wurde faſt gezwungen, in den verſchiedenen, am meiſten befreundeten Häuſern eine Viſite abzuſtatten, es war ihm jedoch peinlich, wie einem

unabhängigen Menſchen jede bloße Förmlichkeit ſein muß, die eine Art gethaner Lüge, die ein Zugeſtändniß an die Herkömmlichkeit, die nicht verpflichtend und dennoch gebietend auftritt, alſo ein Zugeſtändniß, das doch von einer gewiſſen Schwäche nach Innen oder nach Außen zeugt. Julius that es ſeinen Eltern zu Liebe und tröſtete ſich mit dieſem Bewußtſein.

Noch eine Art Berührung gab es zwiſchen dem jungen Studioſus und der vornehmen Welt, und zwar im „Prater". Zu den geſuchteſten Vergnügungen des jungen Grafen gehörte das Reiten. Er hatte, wie er es wünſchte, durch die ganze Studienzeit ſein engliſches Vollblutpferd, das er ſchon als Knabe mit der außerordentlichſten Virtuoſität und Grazie zu beherrſchen und zu lenken verſtand; für dieſe ausgezeichnete Tugend hat der reitende Adel in Wien — und was iſt das für ein Adel, der kein reitender iſt! — dem jungen Manne ſeine Sonderbarkeiten nachgeſehen, hat er ſeine Geſellſchaft geſucht und ihn hochverehrt. Sogar die Damen haben vermöge ihrem noblen faible für Pferde und Reiter

freundliche Blicke auf den kalten jungen Mann geworfen, der durch die edle ritterliche Kunst ihre Herzen bezwungen.

Was half das? Julius ritt selbst als er neunzehn, zwanzig, ein und zwanzig Jahre alt war, mit kalten höflichen Grüßen an den schönen, nach französischer Mode prachtvoll gekleideten Damen vorüber; ja die Schönsten, die Salonwunder, die Unwiderstehlichen gewannen ihm keinen Blick der größern Theilnahme ab; die geübtesten Coquetten, die mit ihren Reizen noch nie einen Fehlschuß gethan und die es sich besonders angelegen sein ließen, den jungen Grafen zu erobern, weil sie seine Kälte und Stumpfheit, wie sie es nannten, stachelte — sahen ihre Bemühungen und unfehlbaren Künste scheitern.

Aber nicht, als ob der junge Mann so aus der Art geschlagen wäre, daß ihm der Sinn für das Schönste, Wunderbarste, Wünschenswertheste fehlte, daß es ihm an der Begeisterung, dem Fanatismus für das Weib gebrach, sondern seine Neigung hatte bereits einen Gegenstand gefunden, dem sie ganz angehörte. Er liebte; nicht

aber etwa aus Princip oder planmäßig, sondern zufällig ein Wesen aus einer andern Sphäre, ein Wesen, das nicht nach französischer Mode prächtig gekleidet war, das keine Equipagen, Lakeien, Diener, Schmeichler und Anbeter hatte, das unerfahren in den raffinirten Künsten der vornehmen Welt. Das Mädchen, das die Neigung des jungen Grafen gewonnen hatte, war die Tochter einer Uhrmachers-wittwe auf der Landstraße, ein schönes munteres Mädchen, das er durch einen Collegienfreund, der bei der Wittwe zur Miethe wohnte, kennen gelernt. Uhrmachers Hannchen verrieth von vorn herein ohne allen Rückhalt ihr Wohlgefallen an dem jungen Grafen, und er fühlte, daß er dem Mädchen mit aller Wärme und Innigkeit zugethan sei. Hannchen war bei der ganzen Nachbarschaft als das rührigste, geschickteste und sittsamste Mädchen bekannt; es kam ihr in den Handarbeiten, was ihr die schlimmste Neiderin zugestand, Niemand gleich, und sie war auch nie ohne Bestellung von den schönsten Häusern der Stadt; das Mädchen gewann manchen Thaler, so daß der Gewinnst

zu dem Ertrag der kleinen Hinterlaſſenſchaft von dem verſtorbenen Uhrmacher gefügt, ein beſcheidenes Auskommen bot. Man rühmte es allzumal von Hannchen und ihrer Mutter, daß ſie immer, wo und wann man ſie auch ſah, ſehr wohl und nett ausſahen.

Als das Verhältniß zwiſchen dem jungen Grafen und dem lieblichen Mädchen ausgeſprochen und innig wurde, machte Hannchen vor ihrer Mutter kein Hehl daraus. Ihre Mutter machte keine Einwendung; es war dies das einzige Wort, das erſte und letzte Wort, das ſie ihrer Tochter hierüber ſagte: „Hannchen, ſieh zu, was Du thuſt und bedenke, was daraus werden ſoll,“ — das Mädchen aber gab zur Antwort: „Es werde daraus was da will, ich liebe ihn einmal ſehr, das läßt ſich nicht ändern und ich will es auch gar nicht. Gefällt Dir der Julius nicht auch, Mutter?“

„Jawohl, Hannchen, der junge Mann gefällt mir ganz gut,“ antwortete die gute Frau, und die Sache zwiſchen Mutter und Tochter war abgemacht. Julius kam nun ſehr, ſehr häufig zu

dem Mädchen seiner innigsten Zuneigung. In die stille friedliche Stube seiner lieben, theuern Hannchen flogen seine Gedanken und Gefühle, wenn er im Prater auf seinem Vollblutpferde einherſprengte; der Frieden und die Mäßigkeit in dem kleinen, engen Haushalt imponirten dem im Reichthum und Ueberfluß erzogenen und aufgewachſenen Grafen weit mehr, als der goldene Flitter, als die glänzende Schminke, die blendende Pracht und Herrlichkeit der Sphäre, in die er gehörte. Der freie, edle Sinn, die Selbſtſtändigkeit und Entſchiedenheit des bürgerlichen arbeitenden Mädchens begeiſterten ihn. Er wollte auf die zarteſte Weiſe nachhelfen, wo es in der kleinen Wirthſchaft fehlte, wo er einen Mangel ſpürte. Er wollte eine größere Wohnung, beſſere Einrichtung, eine bezahlte Bedienung anſchaffen. Hannchen jedoch lehnte Alles entſchieden, unerbittlich ab: „Wir müſſen Beide bleiben, wie wir ſind, Julius; Du darfſt mich nicht vornehmer, ich Dich nicht geringer haben wollen", gab das Mädchen auf einen ſolchen Antrag zur Antwort. „Nur ſo kann ich Dich lieben und

mich von Dir geliebt wiſſen, nur ſo machſt Du mich glücklich und froh.“

Und in der That, über einen Blumenſtrauß durften ſich die Aufmerkſamkeiten des zärtlichen jungen Mannes nicht verſteigen. Manchmal that dieſe ſtolze Hartnäckigkeit dem Grafen weh; da ſie jedoch nicht zu überwinden war, fügte er ſich darein — und es war gut.

Die Mutter des Grafen, die ſich ganz in ihren Sohn verſenkte, die ihn gewiſſermaßen durchzufühlen ſich bemühte, die ununterbrochen daran arbeitete, ſeine Welt zu der ihrigen zu machen, die jetzt eben, da ſie weniger mit ihm beiſammen war, in ſeine Seele einzudringen ſuchte, um ſo dringender ihren Antheil an all ſeinem innern Leben forderte, die Mutter des Grafen entlockte ihm das Geheimniß ſeiner Liebe; ſie bat ihn flehentlich um ſein Vertrauen, und der Sohn gewährte der Mutter die Bitte.

Sie war höchlich überraſcht und beſtürzt durch die Mittheilung des Jünglings; die hocharistokratiſche Dame war auf ein ſolches Verhältniß nicht gefaßt.

„Und wirklich liebst Du dieſes Mädchen, Julius?“ frug ſie.

„Wirklich, Mutter, ſehr, ſehr, und ihr treues Herz vergöttert mich. Du kannſt Dir nicht denken, was für eine edle, fromme Seele in dieſem Mädchen wohnt; wenn ſie mich erblickt, lacht die Freude aus ihren Augen, ſie weint, ſie betet, es iſt unbeſchreiblich, Mutter.“

Die Gräfin Julia betrachtete mit rührendem Wohlgefallen ihren Sohn und ein unmerkliches Lächeln ſpielte um ihren Mund; ſie erwiderte:

„Das wäre Alles recht ſchön und angenehm, aber — —“

„Ich weiß was Du ſagen willſt, liebe Mutter“, fiel haſtig der Sohn ein, „ſage es darum nicht; ſprechen wir gar nicht hierüber. Du haſt mein Vertrauen gefordert, ich öffnete Dir mein Herz, Du willſt wohl nicht, daß ich meine Offenheit bereue?“

„Gewiß nicht, Julius“, verſicherte mit Nachdenken die Gräfin. „Das ſollſt Du auch nicht“, fügte ſie hinzu, denn ſie fürchtete ſich vor dem Verluſte am meiſten; „ich wollte Dich

nur wohlmeinend auf gewiſſe Dinge aufmerkſam machen.“

„Auf den Unterſchied der Stände und dergleichen“, verſetzte der junge Mann, „ich weiß das Alles ſehr gut, wie jeder andere Graf und jede Gräfin.“

„Wie ſieht ſie aus, iſt ſie auch ſehr ſchön?“ frug die Dame, welche dieſe Antwort, ſie falſch deutend, mit voller Zufriedenheit hinnahm.

Nun erfolgte die Schilderung des Mädchens, wie ſie eben aus dem beredten Munde eines Liebenden zu erwarten ſteht. Die Gräfin frug nach der Wohnung der kleinen Familie und beſchloß, die Angabe zu benutzen.

„Ich muß ſie ſehen, die Dich liebt“, ſagte ſie ihrem Sohne, „die Gelegenheit iſt, da ſie ſich mit Handarbeiten beſchäftigt, leicht gefunden.“

Julius hatte nichts dagegen einzuwenden; er hielt es für überflüſſig, ſeiner Mutter Zartheit aufzubieten, er kannte ſie und wußte, daß ſie der ariſtokratiſchen Plumpheit, die ſo oft bei adligen Frauen auf Koſten der Weiblichkeit hervortritt, unfähig ſei.

„Der Vater darf nichts davon erfahren,“ ſagte ſie noch warnend ihrem Sohne und der Gegenſtand war zwiſchen ihnen erledigt.

Dieſe Beichte hatte Julius auf dem Lande bei Gelegenheit eines Beſuches in den Oſterferien abgelegt. Das Angelegentlichſte, was die Gräfin zu thun hatte, als ſie nach der Reſidenz kam, war, die Geliebte ihres Sohnes aufzuſuchen. Sie liebte eigentlich das Mädchen ſchon im Voraus wegen ſeiner Liebe zu ihrem Sohne. Sie ſah das Mädchen; ſie begab ſich nämlich mit ihrer vertrauteſten Zofe in ſeine Wohnung und beſtellte eine Arbeit, mit welcher, wie ſie ſagte, Jemand überraſcht werden ſolle und die ſie daher abzuholen ſelbſt kommen werde. Das erſte Zuſammentreffen mit der Dürftigkeit, mit dem Mangel an Eleganz, an jener Sitte, welche in den höhern Kreiſen durch das Geſetz der Mode feſtgeſtellt iſt, und oft die Stelle der angebornen Liebenswürdigkeit vertreten muß, war für die Gräfin trotz der gewinnenden Schönheit und Lieblichkeit des Mädchens peinlich. Die Gräfin vermißte das Empfangzimmer, das prachtvolle

Sopha und die Fauteuils, den ganzen Zubehör eines Empfanges. Nach und nach aber, als ſie mit dem Mädchen ſprach, den wohllautenden, einſchmeichelnden Klang ihrer Stimme hörte, als ſich vor ihr der gerade Sinn und der Reichthum an Gefühlen aufſchloß, da hätte die ſtolze Ariſtokratin zugleich lachen und weinen mögen vor Rührung, ſie hätte ſelbſt ihren Stand vergeſſen und das liebe Mädchen umarmen mögen, von dem ſie wußte, daß ſie ihren Sohn liebe, und drückender wurde ihr jetzt die Zurückhaltung, als die Meſalliance des Herzens ihres Sohnes. Sie mußte ſchnell und verſtohlen eine Thräne aus dem Auge wiſchen, um ſich nicht zu verrathen, als ſie das Mädchen, ſo ſchlicht und unbefangen über ihre Lage und ihre Verhältniſſe, auf die ſie gebracht wurde, reden hörte, als ſie in der arbeitenden Tochter des Volkes ſo viel Muth und Selbſtbewußtſein, edeln Sinn und Stolz wahrnahm. Die Gräfin ging gerührt, zum Theil ſogar befriedigt aus der kleinen Wohnung. Sie hing mit ihrem ganzen Herzen an ihrem Sohne und die Vorurtheile des Herzens ſind mächtiger

als alle andern. Die Gräfin ließ ſich nach der einen Richtung hin von ihrem Sohne demokratiſiren und es fiel ihr gar nicht ein, für dieſen Schimpf ihren Ahnen Abbitte zu thun. Die Gräfin kehrte oft wieder und hatte immer neue Beſtellungen; ſie hatte es verſucht, auf irgend eine Weiſe der holden Arbeiterin mehr zufließen zu laſſen, als ſie verdiente, allein ſie vermochte eben ſo wenig wie ihr Sohn es durchzuſetzen. Hannchen wußte ſich die ganz beſondere Freundlichkeit und Anhänglichkeit der vornehmen Dame, die ſich Gräfin Althof genannt, nicht zu erklären, die ſich nach all' ihren Beziehungen aufs Sorgfältigſte und Angelegentlichſte erkundigte; aber ſie fühlte ſich zu ihr hingezogen, die Fremde flößte ihr Vertrauen und Liebe ein, wie das von ſo vieler Herzlichkeit und Theilnahme, mit welcher die Gräfin das Mädchen behandelte, wohl nicht anders zu erwarten ſtand. Hannchen nahm keinen Anſtand, der Zartforſchenden auch über ihre Herzensangelegenheit Mittheilungen zu machen, welche die Zuhörerin entzückten. Wie begeiſtert nahm die Mutter die warmen, zarten

Worte der Liebe auf, die das Mädchen an den abwesenden Geliebten verschwendete, welches Echo fand das Lob, das so voll und reich von ihren Lippen floß! Die Zuhörerin frug immer mehr, um mehr zu hören.

„Ist er denn wirklich so liebenswürdig, dieser junge Mann, überschätzt ihn Ihre Liebe nicht?“ frug die Gräfin.

„Warum würde ich ihn denn lieben und so lieben, wenn er nicht so gut, so mild, so edel wäre. Ich hätte, bevor ich ihn kannte, nicht geglaubt, daß es solche Menschen gibt. Ich kann gar nicht von ihm reden, denn es thut mir zu wohl und fast auch weh.“

„Sie sind ein gutes, braves Mädchen,“ sprach die Gräfin mit nassen Augen und faßte die Hand der Arbeiterin, die sie drückte.

Hannchen sah mit Staunen diese Bewegung der vornehmen Dame und schrieb sie der Erinnerung an eine unglückliche Liebe zu. Die Gräfin besuchte das Mädchen, so oft sie in Wien war, so oft sie nur konnte, und von ihrem Gute aus schrieb sie, um Antwort zu erhalten; sie machte Bestel-

als alle andern. Die Gräfin ließ ſich nach der einen Richtung hin von ihrem Sohne demokratiſiren und es fiel ihr gar nicht ein, für dieſen Schimpf ihren Ahnen Abbitte zu thun. Die Gräfin kehrte oft wieder und hatte immer neue Beſtellungen; ſie hatte es verſucht, auf irgend eine Weiſe der holden Arbeiterin mehr zufließen zu laſſen, als ſie verdiente, allein ſie vermochte eben ſo wenig wie ihr Sohn es durchzuſetzen. Hannchen wußte ſich die ganz beſondere Freundlichkeit und Anhänglichkeit der vornehmen Dame, die ſich Gräfin Althof genannt, nicht zu erklären, die ſich nach all' ihren Beziehungen aufs Sorgfältigſte und Angelegentlichſte erkundigte; aber ſie fühlte ſich zu ihr hingezogen, die Fremde flößte ihr Vertrauen und Liebe ein, wie das von ſo vieler Herzlichkeit und Theilnahme, mit welcher die Gräfin das Mädchen behandelte, wohl nicht anders zu erwarten ſtand. Hannchen nahm keinen Anſtand, der Zartforſchenden auch über ihre Herzensangelegenheit Mittheilungen zu machen, welche die Zuhörerin entzückten. Wie begeiſtert nahm die Mutter die warmen, zarten

Worte der Liebe auf, die das Mädchen an den abwesenden Geliebten verschwendete, welches Echo fand das Lob, das so voll und reich von ihren Lippen floß! Die Zuhörerin frug immer mehr, um mehr zu hören.

„Ist er denn wirklich so liebenswürdig, dieser junge Mann, überschätzt ihn Ihre Liebe nicht?“ frug die Gräfin.

„Warum würde ich ihn denn lieben und so lieben, wenn er nicht so gut, so mild, so edel wäre. Ich hätte, bevor ich ihn kannte, nicht geglaubt, daß es solche Menschen gibt. Ich kann gar nicht von ihm reden, denn es thut mir zu wohl und fast auch weh.“

„Sie sind ein gutes, braves Mädchen,“ sprach die Gräfin mit nassen Augen und faßte die Hand der Arbeiterin, die sie drückte.

Hannchen sah mit Staunen diese Bewegung der vornehmen Dame und schrieb sie der Erinnerung an eine unglückliche Liebe zu. Die Gräfin besuchte das Mädchen, so oft sie in Wien war, so oft sie nur konnte, und von ihrem Gute aus schrieb sie, um Antwort zu erhalten; sie machte Bestel-

lungen und ließ Fragen mit einfließen, durch welche sie Mittheilungen von Seiten des Mädchens hervorrief. Hannchen erzählte ihrem Geliebten sehr viel von der gutmüthigen vornehmen Dame und Julius ließ das Geheimniß fortbestehen, nur um die Unbefangenheit des Mädchens nicht zu zerstören. So lebten diese drei Wesen in einem seltsam schönen Complott hinter dem Rücken des Grafen. Jetzt besaß die Gräfin Julia ihren Sohn ganz, wie sie es haben wollte; jetzt erst lebte sie nach ihrem Verlangen mit ihm, in ihm, jetzt erst eignete sie sich alle Schwingungen seines Herzens zu.

Diese schöne, zarte Beziehung des jungen Mannes zu einem Weibe, nicht aber Kälte und Stumpfheit war es, welche ihn neben den schimmernden, allerdings reizenden Frauen ruhig, unberührt einhergehen ließ, ohne daß er zu mehr, als zu der gebührenden Höflichkeit gebracht werden konnte, ohne daß er irgend mehr, als einen höchst oberflächlichen Eindruck erfuhr.

Als Julius seine obligaten Studien beendet hatte, wurde es ihm von seinem Vater freigestellt,

in Amt zu treten, oder vorher eine Reiſe durch das civiliſirte Europa zu machen, um die Welt kennen zu lernen. Julius wollte das Mädchen ſeiner innigen Neigung nicht verlaſſen, das, wie er wußte, entfernt von ihm unglücklich und troſtlos geweſen wäre.

Er blieb, wie groß auch ſein Verlangen war, zu reiſen, und trat als Ueberzähliger in ein Amt. Er machte dieſelben Erfahrungen wie Jeder, der in die bureaukratiſche Welt Oeſtreichs trat; er empfand denſelben Ekel vor der geordneten, ſyſtematiſchen Niederträchtigkeit, die in der Kanzlei von Staatswegen getrieben und zur Moral erhoben wird. Er ſelbſt fand einen geebneten Weg, denn er war reich, vornehm, von Adel und protegirt.

So verfloß ein Jahr, das mehr der Liebe, als der Arbeit, mehr dem Gefühle, als dem Gedanken, mehr dem innern Frieden, als dem innern Kampfe gewidmet war. Nichtsdeſtoweniger bildete ſich eine Unzufriedenheit mit den politiſchen und ſocialen Verhältniſſen in dem jungen Manne

aus, die um so größer anwuchs, je deutlicher und klarer er sie aufzufassen in der Lage war. Alle Bitterkeit seines Herzens, aller Groll, aller Mißmuth, die sich anhäuften, wurden versüßt, beschwichtigt, gemildert durch seine Geliebte, durch seine Mutter, die ihm schöne, freundliche Stunden abspinnen halfen.

So verfloß ein Jahr des Beamtenlebens, man zählte 1830, ein finsterer, unheimlicher Gast besuchte die lustige Hauptstadt Oestreichs: die Cholera. Dieser ungebetene Gast suchte sich seine Opfer in Wien zuerst in den Palästen, darauf in den Hütten. Die alte Geschichte von der Schonungslosigkeit des Schicksals wiederholte sich und Hannchen erkrankte. Hannchen, das gute, liebliche Mädchen, die Stütze ihrer Mutter, der Trost und die Erheiterung des Geliebten, wurde von dem zugewanderten Uebel heimgesucht. Julius wachte mit Angst und Bangen an ihrem Krankenlager. Umsonst! die liebende Sorgfalt rettet nicht vom Tode. Das Mädchen starb. O welcher Jammer in der kleinen Wohnung, welche Trauer, welcher Schmerz, welche Verzweiflung!

Die Jugend des Grafen ging mit dem Mädchen zu Grabe. Die alte Uhrmacherswittwe hatte nicht genug Geld, um ihre Tochter anständig begraben zu lassen, denn mit Hilfe ihrer Tochter erwarb sie nur das Nothwendigste. Einen Luxus, wie eine Begräbnißfeier konnte sie nicht bestreiten. Sie mußte sich an Julius wenden. Der junge Graf starrte vor Entsetzen, als die alte Frau weinend das Ansuchen um Unterstützung zur Bestreitung der Todtenfeier ihrer Tochter stellte. Mit der möglichsten Zartheit gab Julius der armen Frau mehr als nöthig war; die Beerdigung fand statt, Julius folgte der Leiche. Es betheiligten sich nur sehr Wenige aus der Nachbarschaft an dem traurigen Akt, es war ja das Begräbniß eines Armen. — Julius leistete dem Mädchen mit ganzer Seele den letzten Dienst, seine Trauer wog die fehlende glänzendste Ceremonie auf. Die ersten Tage nach dem Hinscheiden seiner Geliebten widmete er dem Schmerz. Es war eine stumme, tiefe Trauer, die sich seiner bemächtigte, er blieb einsam, er sprach, er verkehrte in diesen Tagen mit Niemanden. Zwei

Briefe ſeiner Mutter ließ er unbeantwortet. Die Herablaſſung und Toleranz der vornehmen Dame dem armen Mädchen gegenüber dünkte ihm jetzt zu wenig, ja eine Beleidigung für das gute, fromme Kind. Jetzt machte ſich die Forderung in ihm geltend, daß die Gräfin dem armen Kinde hätte ganz Mutter ſein ſollen; ſich ſelbſt ſogar klagte er an, daß er das heilige Bündniß mit dieſem trefflichen Weſen geheim gehalten, daß er nicht lieber mit ſeiner ganzen Familie, mit den Verhältniſſen gebrochen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe zu erniedrigen, ihm ſein ganzes, volles Recht vorzuenthalten. „O welche Macht hat die eingewurzelte, eingeprägte Lüge und Niederträchtigkeit," ſagte er ſich ſelber. „Ich bin wie die Andern, eben ſo lächerlich, ſo klein und ſo dumm!" Die Vergangenheit iſt aber unverbeſſerlich, deſto größer iſt ihre Wirkung auf die Zukunft. Julius konnte das todte Mädchen aus dem Volke nicht wieder beleben, um ihr öffentlich ſeine Huldigung, ſein Herz, ſeine Hand anzubieten, aber zugeſchworen hat er es ſich, dieſen begangenen Frevel an dem Heiligſten ſeines Herzens durch Thaten ab-

zubüßen, ſich ganz zu reinigen von dem Verbrechen.

Das, was ihm, als er ſich von dem erſten heftigſten Schmerz erholt hatte, zuerſt klar wurde, war die Nothwendigkeit, ſich aus ſeiner gegenwärtigen Lage zu reißen. Er ſchrieb ſeinem Vater, daß er Urlaub zu nehmen und die ſchon früher ihn vorgeſchlagene Reiſe zu machen wünſche. Der Graf war vollkommen einverſtanden, für die Gräfin war die größere Entfernung, in welche ſich ihr Sohn begeben wollte, ſchmerzlich; ſie machte aber dennoch keine Einwendung, weil ſie von der Zerſtreuung der Reiſe Troſt, Linderung für ihn erwartete, deſſen Trauer ſie ſich vorſtellte, wenn ſie auch keine Klage aus ſeinem Munde oder ſeiner Feder vernahm. Julius machte vor ſeiner Abreiſe einen Beſuch auf dem Gute ſeiner Eltern, er war verſtimmt und unzugänglich; ſeine Mutter erkannte ihn nicht wieder, ſie litt unſäglich. Die innige Verbindung zwiſchen ihr und ihrem Sohne, das mußte ſie wohl fühlen, war abgeriſſen; ſie klopfte vergebens an ſein Herz, es blieb ihr verſchloſſen,

ohne daß ſie ſich dieſe Erſcheinung zu erklären wußte.

Bald war der junge Graf auf dem Wege nach Frankreich, nach Paris; ausgerüſtet mit Empfehlungsſchreiben, die ihm den Mittelpunkt des Pariſer Lebens zugänglich machen mußten. Er kam im Monat Mai am 15. nach der Hauptſtadt Frankreichs und der Civiliſation; er gerieth plötzlich in eine außerordentliche politiſche Bewegung hinein. Die Reſtauration begann den ſteilen Weg hinauf zu klimmen, entweder auf die Gefahr hin, ſich den jähen Sturz, welcher ſpäter erfolgte, zu bereiten, oder blind für dieſe Gefahr.

Am Tage nach der Ankunft des öſtreichiſchen Grafen in Paris, an demſelben, der für die Abreiſe der franzöſiſchen Kriegsflotte von Toulon nach Algier beſtimmt war, wurde die blos ſuspendirte Kammer gänzlich aufgelöſt und von nun an war ſchwüle Luft, eine drückende Atmoſphäre in Paris, ohne daß ſich klares Bewußtſein deſſen, was das Volk zu erwarten hat oder zu thun gedenkt, ausſprach. Julius fühlte, wie in dieſer allgemeinen politiſchen Spannung die

Kraft ſeiner Seele wuchs, alle Dimenſionen des Menſchen in ihm ſich ausdehnten.

Er gab ſich und ſeine Privatangelegenheiten nach einem kurzen Aufenthalte gänzlich auf und gelangte zu einer großen allgemeinen Stimmung, an der ſich ein ganzes Volk betheiligte. Es iſt etwas Heiliges, Gewaltiges in der Communikation der Schmerzen und Beſorgniſſe, in der ſelbſtvergeſſenen Verbrüderung, in dieſer breiten, heftigen Strömung der Volksleidenſchaft, die allen Beiſatz von Gemeinheit und Erbärmlichkeit, die dem alltäglichen Treiben anhängt, für eine Zeit ausſcheidet.

Der plötzlich auflebende Fanatismus und Heroismus des Volkes von Paris, das ſeinen Hunger vergaß, um ſich ſeiner Rechte anzunehmen und ſie ſicher zu ſtellen, faßten die Seele des jungen Grafen und erhoben ſie.

Er hatte Empfehlungen an den Marſchall Marmont, an den Premierminiſter Polignac, an den Herzog von Orleans, an den König ſelbſt; er dachte jedoch nicht daran, ſie abzugeben, ſo ganz und gar in Anſpruch genommen war er von

dem öffentlichen Leben in Paris, das ſich zu ſeinen Stürmen vorbereitete. Erſt als er von dem bevorſtehenden Feſte des Herzogs von Orleans im Palais royal vernahm, ſetzte er ſich mit dieſem Prinzen vermittelſt eines Schreibens in Verbindung. Er gehörte zu den geladenen Gäſten bei der denkwürdigen Feier des 31. Mai, bei welcher Gelegenheit der gleisneriſche Sohn des Philippe Egalité um die Gunſt des Volkes und des alten Königs, deſſen Thron er zwei Monate ſpäter einnahm, zugleich buhlte. Julius ſah den gebogenen Rücken und die Miene voll Ergebenheit und Unterthänigkeit des Herzogs von Orleans, als er, mit ſeiner ganzen Familie an der Treppe aufgeſtellt, den ſouveränen Verwandten, den alten Karl X., das zweite königliche Opfer der Revolution in Frankreich, empfing. Er ſah die ſtolze Bürgerſchaft neben den Thron geſtellt und ihr von einem Thronkandidaten alle Huldigungen darbringen. Die hervorragenden parlamentariſchen Talente der Oppoſition ſtanden den Höflingen und ihrem Oberhaupte entgegen, es maß ſich, ſelbſt beim Vergnügen kämpfend

die Tradition mit der Intelligenz, es war offenbar, daß ſich der König nicht behaglich fühlte in der Geſellſchaft, der er ſich nicht ganz entziehen konnte, wenn er ſich auch ausſchließlich mit den Prinzen des Hauſes und den Pairs von Frankreich aus guter alter Familie und andern Adligen unterhielt.

Der junge Graf ſah hier ſeine Idole, die Geſtalten ſeiner Träume und Begeiſterung, die Ritterſchaft der neuen, die Ritterſchaft der alten Ideen während eines ſo kurzen Waffenſtillſtandes, als eben das Vergnügen dauert, anſcheinend friedlich zuſammen, die Apoſtel und Märtyrer eines neuen und alten Glaubens. Er ſah Lafayette, den adligen Bürgerhelden, die perſonifizirte Ehrenhaftigkeit, den Mann mit dem reinſten Gewiſſen, mit der makelloſeſten Redlichkeit, eine Geſtalt für die Schwärmerei der Jugend, für die Liebe der Frauen, für die Anbetung des Volkes, das ſich durch glänzende Thaten und Aufopferungen, durch ſteile Wege kühn verfolgt, durch bedeutungsſchwere Schickſale gewinnen läßt, ohne viel zu prüfen, und das einem edelſinnigen Ver-

brecher ein ſchweres Verbrechen verzeiht; er ſah Lafayette, den Ritter der Wahrheit, die er nie erkannt, nie begriffen, für die er aber eingeſtanden, wo es galt, mit ſeinem Blut, mit ſeinem Leben, den Jüngling gebliebenen Greis, die herrliche Menſchenerſcheinung, die ſich ſchön und unentſtellt erhalten in den wilden Stürmen und Leidenſchaften, durch die ſie geſchritten. Julius ſah Lafayette, deſſen Name ihm das Blut erhitzte, in ihm die Begeiſterung wach rief.

Der König unterhielt ſich mehr als mit jedem Andern mit einem blaſſen Manne von ſchlanker, geſtreckter Geſtalt, mit geheimnißvollen Augen, mit einer Stirn voll webender Gedanken; es war Chateaubriand, die romantiſche Seele, die das Licht ſcheute, weil es auch das Häßliche, Unwürdige, Gemeine beleuchtet; der Dichter, im Halbdunkel des Gedankens hellen Strahl ſich durch Poeſie verdunkelnd, um glücklicher zu ſein. Das ſchwärmeriſche Kind des Katholicismus und doch dieſen tyranniſirend, um ihn nach ſeinem eigenen Geſchmack zuzurichten, ein hingebender Freund des traditionellen Königthums und von dem

Genie Napoleons, des Sohnes der Revolution, zur Bewunderung, zur Verehrung, zur Anbetung hingeriſſen.

Der junge Graf ſah Polignac, den kühnen, zuverſichtlichen Diener des abgelebten Abſolutismus, den Marſchall Marmont, den Verräther für die Reſtauration; Lafitte, den edelſinnigſten Kaufmann, der je auf Geldvermehrung ſpeculirt, den heroiſchen, hochherzigen Banquier voll Treue und Hingebung für das Volk, für Frankreich, für ſeine Idee, die nicht für ihn ſelbſt berechnet war. Er ſah Odilon Barrot, den ſtämmigen Vertreter des Revolutionsgedankens, den ſcharfen, ſchonungsloſen Oppoſitionsmann im Parlament, den populärſten Redner im Club „Aide toi et Dieu t'aidera", damals „Anarchiſt" genannt.

Er ſah Thiers, den verſchmitzten Journaliſten, den unredlichſten und vielleicht begabteſten Mann in Frankreich, in Handhabung von Wort und Schrift von ſehr Wenigen übertroffen, gefürchtet, weil von großer Menſchenkenntniß und den gemeinen Intereſſen ſchmeichelnd. Ein Alltags-

menſch in Bezug auf ſeine Wünſche und Leidenſchaften, ein Auserwählter in Bezug auf ſeine Begabung. Caſimir Perier war da zu ſehen, der gallichte Staatsmann mit einem ſchwachen Herzen und ſtarken Kopfe; unwirſch und dennoch ängſtlich, aufbrauſend und feig; ungeſtüm aber ohne Kraft; heftig und kleinmüthig. War auch Beranger zu ſehen, der Sänger des franzöſiſchen Volkes, mit dem weichen, milden Sinn, mit der großen, ſtarken Seele. Dupont de l'Eure war da zu ſehen, der unerſchütterliche, der ewig freie und Andere noch. Und draußen in den gaſtfreundlich erſchloſſenen Gärten das neugierige Volk, um die Männer zu ſehen, die es ſegnete, die es verfluchte.

Dem jungen Oeſtreicher ſchwoll das Herz von Begeiſterung, von Thatendurſt, von Ruhmſucht. Uebrigens fehlten die größten Männer, die Märtyrer ihres Gedankens, die für die Zukunft die Gegenwart hinwarfen und von dem Volke ſelbſt, für das ſie wirken und leiden, Anfeindung, Mißachtung erfahren. Die Republikaner waren nicht da, ſie verſchmähten die Geſellſchaft

und wurden von ihr verſchmäht, ſie verachteten ein Feſt, deſſen Ertrag hinreichend geweſen wäre, vielen Hungernden da draußen, die dem glänzenden Treiben aus der Ferne zuſahen, Brot zu geben. Julius ging wie berauſcht umher, Auge und Ohr an Geſtalten und Worten weidend.

Das vielberühmte Feuer an dem Fuße der Apollostatue im Garten brach aus und ſtörte das Vergnügen des Feſtes. Alles gerieth in Verwirrung; man ergriff, wie immer, vom Schreck befallen, umgekehrte Maßregeln, man drängte ſich in den Sälen zuſammen, man lief dorthin, wo der Gefahr am ſchwerſten zu entgehen war, die Frauen ſchrien, verzweifelten und flohen. Julius war bemüht mit den andern Männern, die natürlich ganz ruhig und unbefangen blieben, beruhigend, ordnend einzuwirken, den regelloſen Strudel aufzuhalten, zurecht zu bringen; es gelang. Mitten in dem Tumult, dem er zu ſteuern ſich bemühte, gewahrte er eine junge Dame, bemüht, eine andere Dame zurückzuhalten, die beſinnungslos vor Angſt den Flammen zuſtürzen wollte. Die jüngere Dame hielt ſie

mensch in Bezug auf nheit auf
denschaften, ein icherhe
seine Begabung. E
sehen, der g
schwachen He
und dennoch
gestüm ab blu
War ar erhöhten den
franzö ersönlichkeit. Als sie
Sin gebracht hatte, blieb sie
de stehen und betrachtete das
d Schauspiel vor sich. —

verschwand im Gedränge, kam aber
eder; er trug eine ohnmächtige Frau auf
Arme, er überlegte nicht lange und übergab
ie der Sorgfalt der jungen Heldin, die es sofort
übernahm, die erschlafften Lebensgeister der Ohn-
mächtigen zu wecken. Diese Ohnmächtige war
keine Andere, als die Herzogin von Berry. Die
Nachricht von diesem Vorfall verbreitete sich rasch
mit Vergrößerungen, Entstellungen und Aus-
wüchsen unter den Anwesenden. Die Glieder der
königlichen Familie und die Höflinge irrten be-

her, um ... der Gebrauch
n; sie
un ... Sie gesucht
rt.

itet."
sehen, ... er
volle Beruhigu...
unangenehmer Unterbre...
der ihren Anfang genommen hatte, ...
die junge Herzogin, auf den Arm des Daup...
ihres Gatten gestützt, die junge Dame, von der sie zur Besinnung zurückgebracht wurde, an ihrer Seite, durch die weiten, prächtigen Säle, um den jungen Unbekannten aufzusuchen. Sie vermochten ihn unter der großen Menge von zweitausend Gästen nicht zu finden und gaben nach einiger Bemühung ihr Vorhaben auf. Die Mattigkeit und Erschöpfung der Herzogin, vielleicht noch andere Gründe veranlaßten die königliche Familie, sich früher, als das Fest geendet, zurückzuziehen. Dies war bereits geschehen, als die junge muthige Dame, die so unerschrocken in dem Sturme dage-

mit aller Festigkeit und Besonnenheit auf und führte sie an einen Ort, wo sie in Sicherheit war. Julius faßte trotz seiner Hast und Eilfertigkeit die junge Dame näher ins Auge, sie konnte kaum siebzehn Jahre zählen; ihre Schönheit war blendend, hinreißend und ihre hilfreiche Geschäftigkeit, bei der sich Entschlossenheit und weibliche Grazie in schöner Vereinigung zeigten, erhöhten den Reiz dieser höchst anziehenden Persönlichkeit. Als sie die Dame in Sicherheit gebracht hatte, blieb sie wieder ganz ruhig stehen und betrachtete das eigenthümliche Schauspiel vor sich. —

Julius verschwand im Gedränge, kam aber bald wieder; er trug eine ohnmächtige Frau auf dem Arme, er überlegte nicht lange und übergab sie der Sorgfalt der jungen Heldin, die es sofort übernahm, die erschlafften Lebensgeister der Ohnmächtigen zu wecken. Diese Ohnmächtige war keine Andere, als die Herzogin von Berry. Die Nachricht von diesem Vorfall verbreitete sich rasch mit Vergrößerungen, Entstellungen und Auswüchsen unter den Anwesenden. Die Glieder der königlichen Familie und die Höflinge irrten be-

ſtürzt umher, um die Schwiegertochter des Königs zu ſuchen; ſie fanden ſie, als ſie ſich unter der Obhut der jungen Dame erholt hatte.

Die Pflegerin hatte der Fürſtentochter die Art und Weiſe, wie ſie hierher unter ihre Hände gekommen, erzählt, und dieſe verlangte, den jungen Retter zu ſehen, um ihm zu danken.

Als die volle Beruhigung eingetreten war und nach unangenehmer Unterbrechung die Luſt wieder ihren Anfang genommen hatte, wanderte die junge Herzogin, auf den Arm des Dauphin ihres Gatten geſtützt, die junge Dame, von der ſie zur Beſinnung zurückgebracht wurde, an ihrer Seite, durch die weiten, prächtigen Säle, um den jungen Unbekannten aufzuſuchen. Sie vermochten ihn unter der großen Menge von zweitauſend Gäſten nicht zu finden und gaben nach einiger Bemühung ihr Vorhaben auf. Die Mattigkeit und Erſchöpfung der Herzogin, vielleicht noch andere Gründe veranlaßten die königliche Familie, ſich früher, als das Feſt geendet, zurückzuziehen. Dies war bereits geſchehen, als die junge muthige Dame, die ſo unerſchrocken in dem Sturme dage-

ſtanden, an dem Arme eines Mannes in vorgerückten Jahren dem Gegenſtand des emſigen Suchens, dem Grafen Dippold, begegnete.

„Erlauben Sie, mein Herr," ſprach ihn die Dame mit einer liebenswürdigen Freundlichkeit an; „Sie ſind mit großer Emſigkeit geſucht worden, aber umſonſt."

„Wer konnte mich hier ſuchen? Ich bin ſeit zwei Wochen in Paris und alſo ganz fremd," bemerkte überraſcht der Graf.

„Dennoch iſt es ſo — doch ich möchte Sie gerne, bevor ich mich auf weitere Auseinanderſetzungen einlaſſe, meinem Gatten vorſtellen. Darf ich Sie bitten, mir dabei behilflich zu ſein?"

„Graf Dippold," ſprach der junge Mann, ſich vorſtellend.

„Ah, aus der berühmten öſtreichiſchen Familie," fiel der Gatte der jungen Dame ein, „ich kenne Ihren Herrn Vater ſehr gut, wir haben uns oft am Hofe zu Wien geſehen; freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich bin Fürſt Roben — meine Gattin," fügte er hinzu, auf die junge Dame an ſeinem Arme deutend; es

erfolgten Verbeugungen, wie es der Gebrauch vorschreibt.

„Wissen Sie, Herr Graf, wer Sie gesucht hat?“ nahm die Dame wieder das Wort.

„Gewiß nicht,“ lautete die Antwort.

„Die Herzogin von Berry, von mir begleitet.“

„Die Herzogin von Berry, mich?“ frug der Graf gleichgiltig.

„Und ich mit ihr, darauf legen Sie ja gar kein Gewicht, ungalanter Graf,“ rief scherzend die Fürstin Roben.

„Daß Sie mich gesucht haben, freut mich sehr und überrascht mich weniger. Denn wir standen in einem gewissen Verkehr, wir kannten uns also gewissermaßen, und Ueberraschung, Fürstin, wirkt mehr als Freude; beim Himmel, es dünkt mir eben so sonderbar, als es mir gleichgiltig ist, daß mich die Frau Herzogin gesucht haben.“

„Es ist eine Ehre, Herr Graf,“ meinte der Fürst.

„Wenn ich mir eine daraus machen will,“ versetzte der junge Graf; „ich begreife nicht — es muß ein Mißverständniß obwalten.“

„Der Zuſammenhang iſt doch ſo einfach, ſo leicht zu finden," erklärte die Fürſtin; „die ohnmächtige Dame, die Sie auf Ihrem Arm mir überbracht, war die Herzogin."

„Ach ſo!" rief Julius aus.

„Und ſie wollte Ihnen für den Ritterdienſt danken," fuhr die Fürſtin fort.

„Den Dank, Dame, begehre ich nicht und verdiene ich nicht, hätte ich ihr ſagen müſſen, ich habe ſie ohne alle Gefahr aufgehoben," erklärte der Graf Dippold, empfahl ſich und ging, ſeine Aufmerkſamkeit auf den ihm fremden Geiſt der Geſellſchaft und die Geſellſchaft ſelbſt zu richten.

„Ein ſonderbarer Menſch, dieſer Graf," ſprach der Fürſt Roben zu ſeiner jungen Gemahlin, als Julius ihren Blicken verſchwunden war.

„Ein ſonderbarer Graf, dieſer Menſch!" verbeſſerte die Dame.

Julius kam von dieſer Feier mit dem feſten Vorſatz zurück, ein großer Mann zu werden; für ſeine Ideen zu opfern, ſo viel ein Menſch nur opfern kann; ein Washington oder Lafayette zu werden, wenn anders ein rüſtiges Streben, eine

treue Hingebung an eine große Sache, Muth, Ausdauer und Unerschütterlichkeit zu solcher Höhe bringen muß, wenn nicht eine besonders günstige Constellation nothwendig, um eine solche Höhe zu erreichen.

---

ohne daß ſie ſich dieſe Erſcheinung zu erklären wußte.

Bald war der junge Graf auf dem Wege nach Frankreich, nach Paris; ausgerüſtet mit Empfehlungsſchreiben, die ihm den Mittelpunkt des Pariſer Lebens zugänglich machen mußten. Er kam im Monat Mai am 15. nach der Hauptſtadt Frankreichs und der Civiliſation; er gerieth plötzlich in eine außerordentliche politiſche Bewegung hinein. Die Reſtauration begann den ſteilen Weg hinauf zu klimmen, entweder auf die Gefahr hin, ſich den jähen Sturz, welcher ſpäter erfolgte, zu bereiten, oder blind für dieſe Gefahr.

Am Tage nach der Ankunft des öſtreichiſchen Grafen in Paris, an demſelben, der für die Abreiſe der franzöſiſchen Kriegsflotte von Toulon nach Algier beſtimmt war, wurde die blos ſuspendirte Kammer gänzlich aufgelöſt und von nun an war ſchwüle Luft, eine drückende Atmoſphäre in Paris, ohne daß ſich klares Bewußtſein deſſen, was das Volk zu erwarten hat oder zu thun gedenkt, ausſprach. Julius fühlte, wie in dieſer allgemeinen politiſchen Spannung die

Kraft ſeiner Seele wuchs, alle Dimenſionen des Menſchen in ihm ſich ausdehnten.

Er gab ſich und ſeine Privatangelegenheiten nach einem kurzen Aufenthalte gänzlich auf und gelangte zu einer großen allgemeinen Stimmung, an der ſich ein ganzes Volk betheiligte. Es iſt etwas Heiliges, Gewaltiges in der Communikation der Schmerzen und Beſorgniſſe, in der ſelbſtvergeſſenen Verbrüderung, in dieſer breiten, heftigen Strömung der Volksleidenſchaft, die allen Beiſatz von Gemeinheit und Erbärmlichkeit, die dem alltäglichen Treiben anhängt, für eine Zeit ausſcheidet.

Der plötzlich auflebende Fanatismus und Heroismus des Volkes von Paris, das ſeinen Hunger vergaß, um ſich ſeiner Rechte anzunehmen und ſie ſicher zu ſtellen, faßten die Seele des jungen Grafen und erhoben ſie.

Er hatte Empfehlungen an den Marſchall Marmont, an den Premierminiſter Polignac, an den Herzog von Orleans, an den König ſelbſt; er dachte jedoch nicht daran, ſie abzugeben, ſo ganz und gar in Anſpruch genommen war er von

dem öffentlichen Leben in Paris, das ſich zu ſeinen Stürmen vorbereitete. Erſt als er von dem bevorſtehenden Feſte des Herzogs von Orleans im Palais royal vernahm, ſetzte er ſich mit dieſem Prinzen vermittelſt eines Schreibens in Verbindung. Er gehörte zu den geladenen Gäſten bei der denkwürdigen Feier des 31. Mai, bei welcher Gelegenheit der gleisneriſche Sohn des Philippe Egalité um die Gunſt des Volkes und des alten Königs, deſſen Thron er zwei Monate ſpäter einnahm, zugleich buhlte. Julius ſah den gebogenen Rücken und die Miene voll Ergebenheit und Unterthänigkeit des Herzogs von Orleans, als er, mit ſeiner ganzen Familie an der Treppe aufgeſtellt, den ſouveränen Verwandten, den alten Karl X., das zweite königliche Opfer der Revolution in Frankreich, empfing. Er ſah die ſtolze Bürgerſchaft neben den Thron geſtellt und ihr von einem Thronkandidaten alle Huldigungen darbringen. Die hervorragenden parlamentariſchen Talente der Oppoſition ſtanden den Höflingen und ihrem Oberhaupte entgegen, es maß ſich, ſelbſt beim Vergnügen kämpfend/

die Tradition mit der Intelligenz, es war offenbar, daß ſich der König nicht behaglich fühlte in der Geſellſchaft, der er ſich nicht ganz entziehen konnte, wenn er ſich auch ausſchließlich mit den Prinzen des Hauſes und den Pairs von Frankreich aus guter alter Familie und andern Adligen unterhielt.

Der junge Graf ſah hier ſeine Idole, die Geſtalten ſeiner Träume und Begeiſterung, die Ritterſchaft der neuen, die Ritterſchaft der alten Ideen während eines ſo kurzen Waffenſtillſtandes, als eben das Vergnügen dauert, anſcheinend friedlich zuſammen, die Apoſtel und Märtyrer eines neuen und alten Glaubens. Er ſah Lafayette, den adligen Bürgerhelden, die perſonifizirte Ehrenhaftigkeit, den Mann mit dem reinſten Gewiſſen, mit der makelloſeſten Redlichkeit, eine Geſtalt für die Schwärmerei der Jugend, für die Liebe der Frauen, für die Anbetung des Volkes, das ſich durch glänzende Thaten und Aufopferungen, durch ſteile Wege kühn verfolgt, durch bedeutungsſchwere Schickſale gewinnen läßt, ohne viel zu prüfen, und das einem edelſinnigen Ver-

brecher ein ſchweres Verbrechen verzeiht; er ſah Lafayette, den Ritter der Wahrheit, die er nie erkannt, nie begriffen, für die er aber eingeſtanden, wo es galt, mit ſeinem Blut, mit ſeinem Leben, den Jüngling gebliebenen Greis, die herrliche Menſchenerſcheinung, die ſich ſchön und unentſtellt erhalten in den wilden Stürmen und Leidenſchaften, durch die ſie geſchritten. Julius ſah Lafayette, deſſen Name ihm das Blut erhitzte, in ihm die Begeiſterung wach rief.

Der König unterhielt ſich mehr als mit jedem Andern mit einem blaſſen Manne von ſchlanker, geſtreckter Geſtalt, mit geheimnißvollen Augen, mit einer Stirn voll webender Gedanken; es war Chateaubriand, die romantiſche Seele, die das Licht ſcheute, weil es auch das Häßliche, Unwürdige, Gemeine beleuchtet; der Dichter, im Halbdunkel des Gedankens hellen Strahl ſich durch Poeſie verdunkelnd, um glücklicher zu ſein. Das ſchwärmeriſche Kind des Katholicismus und doch dieſen tyranniſirend, um ihn nach ſeinem eigenen Geſchmack zuzurichten, ein hingebender Freund des traditionellen Königthums und von dem

Genie Napoleons, des Sohnes der Revolution, zur Bewunderung, zur Verehrung, zur Anbetung hingeriſſen.

Der junge Graf ſah Polignac, den kühnen, zuverſichtlichen Diener des abgelebten Abſolutismus, den Marſchall Marmont, den Verräther für die Reſtauration; Lafitte, den edelſinnigſten Kaufmann, der je auf Geldvermehrung ſpeculirt, den heroiſchen, hochherzigen Banquier voll Treue und Hingebung für das Volk, für Frankreich, für ſeine Idee, die nicht für ihn ſelbſt berechnet war. Er ſah Odilon Barrot, den ſtämmigen Vertreter des Revolutionsgedankens, den ſcharfen, ſchonungsloſen Oppoſitionsmann im Parlament, den populärſten Redner im Club „Aide toi et Dieu t'aidera", damals „Anarchiſt" genannt.

Er ſah Thiers, den verſchmitzten Journaliſten, den unredlichſten und vielleicht begabteſten Mann in Frankreich, in Handhabung von Wort und Schrift von ſehr Wenigen übertroffen, gefürchtet, weil von großer Menſchenkenntniß und den gemeinen Intereſſen ſchmeichelnd. Ein Alltags-

brecher ein ſchweres Verbrechen verzeiht; er ſah Lafayette, den Ritter der Wahrheit, die er nie erkannt, nie begriffen, für die er aber eingeſtanden, wo es galt, mit ſeinem Blut, mit ſeinem Leben, den Jüngling gebliebenen Greis, die herrliche Menſchenerſcheinung, die ſich ſchön und unentſtellt erhalten in den wilden Stürmen und Leidenſchaften, durch die ſie geſchritten. Julius ſah Lafayette, deſſen Name ihm das Blut erhitzte, in ihm die Begeiſterung wach rief.

Der König unterhielt ſich mehr als mit jedem Andern mit einem blaſſen Manne von ſchlanker, geſtreckter Geſtalt, mit geheimnißvollen Augen, mit einer Stirn voll webender Gedanken; es war Chateaubriand, die romantiſche Seele, die das Licht ſcheute, weil es auch das Häßliche, Unwürdige, Gemeine beleuchtet; der Dichter, im Halbdunkel des Gedankens hellen Strahl ſich durch Poeſie verdunkelnd, um glücklicher zu ſein. Das ſchwärmeriſche Kind des Katholicismus und doch dieſen tyranniſirend, um ihn nach ſeinem eigenen Geſchmack zuzurichten, ein hingebender Freund des traditionellen Königthums und von dem

Genie Napoleons, des Sohnes der Revolution, zur Bewunderung, zur Verehrung, zur Anbetung hingerissen.

Der junge Graf sah Polignac, den kühnen, zuversichtlichen Diener des abgelebten Absolutismus, den Marschall Marmont, den Verräther für die Restauration; Lafitte, den edelsinnigsten Kaufmann, der je auf Geldvermehrung speculirt, den heroischen, hochherzigen Banquier voll Treue und Hingebung für das Volk, für Frankreich, für seine Idee, die nicht für ihn selbst berechnet war. Er sah Odilon Barrot, den stämmigen Vertreter des Revolutionsgedankens, den scharfen, schonungslosen Oppositionsmann im Parlament, den populärsten Redner im Club „Aide toi et Dieu t'aidera", damals „Anarchist" genannt.

Er sah Thiers, den verschmitzten Journalisten, den unredlichsten und vielleicht begabtesten Mann in Frankreich, in Handhabung von Wort und Schrift von sehr Wenigen übertroffen, gefürchtet, weil von großer Menschenkenntniß und den gemeinen Interessen schmeichelnd. Ein Alltags-

menſch in Bezug auf ſeine Wünſche und Leidenſchaften, ein Auserwählter in Bezug auf ſeine Begabung. Caſimir Perier war da zu ſehen, der gallichte Staatsmann mit einem ſchwachen Herzen und ſtarken Kopfe; unwirſch und dennoch ängſtlich, aufbrauſend und feig; ungeſtüm aber ohne Kraft; heftig und kleinmüthig. War auch Beranger zu ſehen, der Sänger des franzöſiſchen Volkes, mit dem weichen, milden Sinn, mit der großen, ſtarken Seele. Dupont de l'Eure war da zu ſehen, der unerſchütterliche, der ewig freie und Andere noch. Und draußen in den gaſtfreundlich erſchloſſenen Gärten das neugierige Volk, um die Männer zu ſehen, die es ſegnete, die es verfluchte.

Dem jungen Oeſtreicher ſchwoll das Herz von Begeiſterung, von Thatendurſt, von Ruhmſucht. Uebrigens fehlten die größten Männer, die Märtyrer ihres Gedankens, die für die Zukunft die Gegenwart hinwarfen und von dem Volke ſelbſt, für das ſie wirken und leiden, Anfeindung, Mißachtung erfahren. Die Republikaner waren nicht da, ſie verſchmähten die Geſellſchaft

und wurden von ihr verſchmäht, ſie verachteten ein Feſt, deſſen Ertrag hinreichend geweſen wäre, vielen Hungernden da draußen, die dem glänzenden Treiben aus der Ferne zuſahen, Brot zu geben. Julius ging wie berauſcht umher, Auge und Ohr an Geſtalten und Worten weidend.

Das vielberühmte Feuer an dem Fuße der Apollostatue im Garten brach aus und ſtörte das Vergnügen des Feſtes. Alles gerieth in Verwirrung; man ergriff, wie immer, vom Schreck befallen, umgekehrte Maßregeln, man drängte ſich in den Sälen zuſammen, man lief dorthin, wo der Gefahr am ſchwerſten zu entgehen war, die Frauen ſchrien, verzweifelten und flohen. Julius war bemüht mit den andern Männern, die natürlich ganz ruhig und unbefangen blieben, beruhigend, ordnend einzuwirken, den regelloſen Strudel aufzuhalten, zurecht zu bringen; es gelang. Mitten in dem Tumult, dem er zu ſteuern ſich bemühte, gewahrte er eine junge Dame, bemüht, eine andere Dame zurückzuhalten, die beſinnungslos vor Angſt den Flammen zuſtürzen wollte. Die jüngere Dame hielt ſie

mit aller Festigkeit und Besonnenheit auf und führte sie an einen Ort, wo sie in Sicherheit war. Julius faßte trotz seiner Hast und Eilfertigkeit die junge Dame näher ins Auge, sie konnte kaum siebzehn Jahre zählen; ihre Schönheit war blendend, hinreißend und ihre hilfreiche Geschäftigkeit, bei der sich Entschlossenheit und weibliche Grazie in schöner Vereinigung zeigten, erhöhten den Reiz dieser höchst anziehenden Persönlichkeit. Als sie die Dame in Sicherheit gebracht hatte, blieb sie wieder ganz ruhig stehen und betrachtete das eigenthümliche Schauspiel vor sich. —

Julius verschwand im Gedränge, kam aber bald wieder; er trug eine ohnmächtige Frau auf dem Arme, er überlegte nicht lange und übergab sie der Sorgfalt der jungen Heldin, die es sofort übernahm, die erschlafften Lebensgeister der Ohnmächtigen zu wecken. Diese Ohnmächtige war keine Andere, als die Herzogin von Berry. Die Nachricht von diesem Vorfall verbreitete sich rasch mit Vergrößerungen, Entstellungen und Auswüchsen unter den Anwesenden. Die Glieder der königlichen Familie und die Höflinge irrten be-

ſtürzt umher, um die Schwiegertochter des Königs zu ſuchen; ſie fanden ſie, als ſie ſich unter der Obhut der jungen Dame erholt hatte.

Die Pflegerin hatte der Fürſtentochter die Art und Weiſe, wie ſie hierher unter ihre Hände gekommen, erzählt, und dieſe verlangte, den jungen Retter zu ſehen, um ihm zu danken.

Als die volle Beruhigung eingetreten war und nach unangenehmer Unterbrechung die Luſt wieder ihren Anfang genommen hatte, wanderte die junge Herzogin, auf den Arm des Dauphin ihres Gatten geſtützt, die junge Dame, von der ſie zur Beſinnung zurückgebracht wurde, an ihrer Seite, durch die weiten, prächtigen Säle, um den jungen Unbekannten aufzuſuchen. Sie vermochten ihn unter der großen Menge von zweitauſend Gäſten nicht zu finden und gaben nach einiger Bemühung ihr Vorhaben auf. Die Mattigkeit und Erſchöpfung der Herzogin, vielleicht noch andere Gründe veranlaßten die königliche Familie, ſich früher, als das Feſt geendet, zurückzuziehen. Dies war bereits geſchehen, als die junge muthige Dame, die ſo unerſchrocken in dem Sturme dage-

ſtanden, an dem Arme eines Mannes in vorgerückten Jahren dem Gegenſtand des emſigen Suchens, dem Grafen Dippold, begegnete.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ ſprach ihn die Dame mit einer liebenswürdigen Freundlichkeit an; „Sie ſind mit großer Emſigkeit geſucht worden, aber umſonſt.“

„Wer konnte mich hier ſuchen? Ich bin ſeit zwei Wochen in Paris und alſo ganz fremd,“ bemerkte überraſcht der Graf.

„Dennoch iſt es ſo — doch ich möchte Sie gerne, bevor ich mich auf weitere Auseinanderſetzungen einlaſſe, meinem Gatten vorſtellen. Darf ich Sie bitten, mir dabei behilflich zu ſein?“

„Graf Dippold,“ ſprach der junge Mann, ſich vorſtellend.

„Ah, aus der berühmten öſtreichiſchen Familie,“ fiel der Gatte der jungen Dame ein, „ich kenne Ihren Herrn Vater ſehr gut, wir haben uns oft am Hofe zu Wien geſehen; freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich bin Fürſt Roben — meine Gattin,“ fügte er hinzu, auf die junge Dame an ſeinem Arme deutend; es

erfolgten Verbeugungen, wie es der Gebrauch vorschreibt.

„Wissen Sie, Herr Graf, wer Sie gesucht hat?“ nahm die Dame wieder das Wort.

„Gewiß nicht,“ lautete die Antwort.

„Die Herzogin von Berry, von mir begleitet.“

„Die Herzogin von Berry, mich?“ frug der Graf gleichgiltig.

„Und ich mit ihr, darauf legen Sie ja gar kein Gewicht, ungalanter Graf,“ rief scherzend die Fürstin Roben.

„Daß Sie mich gesucht haben, freut mich sehr und überrascht mich weniger. Denn wir standen in einem gewissen Verkehr, wir kannten uns also gewissermaßen, und Ueberraschung, Fürstin, wirkt mehr als Freude; beim Himmel, es dünkt mir eben so sonderbar, als es mir gleichgiltig ist, daß mich die Frau Herzogin gesucht haben.“

„Es ist eine Ehre, Herr Graf,“ meinte der Fürst.

„Wenn ich mir eine daraus machen will,“ versetzte der junge Graf; „ich begreife nicht — es muß ein Mißverständniß obwalten.“

„Der Zuſammenhang iſt doch ſo einfach, ſo leicht zu finden," erklärte die Fürſtin; „die ohnmächtige Dame, die Sie auf Ihrem Arm mir überbracht, war die Herzogin."

„Ach ſo!" rief Julius aus.

„Und ſie wollte Ihnen für den Ritterdienſt danken," fuhr die Fürſtin fort.

„Den Dank, Dame, begehre ich nicht und verdiene ich nicht, hätte ich ihr ſagen müſſen, ich habe ſie ohne alle Gefahr aufgehoben," erklärte der Graf Dippold, empfahl ſich und ging, ſeine Aufmerkſamkeit auf den ihm fremden Geiſt der Geſellſchaft und die Geſellſchaft ſelbſt zu richten. „Ein ſonderbarer Menſch, dieſer Graf," ſprach der Fürſt Roben zu ſeiner jungen Gemahlin, als Julius ihren Blicken verſchwunden war.

„Ein ſonderbarer Graf, dieſer Menſch!" verbeſſerte die Dame.

Julius kam von dieſer Feier mit dem feſten Vorſatz zurück, ein großer Mann zu werden; für ſeine Ideen zu opfern, ſo viel ein Menſch nur opfern kann; ein Washington oder Lafayette zu werden, wenn anders ein rüſtiges Streben, eine

treue Hingebung an eine große Sache, Muth, Ausdauer und Unerschütterlichkeit zu solcher Höhe bringen muß, wenn nicht eine besonders günstige Constellation nothwendig, um eine solche Höhe zu erreichen.

V.

Julitage.

Nach einigen Tagen kam ein Herr vom Hofe zu dem östreichischen Grafen, ein Abgesandter der Herzogin von Berry, welche den jungen Mann um einen Besuch bitten ließ. Julius versprach in sehr höflichen Worten, zu der von der vornehmen Dame festgesetzten Stunde zu kommen.

Der König selbst, sowie der Dauphin, waren bei dem Empfange des jungen Mannes anwesend, und von allen Dreien wurde die größte Erkenntlichkeit und Dankbarkeit an den Tag gelegt. Julius wurde mit Lob und schmeichelhaften Worten überschüttet.

„Sie müssen sich etwas von meiner königlichen Huld erbitten," sprach Karl X. im mildesten Tone, in dem je ein König gesprochen.

„Diese Auszeichnung, Sire," antwortete Julius, „überbietet bei weitem mein Verdienst."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, Herr Graf," ermunterte die Herzogin.

„Es ist mir unmöglich, mehr zu verlangen, Madame, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens; denn ich brauche nichts weiter."

Der König machte ein ernstes Gesicht, die Höflinge zeigten Ueberraschung und Erstaunen darüber, daß ein östreichischer Graf den Antrag des Königs von Frankreich zurückweise, ja gewissermaßen mit einem erbaulichen Phlegma übergehe. Julius bemerkte die üble Wirkung seiner Weigerung und versetzte, zum König gewandt: „Verleihen Sie mir, Sire, was Sie wollen, Alles werde ich als eine außerordentliche Gnade betrachten, die ich nicht verdiene."

Die Gesichter der Höflinge kehrten wieder in die alte Gefälligkeit zurück, denn der König blickte wieder freundlicher, als er sprach: „Sie

sind Einer aus dem Volke der Getreuen, auf das Ihr Fürst jeder Zeit zählen konnte und zählen kann. Nehmen Sie diesen Ring als Andenken von mir und erinnern Sie sich stets, daß Sie Karl X. einen Dienst geleistet."

Julius verbeugte sich tief, als er den Ring aus der Hand des Königs empfing. Hierauf wurde er in Gnaden entlassen.

Julius steckte den schimmernden Brillantenring an seinen Finger; er nahm sich neben dem unscheinbaren Ringelchen, das er von Hannchen zu seinem Namenstage erhalten hatte, sehr stolz und glänzend aus, gerade wie die müßigen vornehmen Damen neben dem von Arbeit müden, gedrückten Kinde aus dem Volke. Mit einer tiefen Trauer betrachtete der junge Graf den Contrast an seiner Hand.

Die prunkende Herrlichkeit, die er so eben gesehen, diesen fabelhaften Glanz, er konnte sie nicht begreifen, in einem Lande bei einem Volke, welches seine Revolutionen von 89 und 93 durchgemacht, und in der That kam ihm das, was er so eben gesehen und erlebt, wie lügenhafter

Schatten vor, als er dahinschritt durch die Straßen von Paris und die kühnen Blicke, das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen an jedem Einzelnen bemerkte, als er die aufgeregte Menge mit den raschen, höhnischen Aeußerungen, mit der entschlossenen Haltung, mit dem unbefangenen, gerechten Urtheil hintoben sah, sorglos, aus Verzweiflung unzufrieden, weil vom Geiste der Erkenntniß durchdrungen und von tausend Zweifeln heimgesucht.

Julius lebte fast nur auf den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, ganz und gar ungekannt, er suchte keine Verbindungen, weil ihm das öffentliche Leben in Paris, wie es der Zeit auftrat, des Seltsamen und Interessanten so viel bot, daß es ihn vorläufig hinreichend beschäftigte.

Welchen Tumult von Leidenschaften hatte er auch Gelegenheit, unter dieser stürmischen, beweglichen Bevölkerung zu beobachten, welches wilde Drängen von Gedanken, durch die unerbittliche Presse als Gährungsstoff hineingeschleudert in diesen bodenlosen Ocean, welch ein Kampf zwischen Glauben und Mißtrauen, zwi-

schon flammenden Wünschen und kühler Zufriedenheit, zwischen Begeisterung und Nüchternheit, zwischen dem Bangen und der Hoffnung.

Es war um diese Zeit, wie schon erwähnt, daß der Nachfolger Ludwig XVI. auf den Thron von Frankreich ein Stückchen Ludwig XIV. oder ein Stückchen Napoleon Bonaparte spielen wollte; er ging mit dem Plane um und führte ihn aus, den Franzosen ein Stück Gloire hinzuwerfen: um ihnen, während sie daran zehrten, das Netz über den Nacken zu winden. Die Expedition nach Algier, dieser politische Kreuzzug, wurde trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse unternommen und von dem Kriegsminister Bourmont selbst geführt. In der ungeheuern Spannung und Aufregung vernahm das Pariser Volk die Nachricht von der Landung der Franzosen in Algier. Hundert Kanonenschüsse donnerten zur Feier dieses Ereignisses. Der Hof wollte die Freude, oder besser den Taumel des Volkes erzwingen und zeigte durch die übertriebensten Demonstrationen eine begeisterte Stimmung. Das Mittel schlug fehl. Die Führer

der Oppoſition und noch mehr die beglaubigten Volkstribunen ſchlugen das Aufflammen der Freude nieder. Der handeltreibende Bürger liebt keine Großthaten, weil ſie ihn erſchrecken, er liebt nicht den Krieg, deſſen Grenzen unabſehbar, und opfert lieber die Ehre, die er nicht zu berechnen verſteht, dem Frieden. Alſo auch der induſtrielle Beſitzer war unzufrieden. Die Preſſe rief von der Zinne herab, auf der ſie für die Freiheit Wache hielt, dem Volke ein gellendes „Habt Acht!“ entgegen und das Volk blieb aufmerkſam und geſpannt. Die Leidenſchaften wurden durch die Nachricht von der Landung der Franzoſen geſteigert anſtatt beſänftigt, weil ſie noch mehr Zündſtoff fanden. Jeder war ängſtlich, denn die Erwartung der Gefahr macht auch den Kühnſten bange. Die Stimmung des Volkes war gereizt bis auf's Aeußerſte.

Julius, Anfangs Beobachter, Bewunderer, wurde nach und nach, ohne daß er es ſelbſt wußte, Theilnehmer an dieſen Aufregungen und Zuckungen. Eine ängſtliche Erwartung bemächtigte ſich ſeiner, wie die des Pariſer Volkes war,

und er lebte in dem einen Gedanken, was geſchehen, wie es enden werde. Alle ſonſtigen Intereſſen wichen von ihm zurück.

Am 26. Juli erſchienen plötzlich die halb geahnten, halb erwarteten, von dunkeln Gerüchten prophezeiten Ordonnanzen, welche die Verfaſſung des Landes ſuspendirten.

Dem Volke von Paris fiel ein Stein vom Herzen, denn die Gefahr ſtand nicht mehr verhüllt, unfaßbar im Hintergrunde, ſondern ſie war leibhaftig da, greifbar genau zu ermeſſen, es war Alles klar. Nun galt es, ſich zu prüfen, ſich zu entſcheiden, zu handeln.

Julius athmete auf, er war des Kampfes gewärtig; er ſah ſich nicht um nach Umſtänden und Verhältniſſen, er ſah nicht neben ſich, er prüfte nicht lange, es wurde die Angelegenheit des franzöſiſchen Volkes zu der ſeines Herzens, ſeiner Leidenſchaft, ohne daß er ſie ſyſtematiſch dazu gemacht hätte; er wurde fortgeriſſen von dem Moment, von dem großen Gedanken der werdenden Bewegung. Als am 26. Juli des

Morgens die kleine Florette, die Tochter des Portier in dem Hauſe des Faubourg St. Germain, wo Julius wohnte, raſch in die Stube des Grafen mit dem „Moniteur" trat und rief: „Da leſen Sie, Monſieur, die Verfaſſung iſt ſuspendirt," ſprang der junge Mann wie von einem elektriſchen Schlage getroffen von ſeinem Sitze empor. Das Mädchen blieb an der Thür ſtehen, ohne daß er ihrer weiter achtete. Er las, und als er geleſen hatte, griff er haſtig nach ſeinem herrlichen Schießgewehr, das er nach der Sitte des Adels ſtets mit ſich führte, und das jetzt vernachläſſigt und ungebraucht in einem Winkel der Stube ſtand. Er prüfte mit Sorgfalt Schloß und Lauf, um zu ſehen, ob Alles in gutem Stande ſei; er ſchien mit dem Ergebniß zufrieden und ſtellte das Gewehr an ſeinen frühern Platz. Hierauf unterſuchte er ſeinen Vorrath an Munition. Kugeln und Pulver waren im beſten Zuſtande und in hinreichender Quantität. Er legte in ſeiner Jägertaſche alles Nöthige gehörig zuſammen.

„Ich bitte um das Journal," ſprach das

Mädchen, das so lange gewartet und ihn aufmerksam betrachtet hatte.

„Ach verzeihen Sie, Mademoiselle Florette, ich habe Sie ganz vergessen.“

„Hat nichts zu sagen, Monsieur, Sie hatten was Besseres zu thun.“ Sie entfernte sich mit den Blättern. Julius vertauschte den Schlafrock gegen einen andern Anzug und stieg hinab in die Straßen von Paris, ein unbekannter, fremder, eigentlich alleinstehender Mann. Es herrschte eine dumpfe, drückende Ruhe. Schweigend gingen die Leute an einander vorüber. Die gewöhnliche Lebhaftigkeit hatte einem stillen Brüten, einem geheimen Ingrimm Platz gemacht.

Im Palais royal fand der Graf Massen Volkes, um junge Redner gesammelt, die von Stühlen herab, wie 41 Jahre früher Camilles Desmoulins, der rasende Spaßvogel der großen Revolution, durch zündende Worte zu entflammen suchten und auch entflammten. Sie lasen dem Volke die Ordonnanzen des Königs aus dem Moniteur mit lauter Stimme vor; eine wirksame Maßregel.

Julius bemerkte unter den zuhörenden Schaaren ein beſchleunigtes Athmen, blitzende Augen und geballte Fäuſte. Daſſelbe konnte man an ihm ſelbſt bemerken.

Der Tag verging, ohne daß etwas Anderes vorfiel, als daß Verſammlungen und Zuſammenkünfte gehalten wurden, daß die Journaliſten die denkwürdige Proteſtation beriethen und unterzeichneten. Allenthalben hörte man von Waffen, von bewaffnetem Widerſtande reden und die heftigſten Ausbrüche der Entrüſtung gegen die Regierung. Der Tag verging.

Julius war in keine Verſammlung gegangen und hatte an keiner Berathung Theil genommen, er war nicht zufrieden mit der Stimmung des Volkes, er hatte ſie ſich aufbrauſender gedacht und für den erſten Augenblick eine Exploſion erwartet. Es kam die Nacht und er ging nach Hauſe, getäuſcht in ſeinem Vertrauen auf den Heldenmuth eines großen, ſtarken, ſeiner Kraft und ſeines Rechtes ſich bewußten Volkes, empört über das offenbare und anerkannte Unrecht und über die, wenn auch nur augenblick-

liche Hinnahme deſſelben. Sein Schlaf war geſtört und unterbrochen durch die Wallungen des Blutes und der Seele.

Und als der Morgen angebrochen war, ſtieg er wieder hinunter in die Straßen von Paris. Doch ſah es ganz anders aus als den Tag zuvor. Von allen Seiten drang der donnernde Ruf an ſein Ohr: „Vive la charte!“ In allen Straßen fand er Redner, welche Bänke oder Stühle zu Tribünen erhoben und das Volk zum Aufruhr aufforderten. Studenten, die Träger des Gedankens und der Jugend, hatten ihr Quartier latin verlaſſen und brauſten durch die Straßen hin mit dem donnernden Rufe: „Vive la charte!“

Das Volk war hingeriſſen, fanatiſirt. Unwillen und Begeiſterung traten in die Züge der Männer in Blouſen, und wie ein Sturm erhob ſich aus der Menge der Ruf: „Vive la charte!“

Die meiſten Arbeiter aus den Druckereien waren entlaſſen, entlaſſen von ihren Herren mit dem fürchterlichen Worte, drohender als jede Mahnung zum Kampfe: „Wir können Euch kein

Brot mehr geben.“ Dieſe Schaar war arm und nackt auf die Straße geſetzt und ſie ſchrieen, daß es dröhnte, daß die Tuilerien erbebten: „Vive la charte!“

Der Enthuſiasmus fing an unter den Einwohnern von Paris die gefährliche Verbrüderung zu ſtiften, vor welcher die Throne ſinken und die Kronen fallen. Mit Jedem, den man traf, war man vertraut; man theilte ihm von der eigenen Entſchloſſenheit und Entrüſtung etwas mit, man ſchüttelte ſich mit überwallender Heftigkeit die Hände, glühende Blicke des Einverſtändniſſes wurden gewechſelt, Worte der Uebereinſtimmung geſprochen. Tauſenderlei Gerüchte vergrößerten die Unruhe, das Bangen und die Wuth.

Eine Kunde, geeignet, das franzöſiſche Volk, wenn es im tiefſten Schlafe gelegen wäre, aufzurütteln, zur Wildheit emporzureißen, kam aus dem Palaſte zu St. Cloud, wo der König wohnte, und machte ihren Weg durch Paris; ſie drang in alle Hütten, in alle Häuſer, in alle Höhen, in alle Tiefen der Geſellſchaft; die Kunde, daß Marmont, der Herzog von Raguſa, zum Be-

fehlshaber über die Truppen von Paris ernannt worden sei. Marmont war die incarnirte Erinnerung an die Schmach und Entwürdigung Frankreichs. Marmont wurde von dem französischen Volke als der leibhaftige Verrath an der französischen Ehre, an dem französischen Ruhme betrachtet, und es konnte diesen verabscheuten Namen nie nennen hören, ohne an die Kosacken zu denken, die mit dem Wasser der Seine ihre Pferde getränkt, und in Verfolgung dieses Gedankens kam es darauf, wie und durch welche Mittel die Bourbons wieder auf den Thron gelangt. Die Nachricht von dieser Ernennung goß Oel ins Feuer. Die aufgefrischte Beschämung stachelte den Volksgeist und machte sich Luft in dem Rufe: „Vive la charte!“

Das Ministerium erließ Haftbefehle gegen die protestirenden Journalisten und verordnete, daß die Pressen der widerspenstigen Journale mit Beschlag belegt würden.

Die denkwürdige Scene in der Rue Richelieu hatte Statt, wohin Gensd'armerie anrückte, um

die Preſſen des „Temps“ zu confiſciren. Ein Schloſſer, der die Thüren der Druckerei ſchließen ſollte, zog ſich ſogleich zurück, als ihm Herr Baude, Eigenthümer der Druckerei, entgegengetreten war und ihm mit lauter Stimme aus dem Code den Artikel des Geſetzes vorgeleſen hatte, der den gewaltſamen Einbruch mit Strafe belegt. Ein zweiter wurde gerufen, aber Einer aus dem Volke hatte ihm unter Lachen der Menge die Werkzeuge abgenommen. Endlich mußte man zu dem Schloſſer die Zuflucht nehmen, welcher mit der Fertigung der Ketten für die Galeerenſclaven betraut iſt und welcher mit der Regierung nicht brechen wollte, um das einträgliche Geſchäft nicht einzubüßen. Ein Murren unter der umſtehenden Menge, das eine Stimmung ſchlimmer Art verrieth, ließ ſich vernehmen, als an das Werk der Tyrannei geſchritten wurde. Indeß war von dem Volke eine ruhige, wenn auch unerſchrockene Haltung beibehalten. Die Empörung, das ſah Jeder deutlich, hatte begonnen. Julius ſah das Alles, betheiligte ſich an dem Allen, er lachte und höhnte mit dem

Volke, er zürnte und murrte mit ihm, er stimmte mit ein in den Ruf: „Vive la charte!“

Der Aufruhr brach los, er war nicht zu halten, weder von den Vorsichtigen, noch von den Feigen, noch von den Feindlichen. — Flintenschüsse knallten durch die Straßen, Blut floß; wenn es auch wenig war, so reichte es doch hin, die Wuth und die Rache zum Aeußersten zu drängen. Eine Barrikade wurde in der Nähe vom Théâtre français errichtet, wieder zwei andere Barrikaden durchschnitten die Straße St.-Honoré, sie wurden von Soldaten angegriffen und vom Volke vertheidigt. Einige Waffenläden wurden geplündert. Jeder aus dem Volke war irgendwie bewaffnet. Julius ging, sein Gewehr zu holen.

„Das Recht beginnt um seine Schlacht zu kämpfen!“ rief er, „ich segne das Schicksal dafür, daß es mich diesen Tag der Glorie erleben ließ; ein Tag der Glorie für die Menschheit, für die Gottheit. Der Gedanke feiert endlich seine Triumphe, die Forschung und die Wahrheit beweisen endlich ihre Machtvollkommenheit

der Dummheit, Verblendung und dem Vorurtheil gegenüber. Ein großes neues Geschlecht gestaltet eine große neue Welt, und ich will das volle innere Recht haben, ihr Bürger zu sein."

Als er mit seiner Waffe die Treppe herunter kam, fand er die Tochter des Portier, wie sie ihrem Bruder, einem Knaben von sechzehn Jahren, der bis an die Zähne abenteuerlich bewaffnet war, das Geleite gab.

„Kämpfe gut, Jean, hörst Du, suche den Vater, wenn es Dich nicht stört, und kämpfe an seiner Seite."

„Vive la charte, vive la charte!" schrie der Knabe und stürzte fort.

„Halt, halt!" rief ihm Julius nach, „warten Sie!" Der Knabe sah sich um und wartete.

„Ach, das ist brav, Monsieur, daß Sie auch dabei sind," rief das Mädchen dem Grafen zu; „ich habe es gewußt, daß Sie so thun werden. Gott schütze Sie und lasse Ihre Kugeln gut treffen." Sie reichte dem Grafen die Hand und drückte sie convulsivisch wie mit der Hast und Lebhaftigkeit der Liebe. Er entfernte sich mit

Jean. Es war Abend geworden. Sie begaben sich auf den Platz des Palais royal, wo Gensd'armen aufgestellt waren. Da erschienen einige Männer mit finstern, trotzigen Gesichtern. Die Todesverachtung stand auf ihren Stirnen gezeichnet und wer sie sah, der sagte zu sich selbst: „Die sind furchtbar!" Sie gingen miteinander, eine kleine Schaar, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Die Menge machte ihnen Platz, sobald sie durch wollten. Endlich nahm einer von diesen finstern, schweigsamen Männern das Wort:

„Was steht Ihr ruhig und scheut Euch und wartet? Seht Ihr nicht die Gensd'armen, die gekauften Knechte der Gewalt, die Euch zu knebeln bereit sind? Nieder mit ihnen, wenn Ihr nicht selber Knechte sein wollt oder gar schon seid!"

Der Redner bückte sich, hob einen Stein auf und warf mit der größten Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit nach dem Führer der Gensd'armen. Zahllose Steine flogen sogleich nach den Bewaffneten; diese aber ließen es ruhig geschehen und erwiderten den Angriff nicht.

Die Straße St. Denis, wohin ſich die beiden jungen Leute begaben, war vollgedrängt mit bewaffneten Männern aus dem Volke. Soldaten rückten an.

„Es lebe die Linie!“ ſcholl es aus dem Munde der Menge, und die Soldaten waren unſchlüſſig; in ihren Blicken zeigte ſich Freundlichkeit und Trauer.

Schöne reizende Frauen in eleganter Kleidung ſtanden mit thränenden Augen an den Fenſtern der Häuſer, ſie ſchwangen weiße Tücher und riefen den Soldaten zu: „Franzoſen, thut dem Volke nichts zu Leide, das für Geſetz und Recht ſterben will!“ Indeſſen entbrannte der Kampf an verſchiedenen Seiten; die eigentliche Tragödie auf dieſes Vorſpiel war unvermeidlich.

Der Tag verloſch, dies irae, dies illa. Das Dunkel zog nach und nach über die blutigen Spuren herauf, die er zurückgelaſſen; aber es konnte ſie nicht verwiſchen, nicht vergeſſen machen; ſie wurden von dem in ſeinem heiligſten Rechte angetaſteten Volke fort und fort geſehen.

Julius und sein junger Freund gingen von Straße zu Straße, um einen ernsten Kampf zu suchen, an dem sie sich betheiligen könnten. Es waren blos Plänkeleien, blos ein blutiges Präludiren; sie thaten an dem Tage keinen Schuß.

Es war schon sehr dunkel, als sie auf dem Quai de l'Ecole ankamen. Eine große Masse Volkes stand weithin längs der Brustwehr. Nun erschien ein Mann unter ihnen, die dreifarbige Fahne, das Symbol einer großen, ruhm- und thatenreichen Vergangenheit schwingend, das seit funfzehn Jahren nicht gesehen worden. Die tiefste Ehrfurcht vor diesem wunderbaren Zeichen gab sich in einem ernsten Schweigen kund. Einige Greise entblößten ihre grauen Häupter, die Jüngern folgten hingerissen unbewußt diesem Beispiele.

Eine seltsame Prozession kam den zwei jungen Leuten, als sie diesen Platz verließen, entgegen. Unter wüthendem Rachegeschrei und Hohngelächter wurde ein Leichnam von einem Schwarm Volkes durch die Straßen von Paris getragen.

„Wieder eine königliche Ordonnanz!“ ſchrieen die Träger des Leichnams, indem ſie ihn überall herumzeigten. Der Zug wuchs immer mehr und mehr an, er ſchwoll zu einer unabſehbaren Größe, und als er an die Boulevards kam und die andern Plätze, wo Militär aufgeſtellt war, erſcholl es drohend durch die Stadt hin: „Nieder mit den Mördern, nieder mit den Tyrannen, nieder mit den Verräthern!“

Der kleine Jean ſprach zu ſeinem Kameraden: „Gehen wir jetzt nach Hauſe, Monſieur, es iſt Nacht; es fällt nichts mehr vor. Morgen werden wir zu thun bekommen, dafür ſtehe ich Ihnen gut.“ Beide ſchritten ſofort ihrer Wohnung zu. Die kleine Florette wartete am Eingang in das Haus, und als ſie ihrer anſichtig wurde, ſprang ſie ihnen mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude entgegen; ſie umarmte ihren Bruder, ſie umarmte den Fremden.

„Gott ſei Dank!“ rief ſie.

„Morgen wird es ſchon gefährlicher, Florette; freue Dich nicht zu früh; es iſt auch ſehr ſchön, wenn man fällt für ſo Etwas; das iſt

doch noch mehr, als zur Garde des Kaiſers gehört zu haben," ſprach Jean.

Julius grüßte die Geſchwiſter und ſtieg empor in ſeine Wohnung; er war müde, er gab ſich mit der größten Bereitwilligkeit dem Schlaf und der Ruhe hin. Paris ſchlief nicht viel und nicht ſehr ruhig in dieſer Nacht. Die Straßen waren ſchon ſehr frühe belebt. Julius und der kleine Jean fanden ſich wieder zuſammen des Morgens und als ſie heraustraten, fanden ſie die Straßen der Stadt bereits überſchwemmt; es dauerte nicht lange, ſo ſtanden die Jugend und die Armuth, jene mit ihrer Begeiſterung, dieſe mit ihrer Verzweifelung, im Feuer. Die Tricolore war entfaltet, ſie flatterte auf allen Seiten; die Trommeln wirbelten durch das Geſchrei der Kämpfenden, die Glocken tönten von den Thürmen; es ſtürmte der Kampf.

Ein Schüler der polytechniſchen Schule hatte zuerſt den Ruf erhoben: „Nieder mit den Bourbons!" und ein tauſendfaches Echo antwortete ihm.

Das Volk ſtürzte ſich den Soldaten entge-

gen mit einer Todesverachtung, mit einem Heldenmuth, wie es in Märchen von den ausgezeichneten, bevorzugten Geschlechtern erzählt wird. Julius überwand die erste Todesfurcht; er befand sich gegenüber der Brücke, vor welcher die königliche Garde die plötzlich demaskirten zwei Kanonen spielen ließ. Rings um ihn fegte der Tod. Enarras, der unerschrockene Polytechniker, stand neben ihm, Jean stand auch dabei. Alle drei suchten sich an Kaltblütigkeit zu überbieten.

Auch an der Barrikade in der Straße Mandar waren Julius und seine Begleiter. Das Blut der Gefallenen aus dem Volke benetzte seine Kleider, er selbst bekam nur eine leichte Streifwunde an dem linken Arme, die keine weitern Folgen hatte, als daß er sich für eine halbe Stunde dem Gefechte entziehen mußte, um sich die blutende Wunde verbinden zu lassen. Jean hatte ihn zu diesem Zweck in ein nah gelegenes Haus gebracht; eine junge Frau versah auf die zarteste Weise das Geschäft; sie und ihre Umgebung aus Frauen und Mädchen bestehend betrachteten

mit Wärme, mit Theilnahme den jungen verwundeten Ritter. Die beiden Gefährten hielten ſich nach Beendigung dieſes Verbandes nicht lange auf und eilten dem Stadthauſe zu, mit deſſen Belagerung ſich das Volk ſehr eifrig beſchäftigte. Erſt als die tiefe Nacht hereingebrochen war, endete das fürchterliche, faſt unerhörte Blutvergießen, aber nur, um den andern Tag, den 29. Juli, aufs Neue zu beginnen. Das Volk wollte ſiegen oder fallen, und wenn ein Volk ſiegen oder fallen will, ſo ſiegt es.

Die Männer des Volkes, auszuharren entſchloſſen, ließen auch den andern Tag nicht lange auf ſich warten und gleich am Morgen brach es los. Es wurden Kugeln gegoſſen für das Volk und Patronen gemacht. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule vertheilten ſich als Führer verſchiedener Abtheilungen. Julius und Jean ſtanden unter Cnarras und rückten vor die Babylonkaſerne, welche von den Schweizern mit ungeheuerer Bravour und Ausdauer vertheidigt wurde. Jean, ein praktiſcher Junge, kam auf den Einfall, Stroh vor das Thor der Kaſerne

zu tragen und es anzuzünden. Das half. Die Schweizer verließen die Kaserne und flohen. Jean wurde von dem Volke im Triumphe getragen. Viele Truppen folgten dem Zuge des Herzens und der Ueberzeugung und gingen zum Volke über, und die es nicht thaten, wurden hart gedrängt. Man zog gegen die Tuilerien. Schon war der Palast der Könige, der Louvre, den das Militär als Festung benützte, in den Händen des Volkes. Die Menge, die den Louvre erstürmt hatte, stürzte sich durch die lange Galerie des Museums nach dem Palaste der Tuilerien. Die königliche Wohnung war bald von den Parisern besetzt. Thomas und Jaubert pflanzten unter dem stürmischen Jubel des Volkes die Tricolore auf den Giebel des Daches. Einer der Kämpfer öffnete dem General Bertrand ein Thor des Gartens, und weinend betrat der treue Genosse des Kaisers auf Helena den Olympos, von dem herab sein fürchterlicher Gott geherrscht und gedonnert.

Drei Compagnien Garderegimenter wurden in der Uebereilung des Rückzuges in der Straße

mit Wärme, mit Theilnahme den jungen verwundeten Ritter. Die beiden Gefährten hielten ſich nach Beendigung dieſes Verbandes nicht lange auf und eilten dem Stadthauſe zu, mit deſſen Belagerung ſich das Volk ſehr eifrig beſchäftigte. Erſt als die tiefe Nacht hereingebrochen war, endete das fürchterliche, faſt unerhörte Blutvergießen, aber nur, um den andern Tag, den 29. Juli, aufs Neue zu beginnen. Das Volk wollte ſiegen oder fallen, und wenn ein Volk ſiegen oder fallen will, ſo ſiegt es.

Die Männer des Volkes, auszuharren entſchloſſen, ließen auch den andern Tag nicht lange auf ſich warten und gleich am Morgen brach es los. Es wurden Kugeln gegoſſen für das Volk und Patronen gemacht. Die Zöglinge der polytechniſchen Schule vertheilten ſich als Führer verſchiedener Abtheilungen. Julius und Jean ſtanden unter Cnarras und rückten vor die Babylonkaſerne, welche von den Schweizern mit ungeheuerer Bravour und Ausdauer vertheidigt wurde. Jean, ein praktiſcher Junge, kam auf den Einfall, Stroh vor das Thor der Kaſerne

zu tragen und es anzuzünden. Das half. Die Schweizer verließen die Kaserne und flohen. Jean wurde von dem Volke im Triumphe getragen. Viele Truppen folgten dem Zuge des Herzens und der Ueberzeugung und gingen zum Volke über, und die es nicht thaten, wurden hart gedrängt. Man zog gegen die Tuilerien. Schon war der Palast der Könige, der Louvre, den das Militär als Festung benützte, in den Händen des Volkes. Die Menge, die den Louvre erstürmt hatte, stürzte sich durch die lange Galerie des Museums nach dem Palaste der Tuilerien. Die königliche Wohnung war bald von den Parisern besetzt. Thomas und Jaubert pflanzten unter dem stürmischen Jubel des Volkes die Tricolore auf den Giebel des Daches. Einer der Kämpfer öffnete dem General Bertrand ein Thor des Gartens, und weinend betrat der treue Genosse des Kaisers auf Helena den Olympos, von dem herab sein fürchterlicher Gott geherrscht und gedonnert.

Drei Compagnien Garderegimenter wurden in der Uebereilung des Rückzuges in der Straße

Rohan vergeſſen. Sie hielten das Haus eines Hutmachers unweit vom Theater Français beſetzt. Sie gaben aus allen Fenſtern auf die vorbeiziehenden und angreifenden Inſurgenten Feuer, daß erſt nach einem mörderiſchen Kampfe das Haus genommen wurde. Unter den ſchwer Verwundeten war Julius. Jean hatte eine leichtere Wunde bekommen und blutete heftig.

Der Graf war beſinnungslos hingeſunken und ſein Gefährte war bemüht, mitten im Kugelregen ihn aufzuheben, er vermochte es nicht, ſeine Kraft reichte nicht hin dieſes Vorhaben auszuführen; da bemerkten einige der Kämpfenden ſeine vergebliche Bemühung und ſprangen herbei; als ſie den Knaben auf das Blut, das aus ſeiner eignen Wunde floß, aufmerkſam machten, verſetzte dieſer lächelnd: „das iſt ein Aderlaß, und ſehr zuträglich in dieſer Jahreszeit.“ Als das Haus erſtürmt war, wurde Julius nach Hauſe getragen und durch die Hilfe eines Arztes zum Leben zurückgebracht. Allein er war vom Schmerz und Blutverluſt ſo matt, daß er nicht ſprechen konnte und ſeiner Sinne

nicht Meiſter war. Der Arzt erklärte die Wunde, die ſich an der rechten Seite befand, nachdem er ſie unterſucht hatte, für gefährlich und das Aufkommen des Patrioten für zweifelhaft. Die beiden Diener des Grafen waren im Kampfe gefallen. Florette und Jean übernahmen die Pflege des Kranken; ſie wachten an ſeinem Lager, ſie verwandten alle nur denkliche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt auf ihn.

Der Kampf zwiſchen den jugendlichen Kräften des Grafen, verbunden mit der Kunſt des Arztes auf der einen, der Krankheit auf der andern Seite dauerte lange, aber endlich überwanden erſtere. Der Arzt erklärte den Kranken nach vierzehn Tagen außer Gefahr. Florette und Jean freuten ſich über alle Maßen. Aber es waren dieſe Beiden nicht etwa die Einzigen, welche an dem Schickſal des fremden jungen Mannes Theil nahmen. Viele Freunde und Bekannte des Portier, Frauen verſchiedenen Standes und Alters aus der Nachbarſchaft, Bürger und Arbeiter beſuchten den Grafen, deſſen Ruhm und Preis der kleine Jean durch alle

Straßen trug; erkundigten ſich täglich nach ſeinem Befinden, boten Erquickungen oder ſonſt Hilfe an. Es mußte bekannt worden ſein, und es machte ſo ziemlich die Runde unter den Freiheitskämpfern und Revolutionsmännern zu Paris, daß ein Fremder, daß ein öſtreichiſcher Graf für die Sache des Volkes, wie man ſie damals nannte, auch mit ſeinem Blute und Leben eingeſtanden und ſchwer verwundet worden.

Herr Baroche, der Neffe Lafitt's, hatte von dem merkwürdigen Fall gehört, ihn ſeinem Onkel mitgetheilt und ihn ſomit unter den Führern der Bewegung, den Häuptern des neuen franzöſiſchen Staates bekannt gemacht.

Als die Sinne des Kranken wieder Klarheit gewonnen, und das geſchah erſt nach ſieben Tagen, war ein Thron geſtürzt und ein neuer errichtet, war Karl X. vom franzöſiſchen Boden verſchwunden und Ludwig Orleans König der Franzoſen. Alles war ſehr glänzend und verheißend in Paris. Aber Julius war gar nicht überraſcht; denn ſo hatte er es erwartet; er war mit den Er-

eigniſſen vollkommen zufrieden, eben ſo wie es Jean, Florette und der Portier waren, welche mit Stolz behaupteten: „Wir haben nun einen König, wie wir ihn wollen, den wir uns gemacht haben und der uns nicht von den Ruſſen und Oeſtreichern aufgedrungen wurde. Julius meinte, es ſei nichts zu wünſchen übrig, wenn ein Volk dahin gelangt iſt, ſich ſelbſt ſein Schickſal zu bereiten. Das „Wie?" ſei gleichgiltig. Natürlich mußte er ſo denken, er war krank und ſinnesabweſend, konnte nicht beobachten, wer das Volk ſei, das über die Zukunft Frankreichs entſchieden, wer das Volk ſei, das ſich zum Schickſal Frankreichs gemacht.

Julius erhielt von den hervorragendſten Männern jener Zeit Beſuche, und ob ſie gleich damals von den Staatsgeſchäften in Anſpruch genommen, mit der Gründung einer neuen Regierung, mit großen und kleinen Intereſſen, mit ſich und Andern beſchäftigt waren, entledigten ſie ſich doch mit franzöſiſcher Liebenswürdigkeit der Pflicht der Gaſtfreundſchaft und zeigten durch die beſondere Theilnahme an dem jungen Mann

ihre Ehrfurcht vor der Revolution, wie vor der Menſchlichkeit.

Als Karl X. von der Hand der Revolution getroffen, von dem Throne ſank, da krochen ſie alle hervor aus ihren Verſtecken und Hinterhalten, die zaghaften Induſtrieritter mit dem großen Ehrgeiz und kleinen Muth, die engherzigen Vertreter jenes Bürgerthums, das nie wagt und immer gewinnen will, das nie kämpft und doch Siege feiert, das keinen andern Maßſtab für die Größe einer That kennt, als ſeinen Erfolg, und dieſem allein huldigt; nun kamen ſie und ſchloſſen ſich den Siegreichen an und ſtachen nach dem gefallenen Königthum, wie Falſtaff nach dem ſchon getödteten Heißſporn.

Auch Lafayette kam, um dem jungen Helden ſeine Anerkennung zu beweiſen, kam Laffitte, der Hauptgründer der neuen Dynaſtie, kam Thiers, der ſich auf geſetzlichen Widerſtand beſchränken wollte, Caſimir Perier, der ſeine Hände ſo lange in Unſchuld wuſch, bis es nicht mehr gefährlich war ſchuldig zu ſein, der für den legitimen Thron gewirkt, ſo lange dieſer noch Blitze zu ſchleudern hatte.

Dupin der ältere, der aus den Verſammlungen der Deputirten davon lief, als es den Anſchein gewann, man könnte einen kühnen Entſchluß faſſen, und am 29. Juli, als die Revolution den Louvre und die Tuilerien genommen hatte und ſich das Königthum unter ihren Fußtritt wand, unweit der Straße „Chauſſée d' Antin" voll Enthuſiasmus das Volk von jedem Vergleich mit dem König abmahnte; Odilon Barrot, der auf dem Stadthauſe die denkwürdigen Worte geſprochen: „Der Herzog von Orleans iſt die beſte Republik."

Kam Talleyrand, der mit allen Syſtemen, mit allen Wendungen der Dinge Frieden machte, ſobald ſie das Recht des Beſtandes nachgewieſen hatten, der am 29., als er hörte, daß ſich die Truppen zurückziehen und von dem Volke verfolgt werden, zu Herrn Kayſer, der ihm dieſe Mittheilung machte, feierlichen Tones ſprach, indem er nach der Uhr ſah: „Notiren Sie, daß am 29. Juli 1830, fünf Minuten über 12 Uhr Mittags, der ältere Zweig der Bourbons über Frankreich zu regieren aufgehört hat."

Kamen auch die Republikaner, die uneigennützigen, selbstvergessenen, die überlisteten Sieger Degousé, Mauguin, Teste, Bastide, Puisraveau ꝛc. überlistet durch die treulosen, verkappten Kampfgenossen.

Was war sie reizend, die Reconvalescenz des östreichischen Grafen, der sich umgeben sah von den Bildern seiner Träume und Bewunderung, zu denen er jetzt mit gehörte, an die er sich jetzt selbst gereiht.

Am Häufigsten bekam Julius Besuche von einer jungen Dame, und zwar von derselben, die ihm am 28. die Wunde verbunden. Sie war ganz Besorgniß und Aufmerksamkeit, sie war unermüdlich in Darlegung von Theilnahme für den jungen Freiheitskämpfer, so zwar, daß Florette zu ihrem Bruder sagte: „Glaube mir, Jean, es ist nicht bloßer Patriotismus, der die schöne Frau hierher ruft," und Jean darauf zur Antwort gab: „Natürlich, sie liebt den jungen Fremden. Sie hat Recht!"

Julius sowohl als seine beiden Wärter erschöpften sich in Vermuthungen über die Stel-

lung und die Verhältniſſe dieſer jungen Dame, bis endlich durch Jean einiges Licht in dieſer Sache gewonnen wurde. Er kam von einer ſeiner Straßenwanderungen, die er zu machen pflegte, nach Hauſe und rief: „Ich habe es endlich heraus, wer ſie iſt.“ „Nun wer?“ frug Florette und Julius zugleich. Und Jean berichtete: Ich habe die ſchöne Frau im Palais royal in ein Haus treten geſehen, und denke Dir, Florette, in welches? In daſſelbe, wo der Vater von Michel Portier iſt. Ei, dachte ich mir, ich beſuche meinen Freund und erfahre Alles was ich will und mehr noch. Richtig, ſo that ich, und es kam, wie ich mir gedacht. Michel war zwar nicht zu Hauſe, aber ſeine Mutter und das war ganz gut. Die gute Frau faßte mich ſogleich nach ihrer Gewohnheit und fing über Dieſes und Jenes zu plaudern an und plauderte fort, wie ſich der Gegenſtand eben bot. Was ich ihr nur hinwarf, erwiſchte ſie ſogleich und riß ſie in ihr Geſpräch.

Ich durfte nur fragen: Haben Sie die ſchöne Frau geſehen, die ſo eben in das Haus trat? —

und ich wußte ſchon, daß Madame Rehard Alles ſieht, was in dem Hauſe vorgeht — ſo fing ſie ſogleich an: „Das iſt ja die Frau des jungen reichen Banquier's Loupomme, mit dem ſie ein halbes Jahr verheirathet war. Als das Volk von Paris dieſe Tage Barrikaden machte, hat ſie von ihm dringend verlangt, daß er auch mit ſeiner Flinte auf die Straßen gehe, um ſich gegen die Soldaten für die Charte zu ſchlagen; der junge Kaufmann aber hat dieſes Geſchäft viel zu unbequem und riskant gefunden und es vorgezogen, ſich in ſeinen parquettirten Zimmern mit ſeinem Gelde außer Schußweite einzuſperren; das hat die Dame ihrer ſtärkern Ehehälfte ſehr übel genommen und ihm geſagt: „Bleib Du zu Hauſe und ſei ein Weib, ich werde hinaus gehen und ein Mann ſein“ und das war keine bloße Redensart: ſie nahm Männerkleider und ging hinaus; ſie kämpfte zwar nicht, wie ich höre, aber ſie ſetzte ſich den Kugeln aus, wenn es galt, einem Verwundeten beizuſtehen. So wie das Volk geſiegt hatte, nahm ſie wieder ihre frühern Kleider und machte ſich wieder ganz

zu einer Frau, als wäre gar nichts geſchehen nur ein Unterſchied iſt geblieben: ſie wollte ihren Mann, den ſie zu ſehr verachtete, nicht mehr haben und rückte auch mit der Sprache ganz klar heraus. Der Mann bat, drohte, beſchwor, es half nichts; ihre Eltern ähnerachteten, bewieſen, befahlen, es half auch nichts. Sie erklärte feſt, daß ſie mit ihren Mann nicht zuſammen ſein wollte und wenn es ihr gräßlichſtes Unglück wäre, und richtig ſetzte ſie ihren Willen durch, ſie wohnt bei ihren Eltern.

Das habe ich erfahren, ſetzte Jean hinzu. Florette und Julius klatſchten Beifall. „Das fehlte noch," ſprach das Mädchen, „daß man ſich mit einem feigen Manne abgeben müßte, der die Andern für ſich ſterben läßt."

Die Beſuche der Dame bei Julius wurden ſeltener, ſo wie er ſich auf dem Wege der Beſſerung befand. Nachdem die Gefahr überſtanden war, nahm die Geſundheit des jungen Mannes einen raſchen Fortſchritt und war nach wenigen Wochen ganz hergeſtellt.

Wie wohlthuend war dem Grafen das Ath-

men in der Pariſer Luft, als er das erſte Mal nach ſeiner Krankheit die Straßen betrat, wo jetzt der kriegeriſche Lärm dem Strome des friedlichen Verkehrs Platz gemacht und wo es wieder ſo luſtig herging. Julius glaubte er wäre von den Pflaſterſteinen, von den Mauern der Häuſer, von Allem, Allem mit beſonderer Freundlichkeit gegrüßt, weil er ſo brav war und ſo gut gekämpft hatte. Einige Arbeiter, die ihn trafen, die ſich ſeiner erinnerten, gingen auf ihn zu und reichten ihm mit aufrichtiger Wärme die Hand. Das freute ihn ſehr. Mit einem Worte: Er freute ſich des Daſeins, er war zufrieden mit ſich, mit dem Leben, mit dem Schickſal, mit der Weltgeſchichte. Er zog im Triumphe ſeiner Gedanken durch die Stadt Paris. Er beſchloß ſich dem vergnügten Leben zu überlaſſen, das ſich damals in einer eigenthümlichen Weiſe in der Weltſtadt zu entwickeln begann. Und wirklich fand man ihn in allen bürgerlichen Salons, zu welchen man auch den des Louis Philippe zu zählen keinen Anſtand nahm.

„Nach dem Kampfe das Wohlleben“ ſagte

ſich Julius; „das iſt nichts als billig,“ und warf ſich mit dem Feuer der Jugend, mit aller Genugthuung, ſorglos, ohne Rückſicht in die Arme des Genuſſes.

Die Dame, die den jungen Banquier ſeiner Feigheit wegen verſtoßen und dadurch zu einer Unabhängigkeit gelangt war, die einer Emancipation nicht unähnlich, fand er in verſchiedenen Häuſern, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein intimes Verhältniß, das ebenfalls ein emancipirtes war.

Der Taumel des Genuſſes dauerte ziemlich lange bei dem öſtreichiſchen Grafen, und ſein ganzes Streben reducirte ſich in dieſer Zeit auf Sucht nach modernen Abenteuern. Er wurde Lion der neu emporgekommenen Geſellſchaft. Er ſetzte die politiſchen Zuſtände voraus und betrachtete ſie in ſeiner vielfachen Berauſchung nicht näher. Er hatte die verſchiedenſten Bewegungen, Duelle, Intriguen zu überwinden, Unannehmlichkeiten auszugleichen; er ſpielte, er gerieth in die verſchiedenſten Verwickelungen, ohne Bedeutung zwar, aber doch dazu gemacht, einen

jungen Mann, der keinen hohen Lebenszweck verfolgt, in Athem zu erhalten; er reiſte mit ſeiner Dame nach Italien, trieb dieſelben tollen Streiche trotz der Luftveränderung, vergeudete fünf Jahre ſeines Lebens und genoß die Freuden der Erde bis zur Ermüdung und Uebersättigung.

VI.

Die heilige Allianz.

Ein mürrischer Grübler, ein abgekühlter Denker, kehrte der Graf Dippold nach jahrelangem Herumirren mit seiner Begleiterin nach Paris zurück; man zählte 1835. Was war aus den lachenden Flitterwochen der Freiheit geworden? Trostlose Jahre des Elends, der erkannten Täuschung; das Heldendrama, das im Juli des Jahres 1830 gespielt, war zu einer Posse herabgewürdigt, all' die Gedanken, die damals so lebendig herausgetreten, waren in die abenteuerlichsten Gewänder gehüllt und als komische Leichen zu Grabe getragen worden, und sie erschienen nur noch in heimlichen Stunden, blaß, abgehärmt, als Gespenster. Die Tyrannei hatte

ſich wieder mit Blut vollgeſogen und ſtand, ſtrotzend vor Fülle, drohend dem Volke gegenüber, das ſie getödtet zu haben glaubte.

Die Emporkömmlinge bildeten eine drückende Ariſtokratie, ſchlimmer als die geſtürzte. Der gewählte König verfolgte ſelbſtiſch ſeine beſondern Zwecke, ſchuf, kaufte oder erzwang ſich Stützen und Diener, ſchlimmer, als es der legitime Sprößling von Gottes Gnaden gethan. Er arbeitete noch haſtiger für die Größe und Herrſchaft ſeiner Familie, als es je von ſanctionirten Dynaſtieen geſchehen; kurz dieſelben Frevel, wie ehemals, umkreiſten den Thron, wenn auch in einer andern Form. Laffitte war von dem ſchnöden Bürgerkönig verrathen und geopfert, natürlich, hing er doch mit ſeinem edeln Herzen, mit natürlicher Neigung an dem Volke; und er bot dem Throne nur ſeine Kraft, ſein Talent, ſeinen Reichthum, aber nicht ein einziges Zugeſtändniß war von ihm zu erkaufen. Welches Treiben fand Julius in den Salons, den Märkten des Ehrgeizes, der Selbſtſucht und der gemeinen Intrigue! In welchen Händen fand

er das Wohl des herrlichſten Landes, die Intereſſen des edelmüthigſten Volkes, das für ſein Recht und ſeine Freiheit geblutet! Schmerz und Ekel erfaßten ihn vor einer Fäulniß der Geſellſchaft, die auch nicht durch die heroiſchſten Mittel gehoben und geheilt werden konnte.

Er ſuchte nach den Urſachen dieſer Uebel und fand ſie entſetzlich; er fand ſie in den Menſchen ſelbſt, ihrer Gemeinheit und Niederträchtigkeit, aus der ſie ſich nur für einige Feiertage, wie die des Juli waren, reißen können. Er fing an zu verachten, wo er früher mit Begeiſterung verehrt, angebetet, und ſeine That, die er ſo hoch gehalten, daß er ſie wie ſeinen heiligen Adelsbrief betrachtet, verlor ſich zu einem Unſinn vor ſeinen Augen; und ſo traf ſein herbſtes Urtheil ihn ſelbſt; er ſchleuderte ſich ſelbſt die härteſten Vorwürfe entgegen. Der Abſcheu vor den Dingen, die er gewahrte, befiel ihn wie eine Krankheit.

Mit den drückendſten Gefühlen ſchritt er durch die glänzenden Räume der neuen und der alten Ariſtokratie, die ſich im parlamentariſchen Kampfe voll Erbitterung gegenüberſtanden, jede

um ihren Vorrang kämpfend, wieder vergessend, daß es außer ihnen noch Menschen gibt, daß sie das Land und das Volk, denen sie angehören, zu vertreten berufen sind. Er entwich aus dieser neuen Verwirrung, dieser neuen Anarchie mit einer Enttäuschung, die einen tiefen Schmerz, eine tiefe Entmuthigung in seiner Seele hervorrief. Der jugendliche Jubel seines Geistes verwandelte sich in Trauer. Er entwich aus der Gesellschaft und gab sich mit finsterem Geiste und trüber Anschauung den Studien hin. Er blieb einsam mit seiner alten Freundin, der Wissenschaft. Aber die Größe der Gedanken, die Tiefe der Wahrheiten, die er fand, reichte nun nicht mehr hin, die gestorbene Begeisterung zu wecken, das schlaffer gewordene Blut sprudeln zu machen, die trägere Hoffnung zu beschwingen; denn er erkannte nun die Schwierigkeiten, die sich dem Gedanken entgegenstellen, bevor er Körper, That wird; er wußte nun, mit wie viel Riesen eine Wahrheit den blutigsten Kampf bestehen muß, bevor sie Siegerin geworden, er maß anders, er faßte, er begriff anders die Dinge;

mit einem Worte, er war praktisch und darum ängstlich, zaghaft geworden. Seine Studien erbauten ihn nicht sehr, denn er mühte sich vergebens ab, einen Staat zu construiren, wo die hohen Grundsätze, von deren Richtigkeit und Heiligkeit er überzeugt und durchdrungen war, in ihrer ganzen Ausdehnung, ohne Abbruch zur Geltung kommen könnten. Er entzog sich nach einiger Zeit der Zurückgezogenheit und Wissenschaft wieder und warf sich in den Strudel des Pariser Lebens; er ergab sich der sinnlichen Freude der Erde, um seinen Schmerz zu vergessen, um seine Unzufriedenheit zu übertäuben.

Der Verkehr mit seinen Eltern, mit seiner Mutter besonders, dauerte immer fort, und wenn er von Seiten des jungen Mannes nicht immer mit besonderer Aufmerksamkeit, mit besonderer Aufrichtigkeit gepflogen wurde, so geschah dies von Seiten der Dame um so wärmer, um so liebreicher, um so mütterlicher; es war immer eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit, die sich in den Briefen der Gräfin kundgab.

Mehrere Male wurde von den Eltern des

Grafen auf die Zurückkunft des Sohnes angetragen, allein dieſer wußte immer der ungelegenen Forderung Gründe entgegenzuſetzen, die Anerkennung fanden. Von einem Wiedereintritte in ſeine frühere Stellung wollte er nichts hören und wies jede Zumuthung der Art mit Entſchiedenheit zurück. Aber nun kam ein Brief von der Gräfin Julia, in welchem die Heimberufung dringender als je ausgeſprochen war, ſo dringend, daß ſie nicht zurückgewieſen werden konnte. „Du mußt kommen," hieß es in dem Schreiben, „Dein Vater liegt an ſeinem langjährigen Uebel ſo hart darnieder, daß an ſeinem Aufkommen gezweifelt wird. Dein Vater will Dich ſehen vor ſeinem Tode. Deiner Mutter iſt Deine Nähe unentbehrlich, wenn das Unglück und die Trauer über ſie hereinbrechen. Du biſt der Einzige, der ſie tröſten kann, wird und muß."

Die Abberufung kam dem vielfach überſättigten, zerrütteten Grafen faſt gelegen, und er traf ungeſäumt Anſtalten zur Heimreiſe.

Der Vater war bereits begraben, als der Sohn ankam, und er fand nur ſeine trauernde

verwittwete Mutter. Tage, Wochen blieben der Familientrauer gewidmet, der erneuerten, innigen Vereinigung zwiſchen Mutter und Sohn. Es waren das wunderbarer Weiſe gute Stunden für Julius, dieſe Stunden des Schmerzes, die er im väterlichen Hauſe nach langer Abweſenheit verbrachte.

Er konnte es aber doch in dieſem beſchaulichen, frommen, milden Gefühlen gewidmeten Stillleben unmöglich lange aushalten; er ſehnte ſich nach Aufregung, nach Zerſtreuung, nach Galle und Ingrimm, nach Leidenſchaft, nach irgend einem Streben, denn er fand ſich unnütz und zwecklos.

Der Gedanke an ſein Vaterland und der lebhafteſte Wunſch, dieſem irgendwie zu dienen, für dieſes zu wirken, bemächtigten ſich mit Allgewalt des Grafen, und er fing an umherzuſpähen nach den Verhältniſſen in Oeſtreich; er cultivirte die Verbindungen ſeines Vaters, knüpfte neue an, er ſondirte die Geſinnung und Stimmung des hohen Adels, der hohen Offiziere, des Beamtenſtandes; er reiſte nach Wien, der Reſi-

denzstadt, dem Mittelpunkte des Reiches, als er sich von der größten Stumpfheit und Dummheit auf dem flachen Lande überzeugt hatte, um sich nach irgend einer Stellung umzusehen, von der aus, wenn auch nur ein Geringes, zu wirken, ein kleiner Anfang von einem Fortschritt zu wagen, zu unternehmen wäre. Ihm entsank der Muth, als er es in der Residenzstadt so fand, wie auf dem Lande: die schmählichsten, entwürdigendsten Verhältnisse, aber wie von Eisen, so fest und unbezwingbar; die Menschen festgerannt in ihren Irrthümern und Verbrechen, dem Genuß, der Wollust, dem Erwerb, den gemeinsten Sorgen und Treiben ausschließlich ergeben, unzugänglich dem Gedanken, der Wahrheit, der eigentlichen Ueberzeugung, dem höhern Grundsatz. Ein Verzweifelter stand er vor diesem bunten, üppigen Leben, aus welchem eine bessere Entwickelung unmöglich schien. Ein Verzweifelter rief er sich wiederholt die Frage zu: „Was thun? was beginnen?“

Es war ihm nicht schwer geworden, die Gesellschaft, die ihn schon seines Ranges wegen

bereitwillig aufnahm, für ſich zu gewinnen. Man intereſſirte ſich für den jungen Mann mit ſeiner intereſſanten Eigenthümlichkeit, in deſſen Leben etwas Räthſelhaftes, Unerforſchliches zu liegen ſchien, der mit der feinſten, gewandteſten Lebensweiſe tiefe, gründliche Kenntniſſe verband und über deſſen eigentliches Wollen und Streben man nicht klar zu werden im Stande war.

Der Graf Dippold war der unſtäteſte und ruheloſeſte Geſell unter den Ariſtokraten in Wien; welch ein ewiges Haſchen und Jagen nach Abwechſelung, nach Zerſtreuung, nach Vergnügen und Genuß, nach Ruhe und Einſamkeit! Sein Thun war ſeltſam für die Geſellſchaft, die den Grund deſſelben zu ermitteln vergebens ſich anſtrengte.

Da es in Wien nichts Neues mehr für ihn zu thun gab, indem er ſchon jedes Vergnügen zu Tode gehetzt hatte, reiſte er eines Tages mit andern luſtigen Cavalieren nach Preßburg, wo durch den Landtag eine ganze Maſſe von Vergnügungen herbeigezogen wurden, und die luſtigen Kameraden praßten und ſchwelgten in Ge-

ſellſchaft verſchiedener Tänzerinnen und Schauſpielerinnen die Tage und Nächte hindurch. Julius hielt zwar mit, wurde aber, wie das oft geſchah, von einem plötzlichen Ekel befallen und ſtahl ſich aus dem taumelnden Kreiſe. Es dämmerte der Abend und er ging in's Freie, in's Weite; er ging das Ufer der Donau entlang und kam auf eine Anhöhe, von der man einen beträchtlichen Theil des Landes überſehen konnte. Die Einſamkeit, die Kühle, die ununterbrochene Ordnung und erhabene Regelmäßigkeit der Natur, die aus dem vor ihm entfalteten Bilde ſprach, wirkten wohlthuend, beſchwichtigend auf die gehetzte, auf die geſpornte und zugleich gezügelte Seele des jungen Mannes; die Entfernung von den Menſchen ließ ihn auf kurze Zeit ihr ſelbſtverſchuldetes Elend, die unlösbare Verwirrung unter ihnen, ihren troſtloſen Kampf und die ununterbrochenen, ſich ſelbſt bereiteten Niederlagen vergeſſen. Ein feuriger Erguß zum Lobe der Natur und ihrer ewigen, ungetrübten Klarheit ſtrömte aus ſeinem Herzen, eine Art poetiſchen Tributs.

Ein Geräuſch ſtörte den Gang ſeiner Ideen, er ſah ſich um und gewahrte, daß er nicht allein war. Die Störung war ihm unleidlich; er machte eine raſche Bewegung des Unwillens und ſchickte ſich an, die Anhöhe zu verlaſſen. Der Fremde ſchien von dem Allen nichts zu bemerken; er hing mit glühenden Blicken an der vor ihm liegenden Landſchaft. Julius blieb, von Intereſſe feſtgehalten, ſtehen, als er das blaſſe Angeſicht, auf dem die Gedanken zum Hohne der Jugend ihre Gleiſe bereits gezogen, als er das tief dunkle Auge und darin den Ausdruck der Begeiſterung ſah.

„Auch ein Müder vielleicht, der hier Erholung ſucht, ein Leidensgenoſſe, der, wie ich, nicht weiß und nicht kann, was er ſoll; dieſer Menſch zieht mich an mit der wunderbarſten Gewalt,“ murmelte der Graf vor ſich hin; es hatte vor dem Vorhaben, die Anhöhe zu verlaſſen, ſein Abkommen; der Graf konnte ſich's nicht verſagen, den Fremden anzuſprechen.

„Erlauben Sie, mein Herr, Sie ſind wohl ein Eingeborner dieſes Landes?“

„Ja, mein Herr, ich bin ein Ungar.“

„Sie kennen wohl die Gegend rings umher genau?“

„Wie meine Stube; jedes Dorf, jeder Weiler iſt mir bekannt.“

„Somit waren es nicht Studien der Gegend, die Sie hier gemacht haben, als Sie mit ſolcher Aufmerkſamkeit umherſpähten?“

„Ich vergnügte mich an dem Anblick des ſchönen, reichen, grünen Landes, das wie kein zweites von der Natur geſegnet iſt, das von blutigen Spuren bezeichnet eine große, ſchwere Vergangenheit verkündet, und das der Ungar lieben muß, wenn er nicht undankbar, wenn er kein Elender, kein Feiger.“

„Sie ſind alſo hierher gekommen,“ frug ein wenig ſpöttiſch der Graf, „um ſich dieſes Glück, das aus dieſem Boden wächſt, recht nahe zu bringen, um ſich da in wohlthuenden patriotiſchen Gedanken zu wiegen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Fremde mit einem tiefen Ernſt; „ich bin hierher gekommen, um von der Arbeit auszuruhen. Ich

begreife ganz den Verfall, das Mißgeschick meines Landes; ich wiege mich nicht in wohlthuenden patriotischen Gedanken, aber ich belebe meinen Muth und meinen Eifer durch den Gedanken, der mich bei diesem Anblick lebhaft erfaßt: wie glücklich es sein könnte, und wie über alle Maßen unglücklich es ist!" Seine Stimme zitterte, als er so sprach.

„Wozu wollen Sie den Muth, den Eifer wecken?" frug der Graf wieder.

„Um zu helfen," versetzte Jener.

„Auf welche Weise?"

„Auf jede Weise, so viel ich kann."

„Sie richten sich selbst zu Grunde, das ist Alles, und wenn Sie am Ende Ihrer Tage sind, so haben Sie doch nichts gethan," eiferte der Graf.

„Zu Grunde gehen an einem großen, würdigen Streben, ist viel, sehr viel, mein Herr!"

„Sie gewinnen, wenn es gut geht, ein Stückchen Selbstgefälligkeit, im besten Falle sogenannte Unsterblichkeit; aber Ihr Vaterland trägt sein Unglück weiter!"

Hierauf der Fremde: „Verzeihen Sie, aber ich muß es ſagen, nur Kurzſichtige oder Schwächlinge verzweifeln. Kann ich nichts Großes thun, ſo thue ich ein Kleines, ſtehen mir nicht rieſenhafte Mittel zu Gebote, ſo benutze ich die zwerghaften; ich verfolge einen großen, heiligen Zweck wie ich kann, und das iſt genug; feig aber iſt es und ein Beweis von Selbſtſucht, wenn man Nichts thut, weil man das Glänzende nicht vollbringen kann. Mich kümmert kein Tadel, keine Geringſchätzung, kein Hohn, nicht der verkürzte, nicht der vermehrte Ruhm, der mir wird; ich fühle es, daß ich es ſo muß für meine eigene Befriedigung. Dächte Jeder, wie Sie hier ſprechen, es begänne Niemand; denn wer hat im Voraus ſeine Größe und ſeine Bedeutung, wer den Erfolg ſeiner Bemühung verbrieft? Nichts ſtört mich, nichts macht mich bange, nichts hindert mich in meinem Streben, und ich kenne ganz genau die Schwierigkeit des Weges, den ich gehe; es wird gelingen durch eine höhere Kraft als die meine, der ich zum Werkzeuge diene.“ Es loderte eine wilde, faſt unheimliche

Flamme auf in dem dunkeln Auge des jungen Magyaren, als er dieſe Worte ſprach.

„Ich ſage Ihnen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſie muß fallen, dieſe Herrſchaft in Ungarn, die Land und Volk entwürdigt und erniedrigt, die aller göttlichen Einſetzungen, der natürlichen Ordnung der Dinge ſpottet, die Unrecht zu oberſt kehrt und dieſe gottesläſteriſche Anarchie bei Todesſtrafe, bei Strafen von tauſend Torturen „Geſetzlichkeit" taufen läßt; dieſe Herrſchaft wird und muß fallen. Durch wen? das gilt mir gleich, ich trage mein Theil dazu bei, ſie zu ſtürzen."

„Sie ſind ſehr unvorſichtig, mein Herr; wer bürgt Ihnen dafür, daß ich nicht hingehe, Sie verrathe und all' Ihren hochfliegenden Planen ein Ende mache?" bemerkte der Graf.

„Seitdem ich mich dem Vaterlande geweiht, habe ich für mich zu fürchten aufgehört; verſtehen Sie mich recht: nicht, als ob ich mich muthwillig einer Gefahr preisgäbe, als ob ich den Ruhm des Märtyrers ſuchte, nein! ich widerſtehe, ich weiche aus, ich entziehe mich, wo ich

kaum; aber ich würde ohne Bedenken, und das, was ich Ihnen hier sagte, das rufe ich täglich laut und schreiend durch das Land meinem Volke zu, und ich weiß, daß man es in der kaiserlichen Burg zu Wien deutlich hört."

„Wer sind Sie?" frug mit der außerordentlichsten Theilnahme der Graf.

„Ludwig Kossuth ist mein Name."

„Ah! Sie sind es! Wie freue ich mich dieser Begegnung!" rief Julius voll der aufrichtigsten Freude.

„Darf ich die Frage zurückgeben?"

„Ich bin der Graf Dippold."

„So? ein östreichischer Graf; also mein Gegner?"

„Nein, Ihr Bundesgenosse, Ihr Leidensgefährte!"

„Ich leide nicht, Herr Graf," nahm Kossuth wieder das Wort, „ich vertraue mir und meiner Sache vollständig; das Kleinste, das ich gewinne, jedes Atom von Wirkung, das ich hervorbringe, ist mir werth, lege ich wie die Elemente eines großen Schatzes mir bei Seite und freue mich

ihrer; ich arbeite dann frischen Muthes weiter und weiter, es kann ein Mensch, der redlich will und nicht den tausenderlei Rücksichten dient, die auf ihn einstürmen, unendlich viel; das ist meine Ueberzeugung und mit dieser gehe ich vorwärts, besonnen und doch entschieden, nachdem ich abgeschlossen mit mir und mit den Dingen."

„Anders ist es bei mir," sprach traurig der junge Graf, „durch bittere Erfahrungen gelähmt, durch Täuschungen der bösesten Art entmuthigt, blicke ich rathlos und verzweifelnd auf den Wust von Elend und Verwirrung, von Dummheit, Mißbrauch und Niederträchtigkeit in der civilisirten Welt, denn ich sehe keine Möglichkeit, sie zu besiegen, sie zu vernichten."

„Unmöglichkeiten gibt es keine, Herr Graf," versetzte Rudloff; „Unmöglichkeiten sind Erfindungen der Schwäche und Muthlosigkeit; verzeihen Sie, Herr Graf, meine unumwundene Offenheit. Täuschungen sind selbstverschuldete Uebel, Ergebnisse der vorhergegangenen Verblendung. Täuschungen sind aber auch nichts als Berichtigungen für Den, der Beweglichkeit und

Kraft genug beſitzt, umzukehren, abzulenken von einem Irrthum; Täuſchungen ſind Ergebniſſe von gewonnenen Klarheiten über ſich, über die eigene und im Allgemeinen über die menſchliche Natur; ſie ſind zu benützen und nicht zu beklagen, denn ſie ſind Gewinn ſtatt Verluſt. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Erfahrungen ſind, aber gewiß waren ſie zu genügſam beim erſten Gelingen Ihres Strebens und ſind zu ungenügſam jetzt; gewiß haben Sie zu viel vorausgeſetzt, und weil Sie ſich geirrt, erwarten Sie jetzt zu wenig; gewiß haben Sie ein Erlangtes überſchätzt und verachten jetzt das Geringere. Freilich, wenn man ſich derart von den Dingen, von den Erfolgen beherrſchen, bezwingen läßt, muß man abhängig, zweifelhaft, uneins mit ſich ſelber werden, man muß in die herrſchende Krankheit, die Zerriſſenheit verſinken, die aus einem zu jähen Anlauf und dem ganz natürlichen nothwendigen Stillſtand oder Rückfall entſpringt. Aber ich meine, es gibt für einen Mann, wo er auch immer ſtehe, etwas Beſſeres zu thun, als zerriſſen zu ſein und mit dem Weltgeiſt zu ſchmollen."

Julius fühlte sich beschämt und emporgerichtet zugleich durch diese Worte, es regte sich sein Zorn, aber auch seine tief innerste Erkenntlichkeit. „Sagen Sie mir, was ich thun kann!“ rief er heftig.

„Sagen Sie mir zuerst, was Sie thun wollen,“ gab der Magyar mit aller Ruhe zurück; „wir müssen uns vorerst, wenn wir uns wechselseitig rathen und nützen sollen, verständigen.“

„Wir wollen das, wenn Sie anders eine Verbindung mit mir nicht zurückweisen,“ sprach Julius mit rührender Wärme, und Kossuth erwiderte: „Ich glaube Sie in jeder Beziehung geeignet, die Sache zu fördern, der ich diene. Die weitern Auseinandersetzungen zwischen uns auf morgen, wenn es Ihnen gefällig ist; dieser Ort ist nicht passend für Verhandlungen, wie wir sie hoffentlich pflegen werden.“

„Wo treffen wir uns?“ frug der Graf.

„Wenn Sie die Dürftigkeit und Unbequemlichkeit meiner Stube nicht zurückschreckt, bei mir, wo wir sicher und ungestört bleiben,“ versetzte Kossuth.

„Ich ſuche Sie in Ihrer Wohnung auf," erklärte der Hochadlige.

„Sie befindet ſich," verſetzte Koſſuth, „in der Kirchengaſſe Nr. 52, 4 Treppen hoch. Welche Stunde iſt Ihnen genehm?"

„Die ſechste am Abend," erwiderte der Andere.

Die jungen Männer reichten einander die Hände und trennten ſich.

Julius kehrte zu ſeiner Geſellſchaft zurück, ein Anderer faſt, als er fortgegangen; mit ganz anderem Gleichmuthe, als bisher, ertrug er die ſinnloſen rohen Reden ſeiner luſtigen Genoſſen, und er gab ſich ſogar dem ſinnlichen Genuſſe mit erleichtertem Herzen hin. Als der Graf Sandor, ein Magyar, der mit von der Partie war, in gewinnſchützigen Worten von Koſſuth und ſeiner Thätigkeit ſprach, ihn zu Beluſtigung der Zecher einen Hungerleider, einen armen Schlucker, einen Federfuchſer, der eben ein Stück Brot gewinnen will, nannte, rief Julius ganz heiter: „He, Freunde, ſchimpft doch nicht ſo toll, der Mann iſt ja von Adel!" und die Zecher lachten laut auf

und riefen: „Ein guter Witz, ein vortrefflicher Witz, Graf Dippold!“ und leerten die Becher auf dessen Wohl. Der Graf Sandor aber meinte: „Er ist vom selben Adel, wie mein Schuhputzer, aber es ergeht ihm viel schlimmer, weil er nicht, wie dieser, bei seinem Leisten bleibt.“ Nachdem auch diese geistreiche Wendung des magyarischen Grafen hinlänglich durch Beifall und Lachen belohnt worden, starb das Thema an Erschöpfung und machte einem andern Platz.

Noch manche Stunde blieben die Zecher beisammen. Lustwandelnde Schatten aus der Unterwelt, die eine besonders empfindliche Nase haben, witterten bereits Morgenluft, als sich die Gesellschaft dem Schlaf und der Ruhe übergab. Der Graf Dippold schlief eine ziemliche Strecke in den Tag hinein, er hatte lange nicht mit solcher Ruhe geschlafen, er war lange nicht mit solcher Heiterkeit erwacht und dem Tage entgegen gegangen.

Er hatte jetzt Zeit, über seinen Freund oder vielmehr Verbündeten, über dessen Aeußerungen,

Anſchauungen und Erklärungen reiflich nachzudenken und konnte nicht anders, als die überlegene Kraft dieſes Geiſtes, die Unerſchütterlichkeit der Logik, die Tiefe ſeines Verſtandes, die Feſtigkeit ſeiner Erkenntniß, die Unabhängigkeit des Charakters, die Grundhaltigkeit ſeiner Schlüſſe und Urtheile, mit einem Worte die Vollſtändigkeit des Menſchen anerkennen. Er fühlte die Verpflichtung, ſich vor dieſem Manne zu beugen. Mit dieſen Ueberzeugungen, mit dieſem Gefühl machte er den verabredeten Beſuch.

Der October ging zur Neige und es war daher ſchon dunkel geworden um ſechs Uhr; es kündigten ſich die Schauer des Winters an, ſie wehten durch die abgefallenen gelben Blätter, die Stadtbewohner ſuchten ſchon die Abendcirkel, die Theater, um den Uebergang vom Leben zum Tode, den die Natur nun durchzumachen hatte, nicht anzuſehen. Julius ging durch einige menſchenleere Straßen; ein Haus von ſehr ſchlechtem Aeußern war das bezeichnete. Er ſtieg vier finſtere, enge Treppen empor, ein Unternehmen, das nicht ganz ohne Schwierigkeit und Gefahr war,

klopfte an eine morſche Thür und trat in die Stube des neuen Freundes.

Dieſer ſaß an einem kleinen Tiſche mit Schreiben beſchäftigt. Er war von Büchern und Schriften umgeben, die theils auf einem Kaſten, theils auf dem Boden umherlagen; drei Stühle waren nebſt dem Kaſten und Tiſchchen die ausſchließliche Bequemlichkeit und Zierde des kleinen Zimmers, das von einer Talgkerze nicht eben glänzend beleuchtet wurde.

„Sie ſind ſehr pünktlich, Herr Graf," ſprach der Magyar, indem er ſich erhob.

„Es iſt ein Rendezvous, das vielleicht über mein Leben beſtimmt, Herr von Koſſuth; ich kann doch nicht weniger thun, als es pünktlich halten."

Der Wirth bot einen Sitz, der Gaſt nahm Platz.

Der Wirth begann hierauf: „Sie ſind unglücklich, Herr Graf, wie ich aus Ihren Reden entnahm. Was hat Sie zu dieſer düſtern Stimmung, zu der Art von Verzweiflung gebracht, die alle Kräfte lähmt? Wie kommt ein Mann in Ihren Verhältniſſen, in Ihren Jahren, der

eine so glückliche Position in der Welt hat, daß er nach allen Richtungen hin wirken kann, dazu, sich und die Hoffnung aufzugeben? Sie sind mir eine unbegreifliche Erscheinung, Herr Graf."

„Hören Sie, was ich erlebt," versetzte dieser, „und Sie werden die Lösung des Räthsels haben."

Hierauf erzählte er dem aufmerksam lauschenden Magyar die Geschichte seines Lebens bis zu dieser Stunde. Er erzählte von seiner Jugend, von seinem Bildungsgang, von seiner Liebe zu dem armen Mädchen aus dem Volke, von seiner tiefen Trauer, als sie starb, von seinem Verhältniß zur vornehmen Gesellschaft, von seinem Aufenthalt in Paris, seinem Abenteuer auf dem Ball bei dem Herzog von Orleans, von der Berührung, in welche er mit dem König von Frankreich und der Herzogin von Berry kam, von dem Ringe, den er von königlicher Hand empfing, vom Julikampfe des Volkes von Paris und dem Eifer, mit welchem er sich dabei betheiligte u. s. w.

Kossuth aber sprach, als der Erzähler geendet hatte: „Und nun wollen Sie stehen bleiben oder

zurückweichen, weil Sie kindiſch genug waren zu glauben, daß durch eine Revolution von drei Tagen die Selbſtſucht, der Eigennutz, der Ehrgeiz ausgerottet ſeien, daß der ſchmutzige Bodenſatz aller menſchlichen Beſtrebungen weggeſchüttet worden, weil Sie ſo kindiſch waren zu glauben, die Höhe, zu der ſich ein Volk in Tagen außerordentlicher Begeiſterung erhebt, könne für das Alltagsleben beibehalten werden, weil Sie geglaubt haben, daß auf den Barrikaden von Paris eine wunderbare Metamorphoſe wie durch Einwirkung der Götter bewirkt worden ſei, durch welche die menſchliche Natur in eine ſeltſam göttliche verwandelt wurde? Weil Sie dieſen Wahnſinn geglaubt, junger Mann, und ganz natürlicher Weiſe ſich geirrt haben, erſchlaffen, verzweifeln Sie und klagen die Dinge an, ſtatt Ihre eigene Verblendung anzuklagen? Sie wollen das Gute nicht zu gewinnen ſuchen, weil Sie das Beſte nicht ſo leicht, wie Sie gehofft, gewannen; vergeſſen, daß das Beſte nicht dieſer Erde angehöre, daß man es nur in einem geträumten Himmel findet? Glaubten Sie etwa, die Julirevolu-

Non werde die Armuth auf den Thron ſetzen, das Elend verherrlichen, den blutigen Wettſtreit der geſellſchaftlichen Gewalten aufheben, den Hunger verbannen, die Menſchenliebe, Brüderlichkeit und Gleichheit in evangeliſcher Reinheit herſtellen? Wodurch wären Sie zu dieſer Erwartung auch nur im Entfernteſten berechtigt? Sind Sie ſelbſt ſo vollkommen, die Langeweile eines ſolchen Daſeins zu ertragen? Haben Sie geglaubt, die drei Julitage ſeien im Stande, die weithin klingenden Gedanken der Philoſophen verwirklicht in die widerſtrebende Welt, in die widerſtrebenden Intereſſen ohne Weiteres hinein zu ſetzen? Haben Sie geglaubt, die Lebensbedingungen ändern mit einem Male Weſen und Natur? Haben Sie geglaubt, dieſer Louis Philipp wird als eine große, neue, ſchöne Idee auf dem Throne ſitzen ohne Körper, ohne von ſeinem Fleiſch und Blut, von ſeinen Familienbeziehungen, von ſeinen Leidenſchaften, Trieben, menſchlichen Schwächen beirrt, hingeriſſen zu werden? Haben Sie erwartet, daß dieſer Thiers, dieſer Caſimir Perier, Guizot und wie ſie alle heißen die Säulen des neuen Thro-

nes, werden aufhören für ihre eigene Befriedigung die größtmögliche Sorge zu tragen? Haben Sie daran gezweifelt, daß ihre überlegenen Fähigkeiten sie empor heben werden über die Andern, auf die sie denselben Druck ausüben werden, wie eben ein anderes Uebergewicht? Haben Sie gehofft, daß bei diesen Menschenkindern dieselben Impulse, die Andere bewegen, sich als unwirksam erweisen werden? Haben Sie daran gezweifelt, daß diese Männer ihre Stützpunkte suchen werden in einer Macht, und daß aus dieser Verbindung mit der Macht eine Tyrannei erwachsen werde? Sie glaubten an einen neugebornen Staat und neue Grundlagen, worauf gründeten Sie diesen Glauben? Und weil es nun nicht so kam, wie Sie es voraussetzten, weil es so, ohne daß Mirakel geschehen, nicht kommen konnte, wollen Sie ein redliches, abgemessenes Streben nach einem klar ausgesprochenen Ziele ohne Ueberspannung und Illusionen aufgeben, ein Streben, aus dem sehr viel des Heilsamen, wenn auch nicht die Umwandlung der Erde in einen Himmel, erfolgen kann? Wer ist in dem Falle anzuklagen, stenge

ich Sie ſelbſt, mein Freund, Sie oder die Dinge?"

„Ich bin es, Herr Koſſuth," antwortete Julius kleinlaut, „bei Gott, Sie haben Recht," ſetzte er mit Begeiſterung hinzu, „und ich freue mich von ganzem Herzen, daß Sie recht haben; ich werde mich aus dem Abſterben, in dem ich begriffen bin, reißen, zeigen Sie mir einen Weg und ich will ihn gehen, rüſtig, mit Umſicht und Beſonnenheit, auch mit Muth und Ausdauer, gewiß, ich will es!"

„Ich weiß es nicht, mein Freund, was Sie eigentlich wollen, ich werde Ihnen das Ziel meines Strebens zeigen, dann werden wir ſehen, ob wir einen Weg, ob wir mit einander gehen können."

„Was ich will!" nahm der Graf das Wort, „daß der Stärkere nicht herrſche über den Schwächern, der Reichere nicht über den Armen, daß nicht ein bevorzugter Theil der Geſellſchaft müßig gehen und dennoch praſſen und ſchwelgen könne, während der andere arbeiten und dennoch hungern muß; ich will einen Staat, deſſen Grundlage die

Gerechtigkeit, und da mit einem ſolchen die Monarchie unvereinbar iſt, welche Günſtlinge, Bevorzugte haben und folglich ungerecht ſein muß, ſo will ich ſie abgeſchafft, ausgeſtrichen. Ich will einen Staat, der ſo conſtituirt iſt, daß jede gute, große Vervollkommnungsidee in ihm zum Körper werden kann, daß er jede Verbeſſerung aufzunehmen im Stande iſt, und da die Monarchie nur für das ſtagnirende Beharren ſich eignet, und ſelbſt gewonnene Vortheile ewig in Frage ſtellt, ſo will ich auch aus dieſem Grunde die Monarchie vernichtet ſehen. Und mit ihr vernichtet ſehen die lügenhafte, abgeſchmackte Heiligkeit der Tradition, welche den menſchlichen Geiſt verhöhnt, welche vom Jeſuitismus ſo hölliſch künſtlich darangeknüpft worden, und welche in den hohlen Köpfen des Volks ſo tief Wurzel gefaßt, daß offenbare Schandthaten, Verbrechen, Greuel und Niederträchtigkeiten aller Art die Heiligkeit nicht aufheben können. Sie mögen ſagen, was Sie wollen, aber es iſt traurig, daß die Dummheit ſo unbeſiegbar, daß die Lüge, trotz aller Evidenz, in Kraft bleibt und regiert. Ich will, daß ſie

erkannt, vernichtet werde, ich will, daß die Erziehung des Volkes nicht durch Trug, Arglist und Verrath im Solde der Tyrannei besorgt werde, ich will, daß der lebendige Gedanke in jeden Kopf dringen dürfe, ohne daß er auf eine unbezwingbare Barrikade stößt, die man daselbst gegen die Natur, gegen das Recht, gegen die Wahrheit, gegen die Freiheit errichtet. Wohin man blickt, ist ein Mißbrauch; ich will ihn abgeschafft wissen, wer auch darunter leiden mag, was auch dadurch erschüttert würde; wohin ich sehe, eine Knechtung, eine Tyrannei, ich will sie auf jede Gefahr hin aufgehoben wissen, ich will das Glück und die Seligkeit nicht aus der Hand des Verbrechens empfangen.

Die Aemterverleihung, das Unterthänigkeitsverhältniß, die Patronate, die Sinecuren, das System der Ueberzähligen, die Kirchenübergriffe, die Intoleranz, die Ueberwachung, die Controle, all der Fluch, den Jahrhunderte eher befestigt als aufgehoben, er soll aufhören. Doch wer nennt alle die Uebel, die in einer festgeschmiedeten Kette unser gesellschaftliches und staatliches Leben

umfaſſen? Keine Verſtoßenen darf es geben, keine Unrettbaren, die unter dem Fußtritte der Geſellſchaft zu Grunde gehen, langſam verbluten müſſen, damit dieſe einen weichern Boden findet, auf dem ſie geht; keine verwahrloſten Kinder, die dann beſtraft, gemordet werden für die Verbrechen, die ſie nicht begangen, ſondern die an ihnen begangen wurden; keine ſyſtematiſche Erniedrigung und Entwürdigung, die kein anderes Bewußtſein, als das der Dienſtbarkeit in einer ganzen Klaſſe von Menſchen aufkommen läßt, und die doch nichts Anderes iſt, als die alte, vielverpönte Sklaverei in veränderter Form. Mit einem Worte, ich will die natur- und vernunftgemäße Entwickelung des Menſchen und der Menſchheit in der Geſellſchaft; ich will die wahre, rechtmäßige Ordnung der Dinge, eine freie Uebung des Willens jedes Individuums, inſofern er nicht den des Andern unrechtmäßiger Weiſe beſchränkt, ſtrenge Beſchränkung des Willens andererſeits, der zu weit greift. Ich will eine ſchöne Vermittelung, wie ſie in der Natur der Geſellſchaft liegt; geſicherte Freiheit, unantaſtbare Rechte; ich will

einen Staat, der dieſe Grundſätze als die höchſten anerkennt und zu Geſetzen erhebt, auf ſie ſeine Macht gründet, der ſie nach und nach ins Leben als unumgängliche Nothwendigkeit hineinſtellt. Das iſt's, was ich will, und das ſind wohl keine Forderungen der Ueberſpannung und Exaltation, es ſind wohl Vortheile, auf die ein Menſch Anſpruch zu machen ein unbeſtreitbares Recht hat."

„Es ſind ſchöne, lautere, heilige Grundſätze, die Sie ausgeſprochen," erwiderte Koſſuth, „und mit aller Gluth meiner Seele hänge ich Ihnen an, mit der ganzen Kraft meines Willens will ich, wo es gilt, ſie vertreten — und wer auch, dem die Vernunft als Wegweiſerin dient, möchte das nicht! — und ich glaube ſelbſt an die Erreichbarkeit dieſes herrlichen Zieles, wie weit ſolche Vollendung erreichbar iſt; ich glaube zum mindeſten an die Erreichung eines Zuſtandes, der dieſem nahe kommt, wie Sie ihn geſchildert. Aber dieſe großen, weitumfaſſenden Wünſche der Seele, dieſe Gedanken des Jahrhunderts, Eigenthum des Denkers und Weiſen, dieſe neuen Evangelien, dieſe Theorien geben keine beſtimmte Rich-

lung der Wirkſamkeit, dem Handeln, der thätigen Kraft. In dieſer allgemeinen, großen Lehre für die Menſchheit iſt kein Weg beſtimmt für die einzelne Fähigkeit, das einzelne Talent, den einzelnen Beruf, für das einzelne Streben. Die weitumfaſſende Erkenntniß mag erfüllen, begeiſtern, dem ganzen Menſchen zur Grundlage dienen, aber ſie reicht nicht hin, um Lenkerin des Wirkens zu ſein. Das, wovon Sie ſprechen, iſt ein weitumfaſſendes, rieſiges Werk, aber welche iſt die Aufgabe, die Sie ſich dabei ſtellen, die Sie zu löſen ſich getrauen! Zu dieſem Zwecke iſt nähere Betrachtung und Prüfung der Dinge nöthig, der vorliegenden Dinge und Elemente, der eigenen Fähigkeit, der Anhaltspunkte, aller Mittel, mit einem Worte, es iſt die praktiſche Anſchauung der Wirklichkeit nothwendig. Man darf ſich nicht im Abſtrakten verlieren, ſondern dafür im Concreten wirken. Wenn auch Jeder einſieht, klar einſieht und davon erfüllt iſt, daß der Chimboraſſo abzutragen iſt, ſo wird dieſer dadurch um kein Stückchen kleiner; wenn aber Jeder ſein Stück Arbeit dabei thut, ſich die rechte

einen Staat, der dieſe Grundſätze als die höchſten anerkennt und zu Geſetzen erhebt, auf ſie ſeine Macht gründet, der ſie nach und nach ins Leben als unumgängliche Nothwendigkeit hineinſtellt. Das iſt's, was ich will, und das ſind wohl keine Forderungen der Ueberſpannung und Exaltation, es ſind wohl Vortheile, auf die ein Menſch Anſpruch zu machen ein unbeſtreitbares Recht hat."

„Es ſind ſchöne, lautere, heilige Grundſätze, die Sie ausgeſprochen," erwiderte Koſſuth, „und mit aller Gluth meiner Seele hänge ich Ihnen an, mit der ganzen Kraft meines Willens will ich, wo es gilt, ſie vertreten — und wer auch, dem die Vernunft als Wegweiſerin dient, möchte das nicht! — und ich glaube ſelbſt an die Erreichbarkeit dieſes herrlichen Zieles, wie weit ſolche Vollendung erreichbar iſt; ich glaube zum mindeſten an die Erreichung eines Zuſtandes, der dieſem nahe kommt, wie Sie ihn geſchildert. Aber dieſe großen, weitumfaſſenden Wünſche der Seele, dieſe Gedanken des Jahrhunderts, Eigenthum des Denkers und Weiſen, dieſe neuen Evangelien, dieſe Theorien geben keine beſtimmte Rich-

lung der Wirkſamkeit, dem Handeln, der thätigen Kraft. In dieſer allgemeinen, großen Lehre für die Menſchheit iſt kein Weg beſtimmt für die einzelne Fähigkeit, das einzelne Talent, den einzelnen Beruf, für das einzelne Streben. Die weitumfaſſende Erkenntniß mag erfüllen, begeiſtern, dem ganzen Menſchen zur Grundlage dienen, aber ſie reicht nicht hin, um Lenkerin des Wirkens zu ſein. Das, wovon Sie ſprechen, iſt ein weitumfaſſendes, rieſiges Werk, aber welche iſt die Aufgabe, die Sie ſich dabei ſtellen, die Sie zu löſen ſich getrauen! Zu dieſem Zwecke iſt nähere Betrachtung und Prüfung der Dinge nöthig, der vorliegenden Dinge und Elemente, der eigenen Fähigkeit, der Anhaltspunkte, aller Mittel, mit einem Worte, es iſt die praktiſche Anſchauung der Wirklichkeit nothwendig. Man darf ſich nicht im Abſtrakten verlieren, ſondern dafür im Concreten wirken. Wenn auch Jeder einſieht, klar einſieht und davon erfüllt iſt, daß der Chimboraſſo abzutragen iſt, ſo wird dieſer dadurch um kein Stückchen kleiner; wenn aber Jeder ſein Stück Arbeit dabei thut, ſich die rechte

Stelle ausdrücke, wo er es anfaßt, da kann es vollendet werden. Das, wovon Sie sprachen, wovon die Denker träumen, was die Philosophen zur Ehre des menschlichen Geistes ermitteln, das ist das Ende; wo aber ist der Anfang? — frage ich; man kann doch nicht beim Ende, sondern man muß beim Anfang anfangen. Ich frag Sie, was Sie wollen, nämlich wirken, thun, beginnen, vollbringen?"

„Ich bekenne meinen Fehler vollkommen; ich habe daran nicht gedacht," entgegnete der Graf, „Sie haben recht, ich wollte bei dem Ende anfangen."

„Wissen Sie, was ich will?" rief der Magyar, indem er von seinem Sitz empor sprang, die Fäuste ballte und die flammenden Augen in einem hohen Grad von Wildheit rollten, „ich will diese Habsburger stürzen, und so Gott will, wird es gelingen!"

Julius war höchlich überrascht durch diese Zuversicht; er warf unwillkürlich einen Blick auf die enge, schlechtbeleuchtete, ärmliche Stube und auf den, wie es ihm vorkam, vereinsamten,

begabten, aber doch machtlosen, jungen Mann. „Das wollen Sie? und wie?“ waren die Worte, die er hinwarf.

„Sie sehen zweifelnd und mitleidig auf mich und meine Armuth,“ sprach Kossuth, „und Sie haben recht; aber es ist auch kein Plan auf morgen oder übermorgen berechnet, sondern auf ein ganzes Menschenleben, und es wird, es muß gelingen,“ rief er in einer außerordentlichen Ekstase. „Wie blutig, wie heiß, wie unergründlich auch mein Haß gegen diese Familie, die in das Leben, in das Herz meines Volkes mit der schonungslosesten Grausamkeit geschnitten, ich werde einen Damm hinsetzen meiner Erbitterung, den Verstand und die Ueberlegung werde ich walten lassen. Glauben Sie ja nicht, weil der Stamm Habsburg geeignet ist, mein Blut aufwallen zu machen, meine Pulse zu jagen, mir den Athem zu versetzen, weil meine Feindschaft eine tiefe, heilige Ueberzeugung, meine eigentliche Religion, mein Fanatismus geworden, daß ich deswegen in thörichter Uebereilung hingehen werde und rufen: „„Nieder mit den Habsburgern, es lebe

die Republik!"" um mich zu opfern und sie zu schonen; o Herr, ich weiß es sehr wohl, auf diese Weise kann man nicht Krieg führen mit diesem Geschlecht. Ablauern will ich den Moment, unterwühlen, untergraben will ich dieses Ansehen, das nur bei der verhärtetsten Dummheit bestehen kann. Anfangen will ich leise, bedächtig, vorsichtig, und so vorwärts gehen, bis es gelungen, bis ihre Macht in Ungarn gebrochen, vernichtet ist."

„Sie denken also nur an Ungarn? Ihren großen, weitausführenden Plänen weisen Sie diese engen Grenzen an? Geht Ihre Liebe, Ihr Interesse nicht weiter?"

„Mein Herr Graf, ich kann Sie nicht verstehen," gab Kossuth auf die Frage zurück. „Kann ich in Frankreich wirken, wenn ich in Ungarn bin, oder vielmehr wirke ich nicht in Frankreich, wenn ich in Ungarn wirke? Das ist aber der Theil von Wirksamkeit, der mir zufällt, das Stück von dem Chimborasso, das ich abtrage, und es ist eine große Aufgabe, die ich

mir ſtelle, — vielleicht in Verwechſelung der Kraft mit dem Eifer, des Könnens mit dem Wollen. — Iſt es ſo, dann gehe ich unverrichteter Sache, wie das ſchon Vielen geſchehen, unter. Ich wage es auf dieſe Gefahr hin. Ungarn iſt mein Feld, wo ich heimiſch, Ungarn iſt mein Heiligthum, meine Ehre; ich ſpreche ſeine Sprache, ich trage ſeine Gefühle in meinem Herzen, ich denke ſeine Gedanken, ich höre ſeine Pulsſchläge, ich zucke unter ſeinen Schmerzen, ich leide an ſeinen Wunden. Hier iſt mein Element, hier vermag ich Etwas. Verlaſſe ich es, greife ich weiter, ſo bin ich verflüchtigt, unnütz, untauglich. Hier muß ich anfangen, mein Herr — wo es endet, das weiß Gott allein, der alle Zukunft durchſchaut. Hier iſt der Punkt, von welchem aus ich vielleicht die Erde bewegen kann. Ich glaube mich ſtark genug zu dem Kampfe, den ich beginne. Irre ich mich, ſo habe ich mich lächerlich gemacht vor der Welt und erlange das traurigſte Märtyrerthum, ich verfalle dem Hohne mit meinem redlichen Streben; aber es wird ſo nicht kommen, nein, nein, ich ſtürze die Habsburger,

sie müssen fallen unter meinen Streichen, ihr Sündenmaß ist voll."

„Damit wäre freilich ein Großes, ein unabsehbares Großes gethan," sprach der Graf, „mit diesem Stamm wäre freilich der mächtigste Pfeiler der Tyrannei, des Unrechts zertrümmert."

Wieder traten Wildheit und Grimm in die Züge des Magyaren; in seinen Augen loderten Flammen, durch sein ganzes Wesen zuckte die Erregung. „Es gibt kein Maß, die Thaten zu messen, keinen Namen, sie zu nennen, es gibt keine Sprache, sie auszusprechen. Wie hart ist die Meinung gegen die Borgia's wegen des Bischen scharfen verzehrenden Giftes, das sie gebrauet, wegen der Missethaten, die sie im Kleinen begangen. Die Borgia's sind Stümper gewesen. Lesen Sie aber die Geschichte Ungarns, wehren Sie dem Entsetzen vor dieser Familie, wehren Sie dem äußersten Abscheu, und ich sage, Sie sind mehr als ein Mensch. Diese Heuchelei, dieser ewig fortgesetzte Verrath mit gleicher Kälte gegen Freund und Feind, gegen Schlechte und Gutgesinnte, gegen Edle und Unwürdige, diese

blutdürstige Rachsucht, die des Kindes im Mutterleibe nicht schont, die den Greis eine Stunde vor seinem natürlichen Tode trifft. Welchen Mittel- und Anhaltepunkt für alle Niederträchtigkeit haben sie gegründet, welche Preise, welche Belohnungen haben sie für die größten, empörendsten Schurkenstreiche ausgesetzt, wie haben sie das Edelste mißbraucht, im Schlamme herumgewälzt, wie die Religion, die Wissenschaft, den Unterricht! Was haben sie aus einem edeln, kräftigen, biedern Volke gemacht? Das Gute morden sie, das Schlechte fördern und unterstützen sie, und bei dem Allen, trotz dem Allen blickt das verblendete, betrogene, irregeleitete Volk mit Vertrauen, mit Liebe, mit frommer Scheu auf sie. Sie müssen fallen, sie müssen, sage ich Ihnen, sonst ist kein Heil zu hoffen für Europa. Wenn ich nicht der Blitz sein kann, der diesen Thron zertrümmert, so will ich der Wurm sein, der ihn benagt, bis er sinkt; die Habsburger muß ich stürzen, oder ich gehe unter in dem Bestreben!"

„Ich will mit Ihnen sein, Kossuth, und Ihr treuester Bundesgenosse!" rief der Graf. „Ich

will wie Sie für die große Sache der Menschen kämpfen und ringen, durch Nichts eingeschüchtert, durch Nichts zurückgeschreckt."

Alle Leidenschaft und Aufregung wichen zurück von dem Magyaren, und er sprach mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit: „Wir können die Teufel nicht austreiben aus der menschlichen Natur; wer das zu können gehofft, der hat sich getäuscht, wer darauf gezählt, der hat sich verrechnet, aber sie lassen sich benutzen zum Guten, zum Heilsamen anwenden, wie sie zum Bösen, zum Verderblichen angewendet werden. Aus der Geschichte dieser Habsburger, die seit Jahrhunderten mit abwechselndem Glücke das Feld behaupten, die trotz aller Unfähigkeit Völker knechten und im Joche erhalten, die ohne Tapferkeit erobern, ohne Heldenmuth siegen, läßt sich Viel lernen. Erstens: wie viel man durch Ausdauer zu Stande bringen, durchsetzen kann. Zweitens: daß man die niedern, der Erde angehörigen Triebe und Leidenschaften benützen, in Bewegung setzen müsse, um Etwas zu erreichen. Drittens: daß man zur Gewalt die List fügen müsse, weil

Recht und Wahrheit allein nicht ausreichen, Waffen und Schilder für ſich zu gewinnen. Viertens: daß das Schlechte ſo mächtig werden kann, daß es von dem Guten nur mit der äußerſten Anſtrengung, mit dem Aufgebot aller Mittel zu verdrängen iſt. Von den Habsburgern muß man es lernen, auf welchen Wegen ihnen entgegen zu treten ſei. Ziele verfolgen ohne Schonung, ohne Rückſicht, Hebel in Bewegung ſetzen, Fallen legen, falſche Manövers machen, und was ſie zu ihrer Erhaltung und zur Erhaltung der Tyrannei und Knechtſchaft thun: beim Himmel, wir wollen nicht verſchmähen es anzuwenden zu Ihrem Sturze, für die Freiheit, für das Recht! Irgend eine Gewiſſenhaftigkeit dieſen gegenüber wäre eine Thorheit, und vernichtete von vornherein jeden Erfolg. Redlicher, offener Kampf dieſen gegenüber, heißt ſich und die Sache, für die man einſtehen will, zugleich opfern. Wir müſſen mit ihnen Krieg führen, wie ſie ihn führen, heimlich, mit Hinterhalt, mit Trug und Liſt. Sind Sie dazu bereit, Graf Dippold?"

„Ich bin es, weil ich die Wahrheit Ihrer Behauptung erkenne, weil ich die Sache, für die ich einstehe, nicht im Nachtheil lassen will; ich bin zu Allem bereit für die große Sache."

Kossuth nahm wieder das Wort: „Mein Weg ist bereits gezeichnet; ich kläre das Volk auf, zündende Gedanken schleudere ich unter die Masse. Die Gelegenheit ist bereits geboten: mit Hilfe der Oppositionsmänner beim Landtage ist ein Blatt gegründet. Das Volk stutzt, die Regierung noch mehr. Einzelne Köpfe, die Jugend, werden entflammt werden. Ich werde bestraft mit hartem Kerker, ich weiß es, doch das muß ich erdulden; denn ich gewinne dadurch das Vertrauen und die Neigung des Volkes. Erst wenn ich gelitten habe, gehöre ich dem Volke an. Ich weiß, daß mein Körper schwach ist, ich trotze dennoch dem drohenden Uebel, mein Geist wird auch aus einem siechen Körper heraus seine heilige Sendung erfüllen. Erliege ich den Martern, so habe ich nicht anders gekonnt, überdauere ich sie, dann bin ich etwas werth, dann kann ich in die Schranken treten, trotz allen Künsten der

Hölle. Ich werde ſie überdauern, und die Worte, die ich zu meinem Volke ſprechen werde, ſollen ſie in ihren Paläſten, auf ihren Thronen erſchrecken, ſchlimmer als der Donner der Geſchütze. Das bleibt meine Aufgabe; falle ich nicht früher, ſo löſe ich ſie."

Es lag eine unausſprechliche Weihe, eine großartige Reſignation in dem Weſen, in den Worten des Magyaren. Julius fühlte ſich dem Geiſte dieſes Mannes, der doch noch nichts Glänzendes vollbracht hatte, und deſſen Größe durchaus nicht erwieſen war, vollkommen unterworfen.

„Was ſoll ich thun?" frug er ihn wiederholt, „weiſen Sie mir eine Thätigkeit zu, ſie ſei ſo ſchwierig als möglich."

„Sie bleiben der Graf Dippold, der würdige Abkömmling der ahnenreichen Familie," erwiderte Koſſuth, „für Sie iſt der Ring, den Sie von der Herzogin von Berry erhalten, ein unſchätzbares Kleinod; die Tradition bleibt Ihr

oberſter Grundſatz. So drängen Sie ſich in die erſten Reihen der Höflinge, der Bureaukraten, Sie wirken dort, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet, rathend, bekehrend, lenkend, Sie werden ganz gewiß in die Lage kommen, uns zu dienen. Vorzüglich behalten Sie den Fürſten Metternich im Auge, der früher oder ſpäter zu unumſchränkter Macht gelangt. Anders ſtellt ſich ein Menſch in der Nähe, als in der Ferne dar, und was ſtarr und feſt erſcheint, iſt oft, in der Nähe betrachtet, weich und locker, leicht zu handhaben und zu formen. Es iſt möglich, daß Metternich ein Mann des Gedankens, und daß ſich Einfluß auf ihn gewinnen läßt. Es gibt keine Unmöglichkeiten für den Muth und die Ausdauer. Ich gebe Ihnen den Umkreis Ihrer Wirkſamkeit an; wie Sie ihn ausdehnen, wie Sie ihn einſchränken ſollen, muß Ihrer Einſicht überlaſſen bleiben. Eine Verſtändigung zwiſchen uns wird nur auf dem ſicherſten Wege, ſonſt aber nur durch die Wirkungen unſerer Thätigkeiten bewerkſtelligt. Ich werde Ihre Hand ſchon erkennen in Ihren Werken, wie Sie die meinige. Unſere Ordens-

regel sei: Unermüdlich, achtsam, ausdauernd, verschwiegen, vorsichtig, unerschrocken." Er zeigte ihm noch ein Zeichen, durch welches alle Glieder dieses neuen Bundes sich kenntlich machen, denen man vollkommen vertrauen könne. Hierauf reichten sie sich die Hände, und schwuren feste, unerschütterliche Treue der Sache, der sie sich weihten.

„Wir sprechen uns nicht mehr, mein Freund, wenn Sie noch längere Zeit in Preßburg bleiben," äußerte Kossuth, „es wäre denn unerläßlich nöthig. Sie verfolgen Ihren Weg, ich den meinigen. Wir kennen uns nicht, wenn wir uns begegnen, wir sind einander vollkommen fremd und unsere Verbindung bleibt für Jeden ein Geheimniß, er mag uns noch so nahe stehen, noch so sehr unser Vertrauen besitzen. Ihr Posten ist äußerst wichtig, Sie können daselbst unserer Sache von außerordentlichem Nutzen sein. Ihr Verhältniß muß ganz gesichert bleiben, es darf auch nicht im Entferntesten einer Gefahr ausgesetzt werden."

„Das Geheimniß unserer Verbindung trete

niemals über meine Lippen," antwortete der Graf.

Die jungen Männer umarmten sich hierauf mit aller Wärme der Freundschaft und trennten sich.

VII.

Das Abendmahl.

Wieder vertauſchte Julius die Geſellſchaft ſeines neuen ſeltſamen Freundes mit der ſeiner gewöhnlichen Genoſſen. Man ſcherzte, man trank, man lachte wieder; Julius ſchien ſich dem Vergnügen hinzugeben, aber nicht mehr mit jener forcirten Haſt, wie früher, ſondern mit der glatten Unbefangenheit des Leichtſinns. Julius ging auf all die Geſpräche der Kameraden ein in einer angemeſſenen, vielbeliebten Weiſe, während er früher meiſt ſchweigend, die Stirn krausgezogen zugehört. Julius war diesmal heiter, während er ſonſt entweder düſter oder bis zu einem überſpannten Grade luſtig war. Das neue Streben machte einen neuen Menſchen aus

ihm, er war nicht mehr von der Zwecklosigkeit seines Daseins durchdrungen; ein Bewußtsein, das wie kein Zweites fieberhaft krank macht. Ein mächtiger Geist hat ihn gesund und rüstig gemacht und, wie er selber seine Genesung fühlte, mußte sie sich auch seiner Umgebung aufdringen, wenn sie auch weder den Grund der Krankheit noch das Mittel der Genesung kannte.

Julius war an dem Abend, da er die Zusammenkunft mit dem Magyaren gehabt, der fröhlichste von den fröhlichen Genossen. Den andern Tag kehrten die Cavaliere zu den vorstehenden Vergnügungen der Residenz zurück.

Julius lebte in Saus und Braus und schwang sich zum ersten Lion Wiens empor; er war der Held des Prassens und Schwelgens, der eleganteste, geistreichste, gewandteste Apostel des Vergnügens; im Salon eine hervorsehende Erscheinung, trotz aller Gewöhnlichkeit des Thuns durch eine geheime Ueberlegenheit, die sich nicht geltend machte aber errathen ließ, immer oben an. Wie heimisch er im Salon der Frau von Metternich war, ist bereits zu sehen gewesen.

Der Grund der besondern Vorliebe dieser Dame für den jungen Mann, blieb aller Forschungen der Neugierde ungeachtet ein Geheimniß in der großen Welt; war ein selbsamer, der die Fürstin charakterisirt.

Der junge Fürst E. hatte die Aufmerksamkeit der Fürstin, ihr Interesse gewonnen; sie nahm mit besonderem Wohlwollen seine Huldigungen auf, mit denen dieser auch durchaus nicht sparsam gewesen. Ein sehr störendes Element drängte sich mit einem Male in dies werdende Verhältniß. Die reizende Fürstin Roden war in Wien angekommen und der Fürst E. zählte zu ihren heißesten Anbetern. Und die Fürstin Metternich sprach eines Abends in ihrem Salon zum Grafen Dippold:

„Die Fürstin Roden scheint Ihnen sehr gut zu sein, Graf; sie hat immer großes Interesse an Ihnen seit ihrer Affaire mit der Herzogin Berry. Sie sollten Ihr Glück benutzen.“

Julius, der ganz wohl merkte, wo das hinaus wollte, verleugnete sich und gab zur Antwort: „Gewiß, Durchlaucht, werde ich mein

Glück benützen," und es war überall davon die Rede, wie eifrig der Graf Dippold der Fürstin Roden den Hof machte, und später, daß er seinen Nebenbuhler, den Fürsten E. vollständig besiegt.

Die Fürstin Metternich schenkte dem Grafen Dippold für diese „Arbeit," wie sie es nannte; für die Genugthuung, die er ihr verschaffte, ihre unbegrenzte Huld. Sie konnte immer höhnisch lächeln, wenn sie dem Fürsten E. begegnete und das, meinte sie, sei wohl des Dankes werth. Auch der Fürst Metternich schenkte dem Grafen Dippold mehr Beachtung, seitdem dessen Verbindung mit der Roden zum allgemeinen Gespräch wurde! Die Einladung zu einer Unterredung von Seiten des Fürsten war die Folge eines tiefern Blicks, den der Fürst in das Wesen des Grafen that, den dieser offenbar absichtlich thun ließ, ohne daß er sich den Rückzug offen behielt. Der Fürst hielt, so lange er nach dem Rufe urtheilte, den jungen Mann für einen gewöhnlichen Pferdehetzer, und adligen Taugenichts und glaubte, nachdem er ihn schär-

fer ins Auge gefaßt, ſich getäuſcht zu haben, jedenfalls aber ihn benutzen zu können.

Die erſte beſtimmte Unterredung war geſtört durch den angegebenen unvorhergeſehenen Zwiſchenfall. Julius kehrte nach Hauſe zurück. Es waren fünf Monate verfloſſen, ſeitdem er das Bündniß mit Koſſuth geſchloſſen; er überſah den Weg, den er zurückgelegt und mußte ſich zugeſtehen, daß er ſich mit Gewandtheit und Umſicht in das rechte Verhältniß zu den für ſeine Angelegenheit wichtigen Perſonen gebracht. Er erwog den Lärm, den bereits die Worte Koſſuth's hervorgerufen und ſchöpfte daraus neuen Muth, neues Vertrauen zu dem Erfolg ihrer beiderſeitigen Bemühungen. Er war mit ſich, mit ſeinem Wollen und Thun, mit all ſeinen Berührungen und Einflüſſen zufrieden, wie ſchief und zweideutig ſeine Stellung auch erſcheinen mußte, wie wenig würdig mancher ſeiner Schritte auch ausſah, wie drückend ſogar verſchiedene Vorausſetzungen auf ihn laſteten, die er aber am allerwenigſten zurückweiſen durfte. Er hielt ſich durch dieſe Opfer, die er brachte

und die in der That nicht zu gering waren, eines großen Freundes würdig, den er so heldenkühn in den Kampf sich begeben sah, in welchem er eine große, herrliche, ruhmreiche Zukunft ahnte.

Der junge Graf hatte den Entschluß gefaßt, den Fürsten Metternich zu gewinnen, sich sein Wohlwollen und seine Gunst zu erwerben, um auf seine Grundsätze und Maßregeln Einfluß zu üben; er war zu diesem Entschluß nach genauer Beobachtung des allmächtigen Staatskanzlers, nach einem anhaltenden Studium seines Charakters, seiner Denkweise, seines ganzen Wesens, seiner Sympathien und Schwächen gelangt.

Noch, als der Fürst ihn kaum bemerkt, hatte Julius Gelegenheit auf dessen Gespräche zu lauschen, einzudringen in dessen Seele, wie Kossuth vorhergesagte, die nicht von Eisen war, die ihre menschlich einnehmbaren Seiten darbot, wie jede andere Seele. Julius hatte den gemachten Erfahrungen gemäß seinen Bekehrungsplan ange-

legt und zwar derart, daß er in dem Falle des Gelingens unendlich viel gewinnen, im Falle des Mißlingens nichts verlieren konnte, sondern immer dort stehen blieb, wo er vorher gestanden. Der bevorstehende Tod des Kaisers machte den Moment in einer Art entscheidend.

Zu Hause angelangt überdachte der Graf die Lage der Dinge, die große Gefahr, in welcher sein edler Freund schwebte, das große Ziel, auf das er hinarbeitete und die weite, weite Entfernung von demselben. Er fühlte eine tiefe Verachtung, ja Ekel und Abscheu vor der Gesellschaft, welcher nicht anders geholfen werden kann als durch List und Trug, durch geheime Hofintriguen, durch verwegene Künste, die sich ihrer eigenen Heilung auf's Hartnäckigste widersetzt. Er mußte sich aller Großthaten, von der Geschichte aufbewahrt, in's Gedächtniß rufen, um sich die bittern Gedanken zu versüßen, um nicht zu verzweifeln. Ein Diener brachte Lichter und unterbrach die Gedanken des Grafen, er meldete einen Fremden. „Sein Namen?" frug Julius.

„Er nannte ſich Birany und ſagte, daß er ein Künſtler ſei.“

„Sag ihm,“ verſetzte der Graf, „daß dieſer Moment ungünſtig ſeiner Angelegenheit, welcher Art ſie auch ſei; ich will ihm recht gerne ein anderes Mal zu Dienſte ſtehen.“

„Er trug mir auf, Ew. gräflichen Gnaden zu melden, daß es für Dieſelben ſehr wichtig ſei, ihn ſogleich zu ſprechen; er würde ſich ſo kurz faſſen, als Ew. gräflichen Gnaden es nur wünſchen können.“

„So mag er kommen,“ rief unwirſch der Graf. Der Diener entfernte ſich und öffnete gleich darauf dem Fremden die Thüre des Gemaches. Das Licht fiel auf die Geſtalt des Eintretenden, der Graf erhob ſich, im höchſten Grade überraſcht, von ſeinem Sitz, und als der Diener die Thüre wieder geſchloſſen hatte, rief er mit abſichtlich gedämpfter Stimme: „Koſſuth!“ Auf dem blaſſen Geſichte des Magyaren lag eine tiefe Schwermuth. In dem glühend ſchwarzen Auge ſah man den Schmerz und auch die Reſignation, auf der „beunruhigen-

den." Stirn war Ruhe, wie nach einem heftigen Kampfe. Auf den erſten Blick mußte man bemerken, daß Alles fertig war in dem Manne.

„Machen Sie, lieber Freund," ſprach der Gaſt, „daß wir ungeſtört bleiben, denn es darf Niemand erfahren, daß ich bei Ihnen war."

Der Graf ging, um die nöthigen Befehle zu ertheilen und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

„Wie kommen Sie nach Wien, unglücklicher Mann? Was wollen Sie thun?" frug der Graf.

„Ich wollte Sie noch ſprechen, bevor ich meine Haft antrete. Sie wiſſen doch, daß ich verfolgt bin?" —

„Mehr noch weiß ich — daß Metternich ein Gewicht darauf legt, Sie zu vernichten, daß Sie unrettbar verloren ſind!"

„Kerker ſchließen und öffnen ſich; — keinen Kleinmuth! ich wollte es ſo und es iſt gut, wenn die Dinge ſo kommen, wie man es will."

„Sie können, da Sie Ungarn verlaſſen haben, leicht entfliehen, ich will Ihnen mit Allem, was in meinen Kräften ſteht, helfen."

„Graf Döppold, vergessen Sie nicht, was wir eigentlich wollen; heißen Sie Ihre menschlichen Gefühle schweigen; es handelt sich nicht um mich und mein Schicksal; wir Beide, wenn wir treu und redlich, sind der Sache verfallen, der wir uns hingegeben. Ich habe ausgekämpft mit mir selbst. Es hat viel gekostet, wer möchte es leugnen, bis ich es über mich gewonnen, festen Schrittes von dem Leben und seinen heitern Gaben zu scheiden, ohne daß ich weiß, wann und wie ich es wiedersehe. Nun ist es geschehen. Ich bin wie ein Taucher; entweder ich bringe eine herrliche Perle herauf aus dem finstern Abgrunde, in den ich mich stürze, oder ich gehe unter."

Ein unendlicher Schmerz, eine unendliche Bewunderung malte sich in dem Angesichte des Grafen, als er die Ruhe des Mannes sah, der in eine bodenlose Tiefe des Unglücks zu springen im Begriffe stand, für eine Hoffnung, die sich vielleicht nie erfüllen würde.

„Wie klein ist meine Aufgabe und mein Werk, auch wenn es gelingt!" rief er.

„Keine Eitelkeit, mein Freund! Denken ſie an den Erfolg," verſetzte Koſſuth.

„Ich kann auch nicht ſo groß ſein, wie Sie ſind."

„Die Sache, für welche wir wirken, mein Freund, iſt unſere Größe. Doch laſſen wir all die Nebendinge und beſprechen wir weiter den Plan, der auszuführen und die Art, wie das am Beſten geſchehen kann."

Julius ſtattete Berichte ab über ſeine Wirkſamkeit und ihren Fortgang, über die Verhältniſſe am Hofe, ſo weit ſie ihm bekannt waren, über die gewonnene Aufmerkſamkeit Metternich's und die bevorſtehende Unterredung. Er berührte ſeine Beziehung zur Fürſtin Roden, er brachte Alles vor, was er bereits durchgeſetzt und noch durchzuſetzen hoffte. Koſſuth war ganz zufrieden mit ſeinem neuen Jünger und Freund.

„Nun iſt es an Ihnen," ſagte Koſſuth, „einen Schritt zu thun, der Sie ganz ſicher in dem Vertrauen des Staatskanzlers feſtſetzen wird."

„Was meinen Sie?" frug der Graf.

„Ich bin bereits von der Polizei, ſowohl

in Preßburg, als in Pesth gesucht worden, aber umsonst; denn ich entkam hierher. Wenn Sie nun morgen die Unterredung mit Metternich haben werden, zeigen Sie ihm meinen Aufenthalt an. Metternich liebt die polizeilichen Talente und vertraut ihnen. Gewissensskrupel in Bezug auf Spionerie und Angeberei ꝛc. ꝛc. verlacht, verachtet er. Denn er verdankt sein Emporkommen den glücklichen Recherchen, wie man es in der diplomatischen Sprache nennt. Dadurch, daß Sie mich überliefern, gewinnen Sie die erweiterte Möglichkeit mich zu befreien; Sie werden überhaupt den thatsächlichen Beweis von Ihrer Brauchbarkeit und Nützlichkeit abgelegt haben, der in Verbindung mit einem glücklichen diplomatischen Gespräch großen Vortheil erzielen kann."

„Es ist ein schwerer Schritt," äußerte nachdenklich der Graf, „aber ich werde ihn thun, ja ich werde ihn thun. Beim Himmel, es ist eine große Aufgabe, die Gunst und das Vertrauen eines Elenden zu gewinnen; es gehört viel Selbstverleugnung dazu, sich eines solchen Man-

nes, wie Metternich, würdig zu zeigen! Und in ſolchen Händen liegt das Schickſal der Völker!

„Nein, mein Freund, in der Hand der Völker ſelbſt liegt es und das Unglück der Nationen iſt ihre Verſündigung, ihr Verbrechen; die müſſen geſühnet werden. Einzelne haben die Aufgabe, ſie dahin zu bringen. Klagen wir nicht vergebens und handeln wir. Je ſchlimmer die Dinge ſind, deſto eifriger müſſen ſie uns machen.“

Ein Mahl und Flaſchen des köſtlichen Weines wurden aufgetiſcht. Die beiden Freunde blieben bis tief in die Nacht hinein, beſprachen Gegenwart und Zukunft, ordneten den Gang ihrer Geſchicke, ſo gut menſchliche Vorausſicht es vermag. Es war ein feierliches Abſchiedsmahl, das ſie mit einander hielten. Der Magyar erhob das Glas und ſprach: „Hoch lebe der Gedanke, der uns leitet!“ Sie ſtießen an und leerten die Gläſer.

„Wir ſind viel, unendlich viel, wenn der Gedanke groß und wahr iſt, den wir tragen.

Das Leben iſt doch ſchön, ſagt einer Eurer edelſten Dichter, was ſage ich Eurer, unſerer edelſten Dichter. Der menſchliche Geiſt wirkt und ſchafft und lichtet für alle Nationen ohne Unterſchied der Sprache, der Sitten, des Stammes.

„Das Leben iſt doch ſchön, ja fürwahr aber noch ſchöner iſt es Fahnenträger eines Weltgedankens zu ſein, und dieſe Fahne hinzutragen trotz Schwerter und Lanzen und ſie noch im Sterben hoch aufzuſchwingen. Ein ſolcher Tod iſt noch ſchöner als das Leben.“ — — —

„Hoch lebe der Muth!“ rief der Graf, „der Muth zu Allem, wenn es gilt dem Gott in ſeinem Innern zu dienen. Hoch lebe der Muth!“ Die Gläſer klirrten und wurden geleert.

„Freund meiner Seele,“ ſprach er weiter, reichte und drückte dem Gefährten die Hand, „Du gehſt ins Elend ganz allein, ich kann, ich darf Dir nicht folgen; o laß mich menſchlich ſagen, daß mich die Trennung von Dir ſchmerzt, daß ich mit Dir einen Weg gehen möchte, um Dein Loos ganz zu theilen, mit Dir zu tragen, mit Dir zu leiden, mit Dir unterzugehen oder

mich zu erheben. Es reißt mich hin, denn Du beherrſcheſt meine Seele; ich fühle mich geſichert und geſchützt hinter Deiner überlegenen Kraft. Du biſt der Segen meines Lebens geworden. Verzeih' die menſchliche Regung in dieſem Augenblick; ich kann ihr nicht wehren; ich möchte weinen, wenn ich an Deine nächſte Zukunft denke, die Du Dir mit freier Abſicht ſelbſt bereitet; ich möchte beten, daß ein Gott Dir den Druck erleichtere, aber auch der Grimm lodert auf in meinem Herzen und wie ein thöricht wilder Titane, möchte ich das Geſchick von ſeiner Höhe zu reißen wagen um es zu zertreten, wie es uns zertritt, es zu verſpotten, wie es uns verſpottet. Ein Mann, wie Du, im Kerker, ein Mann, wie Du, der Gewalt und der Willkür gemeiner erbärmlicher Knechte und Schranzen, ohne Willen, ohne Glauben, ohne Ueberzeugung preisgegeben; ein Mann, wie Du, ſo würdig und ſo groß, ſo edel und ſo ſelbſtvergeſſen, und keiner, der darüber in Harniſch geräth. Ich könnte raſend werden wegen dieſes Gedankens, und was Du auch ſagen magſt, es liegt doch

klar vor mir, daß auf dieser Erde ein Fluch laſtet, den kein Opfer verſöhnt. Vergebliche Bemühung, ſie in ein Paradies umzuwandeln, ein goldenes Zeitalter heraufzuführen, in welchem der Wolf mit dem Lamm freundſchaftlich verkehrt! Es wird nie aufhören, daß der Starke den Schwachen zerfleiſcht, daß von dem Gemeinen das Edle erdrückt wird, daß die Selbſtſucht die Hingebung und Aufopferung überbietet. Martyrerthum gibt es, aber keine Siege für große Menſchen!" —

„Was ſprichſt Du, Bruder?" erwiderte Koſſuth, „hat Chriſtus nicht geſiegt? Hat ſein Gedanke nicht die Welt bezwungen, ob er gleich gekreuzigt wurde, vielleicht weil er gekreuzigt wurde? Die Erde wird kein Paradies, das iſt wahr, ſie würde jedoch zur Wüſte, käme nicht zu Zeiten der Gedanke Gottes über einen Menſchen, der ihn der ganzen Erde zum Geſchenke macht. Es iſt gut ſo, glaube mir, und laß mich meinen Weg gehen. — Mach mir nicht ſchwerer den ſchweren Gang. Ich habe die Beſtimmung für mein Volk, das groß iſt durch eine Vergan-

heit, zu arbeiten. Es kann doch ein Mensch nicht für sich allein leben und sterben. Es ist gut so, ich habe es beschlossen und Du hast es auch; also vorwärts, ohne Zaudern, ohne Bedenken! Lese ich die Geschichte meines Volkes, da ist es mir, als müßte ich mich schämen, dem Verfall des Landes, seiner Verachtung und Entwürdigung ruhig zuzusehen, mir ist's, als schimpfte ich selbst meine Mannheit, wenn ich im Frieden und im heitern Genusse des Daseins lebe, da so viele und große Helden vor mir geblutet, bis jetzt umsonst geblutet. Diesen blutigen Spuren soll ein herrlicher Baum der Freiheit entwachsen, damit sie sich zufrieden geben die zürnenden unversöhnten Schatten, und der ist kein Mann, kein rechter Ungar, der dahin nicht wirkt mit all seinen Kräften. Es ist ganz gut, wie es kommt. Auf ein frohes Wiedersehen, mein Bruder, mit ungebeugter Seele, mit ungebeugtem Muth auf ein frohes Wiedersehen mit rüstiger Kraft, mit ungedämpfter heiliger Gluth."

Er leerte das Glas, nachdem er angestoßen,

mit heftigem Zuge, und der Freund folgte dem Beispiel.

Nun trat ein tiefes Schweigen ein. Jeder von den Beiden blieb den Gedanken hingegeben, die sich rasch und heftig drängten und ihn bemeisterten. Sie starrten in die Gläser, gefüllt mit dem köstlichen Wein, dem Labetrank, der vielleicht zum letzten Male die Lippen des einen Genossen benetzte.

Ein stummer aber tief ergreifender Schmerz lag auf ihren Angesichtern; sie stießen nicht mehr an, sondern füllten und leerten geräuschlos die Gläser.

So saßen sie beisammen, stumme Zecher, bis durch die schweigende Nacht hin die Glocke eine Stunde nach Mitternacht verkündete, dann leerte der Magyar noch hastig ein Glas, erhob sich rasch, umarmte den Freund, drückte ihn an sein Herz und eilte aus dem Zimmer — er war fort. — — — —

„Daß ein Gott dich schütze!“ murmelte Julius wie betend vor sich hin; er blieb stehen, unbeweglich wie eine Statue, einem tiefen unmenn-

baren Schmerz hingegeben; empörte Gedanken, empörte Gefühle drangen auf ihn ein; er konnte ſich ihrer nicht erwehren, ſeine Seele ſprach einen wilden, finſtern Fluch über das Treiben der Welt. „Solch ein Menſch und ſolch ein Schickſal!“ rief er wiederholt; er ſchritt noch lange mit raſchen Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne den Schlaf zu ſuchen. Der Morgen grauete bereits, als er ſich in ſein Schlafgemach begab, um der Forderung der Natur nachzugeben; er konnte aber den Sturm in ſeinem Herzen nicht zur Ruhe bringen. — — — —

mit heftigem Zuge, und der Freund folgte dem Beispiel.

Nun trat ein tiefes Schweigen ein. Jeder von den Beiden blieb den Gedanken hingegeben, die sich rasch und heftig drängten und ihn bemeisterten. Sie starrten in die Gläser, gefüllt mit dem köstlichen Wein, dem Labetrank, der vielleicht zum letzten Male die Lippen des einen Genossen benetzte.

Ein stummer aber tief ergreifender Schmerz lag auf ihren Angesichtern; sie stießen nicht mehr an, sondern füllten und leerten geräuschlos die Gläser.

So saßen sie beisammen, stumme Zecher, bis durch die schweigende Nacht hin die Glocke eine Stunde nach Mitternacht verkündete, dann leerte der Magyar noch hastig ein Glas, erhob sich rasch, umarmte den Freund, drückte ihn an sein Herz und eilte aus dem Zimmer — er war fort. — — — —

„Daß ein Gott dich schützte!“ murmelte Julius wie betend vor sich hin; er blieb stehen, unbeweglich wie eine Statue, einem tiefen unmenn-

baren Schmerz hingegeben; empörte Gedanken, empörte Gefühle drangen auf ihn ein; er konnte ſich ihrer nicht erwehren, ſeine Seele ſprach einen wilden, finſtern Fluch über das Treiben der Welt. „Solch ein Menſch und ſolch ein Schickſal!“ rief er wiederholt; er ſchritt noch lange mit raſchen Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne den Schlaf zu ſuchen. Der Morgen grauete bereits, als er ſich in ſein Schlafgemach begab, um der Forderung der Natur nachzugeben; er konnte aber den Sturm in ſeinem Herzen nicht zur Ruhe bringen. — — — —

VIII.

Zwei Diplomaten.

Die dringendſten Geſchäfte, die der Tod des Kaiſers noch vermehrte, waren beſorgt, und der Fürſt Metternich erwartete zur feſtgeſetzten Stunde in ſeinem Privatgemach den Grafen. Der Diener bekam den Befehl, nur dieſen, ſonſt Niemanden vorzulaſſen; ein Beweis, daß die Durchlaucht großes Gewicht auf den jungen Mann legte. Der Wagen des Grafen hielt vor dem Palais Metternich's. Um ſechs Uhr trat der Erwartete in die Stube des Miniſters. Der Fürſt ſaß an einem Pulte, auf welchem Bücher und Schriften zierlich geordnet ſich befanden, er war mit Leſen beſchäftigt. Als der Graf eintrat, legte er das Buch bei Seite, verbeugte ſich,

ohne ſich von ſeinem Sitze zu erheben, und rief dem Kommenden zu: „Es freut mich, lieber Graf, Sie zu ſehen!“

Der junge Mann verneigte ſich ſtumm mit dem Ausdruck der tiefſten Ehrfurcht.

Der Fürſt deutete mit der Hand an, daß ſein Gaſt einen Stuhl und Platz nehmen möchte, und der Graf that alſo. Der junge Mann verharrte in ſeinem Schweigen, auch nachdem er Platz genommen, und erwartete die Anrede des Staatskanzlers.

„Sie haben viel Glück in der Welt!“ begann dieſer. „Sie ſollten es vielleicht mehr, anders benutzen, als Sie es thun, Graf.“

„Ein Glück, das man nicht zu benutzen weiß, iſt doch wohl keines, Ew. Durchlaucht,“ entgegnete Julius.

„Hätten Sie keine Luſt in den Staatsdienſt zu treten?“ frug der Miniſter.

„Wenn der Staat mich und ich den Staat brauchen kann, Ew. Durchlaucht.“

„Glauben Sie, daß Sie Talent zur Diplomatie haben?“

„Wer rühmte das von ſich Ew. Durchlaucht gegenüber! Aber ich habe den guten Willen zu lernen.“

„Sind Sie Patriot?“

„Ich weiß nicht, wie Ew. Durchlaucht hierüber denken, und vermag nicht zu antworten.“

„Wollen Sie mich Ihr eigentliches Weſen nicht ſehen laſſen?“

„Nein, Ew. Durchlaucht, weil doch ein Diplomat keines haben darf, um es nicht verleugnen zu müſſen. Auch würde ich, wenn ich es ſehen ließe, meiner diplomatiſchen Fähigkeit das bedauerlichſte Armuthszeugniß ſchreiben.“

„Was halten Sie von dem öſtreichiſchen Staate?“ frug der Miniſter.

„Daß er der beſte ſei.“

„In wiefern?“

„In ſofern Ew. Durchlaucht ihn regieren.“

„Sie hätten mir etwas bei weitem Schmeichelhafteres geſagt, wenn Sie ihn unbedingt gelobt hätten.“

„Ich ſprach meinen Gedanken in dieſer Be-

ziehung aus, weil ich weiß, daß ihn Ew. Durchlaucht ſonſt errathen hätte."

Metternich lächelte ſehr zufrieden. „Wie konnte ein Mann wie Sie," hub er nach kurzem Stillſchweigen wieder an, „eine Lebensweiſe führen, die ihn in die Reihe ganz gewöhnlicher Müſſiggänger und Praſſer ſtellt?"

„Ich wußte nichts Beſſeres zu thun; auf eigene Fauſt läßt ſich in Oeſtreich nichts unternehmen, und Ew. Durchlaucht, durch die Alles gethan wird, haben mich nicht bemerkt."

„Warum haben Sie ſich nicht bemerkbar gemacht?"

„Weil das zu gefährlich iſt ohne die Bewilligung Ew. Durchlaucht."

Metternich lächelte ſelbſtgefällig, indem er ſprach: „In Oeſtreich beſteht wohl eine ſtarke Regierung; da hat jede Kraft ihr Maß und ihre Schranken, jeder Wille ſeine Leitung, jede Handlung ihre Controle." —

„Entſchuldigen Ew. Durchlaucht, nicht jede Kraft, nicht jeder Willen, nicht jede Handlung." —

„Wir freilich, die wir oben ſtehen, ſind unumſchränkt; wie ſoll es anders ſein? Wer, der nicht unumſchränkt, allmächtig wäre, könnte dieſen Wuſt von Launen, von Leidenſchaften, die ſtürmiſchen Gewalten der Völker regieren?"

„Es iſt gewiß gut, was Ew. Durchlaucht für gut halten, aber ich möchte wiſſen, ob dieſes Syſtem, das Ew. Durchlaucht mit der unerhörteſten Geſchicklichkeit in Anwendung bringen, fortbeſtehen kann, ob es für die Zukunft Haltbarkeit verſpricht."

„Après moi le déluge, mon chère comte; ein thörichter, verblendeter Staatsmann, der über ſich hinaus berechnen wollte. Ich ſorge für meine Zeit; die nach mir kommen, mögen für die ihrige ſorgen."

„Ew. Durchlaucht machen es den Nachfolgern ſehr ſchwierig."

„Wie ſo?" frug der Miniſter, und auf ſeiner Stirn ließen ſich Schatten blicken.

„Wer wird nach Ew. Durchlaucht das Syſtem handhaben, ohne Schwächen bemerken zu laſſen? Wer kann den Weg ſo fortſetzen, wie ihn

Ew. Durchlaucht eingeſchlagen? Wo findet ſich nach dem Fürſten Metternich ein Fürſt Metternich?"

Es verlor ſich nach dieſer Erklärung nicht nur der Schatten von der Stirn des Miniſters, ſondern es trat das ſchon dageweſene Lächeln des Wohlgefallens wieder belebt auf ſeine Lippen.

„Après moi le déluge," wiederholte er, „ich habe mich nicht gekümmert um Den, der vor mir war, und kümmere mich nicht um Den, der nach mir kommt."

„Erlauben Ew. Durchlaucht mir eine Frage — —"

„Sprechen Sie frei; Sie dürfen was immer für eine Geſinnung verrathen; bei Ihnen verſchlägt ſie nichts. Sie ſind ein gewandter junger Mann, der genau weiß, wo etwas anzuwenden iſt und wo nicht, der mit den Reitern reitet, mit den Praſſern praßt und doch ſeine Gedanken hat, die er mit dem Fürſten Metternich austauſchen kann. Sie dürfen frei mit mir ſprechen; ich werde Sie verwenden."

„Iſt gewiß darauf zu rechnen," frug der

Graf, „daß für das ganze Leben Ew. Durchlaucht das angenommene System ausreicht?“

„Wenn ich unumschränkt bleibe, ja. Wer die Zügel straff hält, braucht eine starke Hand Es gibt keine Wahl: unumschränkte Herrschaft, oder keine. Eine Concession ist der Anfang von mehrern. Der erste abgezwungene Schritt zieht tausend andere nach sich, und die Widersetzung ist leichter bei dem ersten als bei dem letzten. Man muß dem Volke entweder Alles nehmen oder Alles geben. Eine Mitte zwischen diesen Beiden gibt es auf die Länge nicht. Ein Thor, ein verlorner Thor, wer sie einschlagen will!“

„Durchlaucht, Sie haben mir erlaubt, zu fragen, ich frage weiter. Ist der Gedanke, der eine neue und eine alte Welt bewegt, den Sie selbst von Oestreich nicht fern zu halten vermögen, zu besiegen, zu unterdrücken?“

„Der Gedanke muß sich seine Generationen machen; er hat das noch nicht gethan und er ist daher ohnmächtig. Bis jetzt herrschen wir mit unsern Gedanken; freilich, wenn wir schwach und

feige ſind, wie Ludwig XVI. und Karl X., dann werden wir zu Boden geworfen und zermalmt, bevor wir uns zu erheben die Kraft und die Gelegenheit gefunden."

„Und warum wollen Ew. Durchlaucht ſich dieſem Gedanken entgegenſtellen?"

„Ich will es, weil ich es kann."

„Könnten Sie nicht eben ſo ein Held des Fortſchritts ſein, wie Sie ein Held des Stillſtandes ſind? Wäre es nicht beſſer für die Welt, leiſteten Sie der Menſchheit nicht einen größern Dienſt, als durch das Feſthalten der beſtehenden Verhältniſſe?"

Der Miniſter ſah, als dieſe Worte geſprochen waren, ſcharf prüfend auf den jungen Mann; dieſer aber ließ in ſeinen ruhigen, unbeweglichen Zügen gar keinen Ausdruck ſichtbar werden. Es trat eine Pauſe ein, die ebenfalls nicht im Stande war, den Grafen auch nur im mindeſten aus ſeiner ruhigen, anſcheinend indolenten Haltung zu bringen, und die von dem Fürſten mit den Worten unterbrochen wurde:

„Wahrlich, Sie haben Talent zur Diplomatie.“

Die Züge belebt gab der Graf zurück: „Ew. Durchlaucht machen mich zu stolz.“

Der Minister zeigte ohne Rückhalt seine volle Zufriedenheit. „Sie gefallen mir, Graf, vielleicht mehr, als Sie verdienen,“ sprach er, „mehr, als mir sonst Menschen zu gefallen pflegen; vielleicht blos, weil Sie trotz Ihrer Begabung und Berechtigung nichts gesucht haben. Wir wollen einander dienen.“ —

„Verfügen Ew. Durchlaucht über meine geringen Kräfte.“

„Würden Sie mir auch folgen, wenn ich vorwärts ginge, statt stehen zu bleiben?“

„Wenn Ew. Durchlaucht der Metternich der Bewegung würden, gewiß.“

„Sie sind von hohem Adel,“ warf der Minister hin.

„Ich ginge mit dem Fürsten Metternich,“ versetzte der Andere.

„Seien Sie ohne Furcht; Sie werden auf keine so gewagte Probe gestellt.“

„Es wäre eine wunderähnliche, es wäre die überraschendste Erscheinung, wenn Ew. Durchlaucht plötzlich das Lager des Absolutismus, die Partei der Dynastieen, der alten Ordnung verließen und zur Partei des Volkes überträten, um für das natürliche Recht, für die Gesetze der Vernunft mit derselben Energie, Umsicht und Geschicklichkeit den Kampf zu beginnen."

„Possierlich wäre es!" rief laut auflachend der Minister.

„Vielleicht auch ersprießlich und heilsam für die Welt, für die Menschheit," fügte der Graf derart lächelnd hinzu, daß der Fürst nicht zu unterscheiden vermochte, ob es Scherz oder Ernst.

„Ich werde die Posse, wie sich von selbst versteht, nicht aufführen. Ich werde in dem Kampfe zwischen der Dummheit und dem Verstande um die Herrschaft mit diesem halten. Der allein kann auf die Dauer herrschen, und ich will es durch ihn. Ich wirke eigentlich für mich, sowie Sie für sich, wie Jeder für sein eigen Heil und Wohlsein. Ich befinde mich weit besser ohne die Idee des Jahrhunderts, die eine

Lüge, weil sie nie Wahrheit werden kann, die ich von meiner frühesten Jugend an grimmig gehaßt. Ich stellte mich allein gegen den lügenhaften Unsinn, wenn ich keine Bundesgenossen fände, ich versuchte es ganz allein, die Verkehrtheit des Zeitalters zu bekämpfen. Ich hasse die Menge und ihre Gedanken, oder vielmehr ihre Gedankenlosigkeit, ich hasse diese riesige, ungestüme Kraft ohne Kopf, ohne Augen, bald hierher, bald dorthin gedrängt, ohne eigene Prüfung; sie muß dienen, diese Menge, sie muß keuchen unter der aufgelegten Last, sie muß bluten; groß ist sie, verderblich den Bessern, den Vorzüglichern, den Ausgezeichneten; was von der Menge abhängig gemacht wird, ist erbärmlich, ist verloren. Der Mann, der auf sie fußt, geht zu Grunde. Was haben die einzelnen verblendeten Schwärmer gefunden, die sich für das Volk geopfert, die sich der Menge hingegeben? — Undank, Verrath, einen Scheiterhaufen, ein Kreuz, einen Giftbecher. Ich wirke für meine eigene Größe, denn ich bin dankbar gegen mich; was dabei verloren und zu Grunde geht, kümmert

mich wenig; ich berechne nur meinen Gewinn und nicht meine Verluſte."

„Und der Thron, der Kaiſer, das Vaterland, wie halten es Ew. Durchlaucht mit dieſen?"

„Mittel, nichts als Mittel. Was kümmert mich die gekrönte Puppe, wie dieſer Ferdinand; wenn ich nicht in ſeinem Namen mächtig bin, wenn ich ihn nicht als Siegesfahne ſchwingen kann, wie eben eine andere? Was kümmert mich die beſchränkte Menſchenverkrüppelung, die der launige Zufall der Geburt auf den Thron geſetzt, die Alles thun zu können glaubt, und eigentlich Nichts thun kann, Nichts thut? Ich benutze den Kaiſer, wie er mich benutzt; er wirft mich weg, ich werfe ihn weg, je nachdem Einer den Andern entbehren zu können glaubt; es beſteht eine Allianz zwiſchen uns, wie eben Allianzen zu ſein pflegen. Was kümmerte mich der Thron, wäre er nicht eine feſte Burg für meine Macht und Größe? Nicht ihm, wenn auch in ſeinem Namen, ſondern mir knechte ich die Völker, unterwerfe ich die empörten Kräfte; mir zähme ich die Staatsgewalten, unterdrücke ich

den Stolz des Adels, den Uebermuth des Reichen, das Ansehen des Priesters. Der Einfluß, den ich gewinne und behaupte, ist mein Vortheil. Der Thron dient mir, ich dem Throne. Und das Vaterland, was ist das? Ein unbestimmter Begriff, durch den sich die Menge erhitzt, ohne ihn zu fassen; eine stumme, blinde, todte Mumie, die man zum Kinderschrecken hinstellt. Das Vaterland besteht aus gewöhnlichen Menschen, die Menschen aus Schwächen; ich aber will nicht für, sondern durch die Schwächen arbeiten; das ist mein Patriotismus. Wollen Sie mir dienen?" setzte der Fürst sehr rasch hinzu.

„Nein, Ew. Durchlaucht," erwiderte der Graf.

Das Gesicht des Staatskanzlers fing an sich zu verdüstern, aber der Graf setzte ein wenig gedehnt und mit Nachdruck hinzu: „sondern mir."

Der Fürst lächelte zufrieden, als er sprach: „Ein sehr gelehriger Schüler." — — — —

Mitten in der Unterhaltung, die zwischen dem Fürsten Metternich und dem Grafen Dietpold stattfand, trat ein Kammerdiener ein, über-

reichte Jenem ein geſiegeltes Schreiben mit den Worten: „Sehr dringend, Ew. Durchlaucht!“ Der Fürſt bat um Entſchuldigung und las folgende Zeilen:

„Ew. Durchlaucht!

Es ward nach Höchſtihren Befehlen die ſtrengſte Aufmerkſamkeit dem Grafen Dippold zugewendet, und es hat ſich bereits ein namhaftes Ergebniß herausgeſtellt. Geſtern, als es dunkel geworden war, empfing der genannte Graf einen Beſuch, und zwar einen Mann von fremdartigem, ärmlichem Aeußern. Der Graf blieb mit ihm bis tief in die Nacht hinein beiſammen; ſie führten mit einander illoyale Reden und brachten Toaſte: dem Gedanken, dem Muth! Sie tranken auf ein frohes Wiederſehen mit „rüſtiger Kraft, mit ungedämpfter, heiliger Gluth.“ Alles verrieth, daß ſie in ſehr naher Verbindung mit einander ſtehen und daß ſie einen gemeinſamen Zweck verfolgen. Die Wohnung des Gaſtes iſt bis zur Stunde noch nicht ermittelt; aber es dünkte mir um ſo nothwendi-

ger und dringender, Ew. Durchlaucht obige Angabe mitzutheilen, als mir bekannt, daß der Graf Dippold zu einer Conferenz von Ew. Durchlaucht berufen iſt.

In der allertiefſten Ehrfurcht und Unterthänigkeit

Graf Sedlnitzky.

Wien, den 4. März 1836.

Der Fürſt hatte das Schreiben längſt zu Ende geleſen, als er noch immer hineinblickte, noch immer zu leſen ſchien; er benutzte dieſe Momente, um zu überlegen, wie er ſich dem anweſenden Angeklagten gegenüber benehmen ſollte. Die polizeiliche Meldung brachte den Diplomaten, wie natürlich, nicht im Mindeſten außer Faſſung; aber ſie war ihm unangenehm. Er ärgerte ſich über die Polizei, die mehr erforſcht haben wollte, als er durchſchaut. Er ſagte zu ſich ſelbſt, daß die Polizei dieſen jungen, talentvollen Mann und ſeine Zwecke unmöglich begreifen könne, und daß ſie, falls ſie den ſo eben gehaltenen Dialog zwiſchen ihm ſelbſt und dem

Grafen belauscht hätte, diesen dafür zur Verantwortung gezogen haben würde. So viel sagte sich der Diplomat zur Rechtfertigung seiner Menschenkenntniß und Beurtheilungsfähigkeit; aber andererseits verfehlte die polizeiliche Denunciation dennoch nicht, ihn zu mißstimmen, ihn mit Verdacht gegen den jungen Grafen zu erfüllen. Daher kam es, daß ein Schatten auf dem Gesichte des Ministers zurückblieb, als er das verhängnißvolle Papier bei Seite legte. Selbst der Ton seiner Stimme klang anders als vorher, als er sprach: „Sie sind also entschlossen, in den Staatsdienst zu treten?"

„Wohl, Ew. Durchlaucht!" erwiderte der Graf, indem er sich verneigte, und richtete prüfend seine Blicke auf den Fürsten, um den Grund dieser Veränderung zu erspähen.

„Sie kennen wohl die Grundsätze, die für jeden östreichischen Beamten unerläßlich sind und die er Jedem gegenüber zu bekennen hat?" frug der Minister kühl und zurückhaltend. Der Graf erschrak; er sah das gute Einvernehmen mit dem allmächtigen Staatskanzler schwanken, in Ge-

fahr, erschüttert zu werden; ein Verlust, der ihm unersetzlich und um so schmerzlicher sein mußte, als er in so kurzer Zeit so viel gewonnen, so entschiedene Fortschritte in seinem Streben gemacht hatte. „Was muß dieser Brief nur enthalten?“ war sein erster, sein nächster Gedanke. Er faßte Muth und antwortete dem Minister: „Ein östreichischer Beamter muß immer im Interesse der Regierung seine Grundsätze bekennen, oder auch verleugnen. Grundsätze gibt es für den eigentlichen Mann von Gedanken keine. Die Prüfung und Benutzung der vorhandenen Verhältnisse und Umstände, die gebieterische Nothwendigkeit dictiren die Grundsätze des Handelns und ihre Abänderungen.“

Der Minister schien nachzudenken und schüttelte zweifelnd das Haupt. „Dieser junge Mann ist ein Problem, und das ist schon sehr viel,“ murmelte er leise vor sich hin. „Es ist Ihnen also eigentlich gar nicht zu trauen?“ frug der alte Diplomat seinen Schützling.

„Ich werde thun was ich soll, Ew. Durchlaucht, und ich mache den Anfang, nicht um

meine Grundsätze, sondern um meine Gewandtheit, meine Fähigkeit zu bethätigen. Es gibt Einen Mann in der östreichischen Monarchie, der gefährlich ist."

„Der gefährlich sein könnte," fiel der Minister ein; „es ist Ludwig Kossuth."

„Er ist der durch Ew. Durchlaucht angeordneten Verfolgung entkommen; ich habe seinen Aufenthalt ausfindig gemacht, ich überliefere ihn der Verfügung Ew. Durchlaucht." —

„Sie können das?" frug der Fürst erstaunt und mit einer unverhohlenen Genugthuung, die offenbar aus der Ueberzeugung entsprang, daß er sich in dem Grafen nicht geirrt und ihn besser erkannt, als die Wiener Polizei.

„Der ungarische Agitator ist in Wien," setzte der Graf hinzu, „wohnt in der Salvatorgasse Nr. 211, vier Treppen hoch."

Der Fürst antwortete nichts weiter auf diese Mittheilung, sondern bat abermals um Entschuldigung, zog ein Blatt Papier aus dem Pult und schrieb folgende Zeilen:

„Herr Polizeipräsident!

Kossuth befindet sich in Wien, wohnhaft in der Salvatorgasse Nr. 211, vier Treppen hoch, ist sogleich festzunehmen, und ist mir von dem Erfolg des Unternehmens schleunigst Bericht zu erstatten.

Wien, den 4. März 1836.

Metternich."

Nachdem das Blatt zusammengefaltet, adressirt und gesiegelt war, klingelte der Minister seinem Kammerdiener und übergab ihm das Schreiben mit den Worten: „Dringendst an den Grafen Sedlnitzky." Der Diener flog, um zu gehorchen. Der junge Mann, Zeuge dieses Thuns, das er sich nur zu gut erklärte, ward von Entsetzen ergriffen, seine Seele erstarrte, und er hatte eine große Aufregung, eine namenlose Unruhe zu bezwingen, zu beherrschen; er bezwang, er beherrschte sie.

„Wie eilig dieser Elende einen großen Menschen dem Verderben überliefert," dachte er bei sich; aber von Außen behielt er die glatte Freundlichkeit, den Ausdruck der Ehrerbietigkeit

und Ergebenheit bei. Der Fürſt unterhielt ſich, nachdem er das dringende Geſchäft beendet, auf die liebenswürdigſte Weiſe mit ſeinem Gaſt, theilte ihm mit, wie hoch er in der Gunſt der Fürſtin ſtehe, wie es ſie ſtets freue, ihn zu ſehen, wie ſie bei jeder Gelegenheit ſeine Lobrednerin mache und wie ſie ihn ſchon oft zum Aerger der Uebrigen für den ausgezeichnetſten Cavalier erklärt habe, mit einem Worte: die Huld des Fürſten war unbeſchreiblich, ohne Grenzen; er lud den erſtaunten Grafen ein, ihm in das Gemach der Fürſtin zu folgen, und bat ihn, ſich zu jeder Zeit als einen Genoſſen des Hauſes zu betrachten. Sie fanden die Fürſtin allein und in der beſten Laune, den Gaſt zu empfangen. Das Geſpräch hatte bald einen minder bedeutenden Charakter angenommen, und es dauerte nicht lange, ſo überließ der Fürſt ſeiner Gattin ganz und gar die Sorge für die Unterhaltung des Gaſtes, und zog ſich, wie er ſagte, „auf kurze Zeit" zurück. Er wartete voll Ungeduld in ſeinem Gemach auf den Bericht der Polizei in Betreff der an Koſſuth vorzunehmenden Verhaftung. Es

war ihm zweifach wichtig, daß sich die Angabe des Grafen bestätige. Er konnte nach seiner Verurtheilung auf den Grafen, wenn er sich als ein Angeber, ein Spion bewährte, wenn er den ungarischen Agitator wirklich verrieth, mit Sicherheit rechnen, und ihn zur Ausführung eines Planes benutzen, welcher es überhaupt veranlaßt, daß er den jungen Mann sich näher brachte, — und Kossuth andrerseits weckte in ihm tiefe Besorgniß. — Vor Kossuth und seiner Begabung fühlte er eine tiefe, innere Scheu, eine Furcht, wie noch vor keinem innern Feinde, ohne daß er sich von diesem Gefühl ganz Rechenschaft zu geben vermochte; er erkannte entweder, oder er ahnte blos in Kossuth einen gewaltigen Menschen, der eine Welt zu bewegen im Stande wäre. Dem sei wie ihm wolle, der Staatskanzler wartete mit Ungeduld auf die Nachricht von der Polizei.

Es war kaum eine Stunde vergangen, als der Polizeipräsident Sedlnitzky in eigener Person sich bei dem Fürsten Metternich melden ließ, und natürlich sogleich vorgelassen, berichtete, daß

Ihre Durchlaucht über den fraglichen Magyaren nach Belieben verfügen könne.

„Wo iſt er untergebracht?“ frug der Staatskanzler, nachdem er ſeine Freude und ſeine Zufriedenheit zu erkennen gegeben.

„Vorläufig im Polizeihauſe,“ antwortete der Präſident.

„Ich will ihn ſprechen,“ erklärte der Fürſt, „und zwar ins Geheim; machen Sie das möglich.“

„Der günſtigſte Ort für die Zuſammenkunft wäre meine Wohnung, wenn es Ew. Durchlaucht beliebig wäre, ſich dahin zu bemühen.“

„Wohl, ſo mag es ſein,“ erwiderte der Staatskanzler nach kurzem Sinnen.

„Um elf Uhr Nachts,“ bemerkte wieder der Präſident, „wenn es leer und ſtill geworden in den Straßen, laſſe ich den Verbrecher in einem Wagen nach meiner Wohnung escortiren.“

„Ganz recht,“ verſetzte der Fürſt, „um halb zwölf komme ich zu Fuße dahin? Sie ſorgen dafür, Präſident, daß ſo wenig Perſonen als möglich zur Mitwiſſenſchaft gezogen werden.“

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht,“ ſprach der

Untergeordnete, und ging, die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Der Fürſt begab ſich wieder in das Gemach ſeiner Frau, wo ſich die Geſellſchaft um einige Perſonen vermehrt hatte; er theilte dem Grafen Dippold den Erfolg des polizeilichen Einſchreitens mit und ſagte ihm, als dem Urheber dieſer gelungenen Maßregeln, viel Schmeichelhaftes; er ſprach ihm von dem unbegrenzten Vertrauen, das er in ihn und ſeine Fähigkeiten ſetze, und von ſeiner eigenen Bereitwilligkeit und ſeinem Entſchluß, Beide zur würdigen Geltung zu bringen. Er forderte den jungen Mann auf, ihn des andern Tages zu beſuchen, damit ſie mit einander das Weitere über ihre künftigen Beziehungen beſprechen könnten, auch bat er, darüber nachzudenken, welcher Kreis von Wirkſamkeit ihm am meiſten zuſagte, um darnach den Ort und die Art der Wirkſamkeit zu beſtimmen. Mit dem Ausdruck des wärmſten Dankes ſchied der Graf von dem Miniſter, wie eben ein Günſtling von ſeinem Protector, wenn ihm das erſte Mal ſein Glück angekündigt wird. Grauen und Haß,

Abſcheu und Verachtung erfüllten ſein Inneres, und er ſprach zu ſich ſelbſt, als er den Palaſt des Miniſters im Rücken hatte: „Wie die Niederträchtigkeit, die er bei mir vorausſetzt, mich bei ihm empfiehlt, wie feſt ſie ihn an mich kettet! O, mein Gott, was wird er nur aus dieſem großen, edeln Menſchen machen, was wird aus dieſen kühnen, himmelfliegenden Gedanken in der Fäulniß des Kerkers, unter dem fürchterlichen Druck ununterbrochener Einſamkeit, mein Koſſuth, mein Koſſuth, was wird aus Dir!“ Es war ihm unmöglich, dieſen Abend Menſchen zu ſehen, er ging nach Hauſe und ſperrte ſich in ein Zimmer, nachdem er zuvor dem Diener nachdrücklichſt bedeutet, daß er für Niemand zu Hauſe ſein wolle.

IX.

Ludwig Koſſuth und Clemens Metternich.

Die Nacht war heraugerückt, die kühle Frühlingsnacht; keine Klänge ſchollen, keine Lichter glänzten, die Luſt des Carnevals war durch den ſtrengen Befehl der Polizei unterbrochen, daß die Stadt trauern müſſe um den geſtorbenen Kaiſer, und in Demuth gehorchend war Wien düſter und ſchweigend, ſo wie das Drängen des Tages nach Brot und Gewinn aufgehört hatte. Die Winterſchauer, die ungeſtümen Nachzügler des Winters, fegten die Straßen leer, und Wien war eine todte Stadt, als die Glocken die elfte Stunde verkündeten.

Ein einziger Fiakre rollte von dem Ende des „hohen Marktes" unter den „Tuchlauben" dahin über den „Kohlmarkt" und bog in die „Herrengasse" ein. Der Kutscher schwang nicht so vergnügt und lustig die Peitsche, er trieb die Pferde nicht zu so raschem, munterm Laufe an, wie man das an dieser Gattung von Fuhrleuten in Wien gewohnt ist, er ließ mürrisch die Pferde im trägen Trott fortschlendern; es war ihm nicht so wohl zu Muthe, wie sonst, wenn er ein schönes Stück Geld zu gewinnen im Begriffe stand.

Er hatte sich seine Passagiere im Polizeihause geholt und er sagte sich: „Das bleibt stets ein traurig Fuhrwerk, wie viel man auch dabei gewinnen mag." In dem Wagen drin saßen Kossuth, ein Polizeicommissar und zwei bewaffnete Polizeidiener, stumme Genossen für einige Minuten. Kossuth hatte sich seinem Schicksal, das er sich selber bereitet, so ganz und gar ergeben, daß er nicht einmal frug, wohin er gebracht würde, sondern ganz willen- und theilnahmlos Alles mit sich vornehmen ließ, wie es der Gewalt, die sich seiner bemächtigt hatte, gefiel. Er

IX.

Ludwig Koſſuth und Clemens Metternich.

Die Nacht war herangerückt, die kühle Frühlingsnacht; keine Klänge ſchollen, keine Lichter glänzten, die Luſt des Carnevals war durch den ſtrengen Befehl der Polizei unterbrochen, daß die Stadt trauern müſſe um den geſtorbenen Kaiſer, und in Demuth gehorchend war Wien düſter und ſchweigend, ſo wie das Drängen des Tages nach Brot und Gewinn aufgehört hatte. Die Winterſchauer, die ungeſtümen Nachzügler des Winters, fegten die Straßen leer, und Wien war eine todte Stadt, als die Glocken die elfte Stunde verkündeten.

Ein einziger Fiakre rollte von dem Ende des „hohen Marktes" unter den „Tuchlauben" dahin über den „Kohlmarkt" und bog in die „Herrengasse" ein. Der Kutscher schwang nicht so vergnügt und lustig die Peitsche, er trieb die Pferde nicht zu so raschem, munterm Laufe an, wie man das an dieser Gattung von Fuhrleuten in Wien gewohnt ist, er ließ mürrisch die Pferde im trägen Trott fortschlendern; es war ihm nicht so wohl zu Muthe, wie sonst, wenn er ein schönes Stück Geld zu gewinnen im Begriffe stand.

Er hatte sich seine Passagiere im Polizeihause geholt und er sagte sich: „Das bleibt stets ein traurig Fuhrwerk, wie viel man auch dabei gewinnen mag." In dem Wagen drin saßen Kossuth, ein Polizeicommissar und zwei bewaffnete Polizeidiener, stumme Genossen für einige Minuten. Kossuth hatte sich seinem Schicksal, das er sich selber bereitet, so ganz und gar ergeben, daß er nicht einmal frug, wohin er gebracht würde, sondern ganz willen- und theilnahmlos Alles mit sich vornehmen ließ, wie es der Gewalt, die sich seiner bemächtigt hatte, gefiel. Er

war zufrieden mit dem Verlauf der Dinge, die doch gerade so kamen, wie er sie haben wollte. Als er eingesehen, daß seine Verhaftung unvermeidlich sei, kam er nach Wien, um seinem Bundesgenossen, dem Grafen Dippold, das Verdienst der Auslieferung, das Verdienst der Angeberei zukommen zu lassen, um dadurch dessen Credit bei dem eigentlichen Chef der östreichischen Polizei, dem Fürsten Metternich, zu befestigen, um den Einfluß des Freundes zu vermehren. Wie er es in richtiger Voraussicht bemessen, so traf es zu.

Der gefangene Kossuth wurde in ein mehr als anständiges, von Lampen hell erleuchtetes Gemach in der Wohnung des Grafen Sedlnitzky gebracht. Kossuth begriff die seltsame Verfügung nicht, frug aber dennoch nicht nach dem Grunde derselben, sondern wartete ruhig und geduldig die Aufklärung von den Ereignissen ab. Die beiden Polizeidiener blieben draußen vor der Thür als Wache stehen. Der Commissar trat ein und forderte den Delinquenten auf, sich's ganz bequem zu machen. Kossuth ließ sich auf

ein üppig gepolstertes Sopha nieder. Er stützte den Kopf auf die Hand und überließ sich seinen Gedanken, ohne sich um seine Gesellschaft, den Commissar, auch nur im Mindesten weiter zu kümmern. Ermüdet von den verschiedensten Aufregungen, von dem Wechsel der heftigsten Empfindungen, von inneren Kämpfen, von Schmerzen und Leiden, die er empfand, sank er in Schlummer; der tröstendste aller Götter umspann ihn mit Ruhe, mit Vergessenheit; das Opfer seiner großen heiligen Gedanken war, wie andere Menschen sind, selig im Schlafe.

Nach einer halben Stunde, die ohne Unterbrechung verfloß, trat ein wohlbeleibter Mann mittlerer Größe, mit einem Gesichte, in welchem sich gemeine Sinnlichkeit und Verschlagenheit aussprachen, ein. Uebermuth und eine brutale Frechheit, die ebenso zur ausgelassensten, rücksichtslosesten Tyrannei, wie zur hündischen Kriecherei bereit ist, drückte sich in Gang, Haltung und Geberde, in dem ganzen Wesen dieses Mannes aus. Das Gesicht war häßlich; eine rothgetrunkene Riesennase sprang unter kleinen, tie-

chenden Augen jäh hervor; runzelig ſchwammige Wangen, eine niedrige Stirn, ein im Wachsthum plötzlich gehindertes Kinn breiteten ſich harmoniſch um dieſe Naſe; der Mund war unverhältnißmäßig breit und ließ ſchmutzig angefaulte Zähne ſehen; der Kopf war mit einer dichten braunen Perrücke bedeckt. Es war der Polizeipräſident Sedlnitzky. Er warf einen Blick der Verachtung und des Zornes auf den ſchlafenden Magyaren; er winkte dem Commiſſar, der ſich ehrerbietig von ſeinem Sitze erhoben. Dieſer mußte auf dieſes Zeichen vorbereitet geweſen ſein, denn er frug, er forſchte nicht weiter, ſondern entfernte ſich. Man hörte nun draußen Schritte von drei Männern, die bald verhallten. Die Wache wurde offenbar an einen andern Poſten geſtellt. Als die Schritte verſchollen waren, verließ der Polizeipräſident das Zimmer, kehrte jedoch bald wieder einem Andern folgend zurück, der in der Haltung und mit der Sicherheit eines Mannes auftrat, welcher gewohnt iſt, zu gebieten, zu regieren, jedem ſeiner Winke Folge leiſten zu ſehen. Es war, wie Jeder, der dieſe Zei-

len ließ, erräth, der Fürſt Metternich. Er war in einer einfachen Civilkleidung, ohne das geringſte Abzeichen ſeines Ranges.

Er blieb ſtehen und betrachtete durch eine Lorgnette aufmerkſam, mit großer Theilnahme den ſchlafenden Agitator. „Nicht unintereſſant; die Stirn beunruhigend, ſagte der Fürſt Eſterhazy; es iſt wahr — und doch ein Thor," murmelte der Fürſt vor ſich hin. Er wandte ſich an ſeinen Begleiter mit den Worten: „Dieſer Menſch ſchläft ſo gut, als ſtände ihm gar nichts bevor, das an ein großes Unglück mahnte."

„Er denkt vielleicht, Ew. Durchlaucht laſſen ihn zum Spaß feſtnehmen," erwiderte der Präſident.

„Wie gefällt er Ihnen, Graf?"

„Gut genug für den Galgen," lautete die brutale Antwort.

Die Blicke der beiden Miniſter ruhten auf dem Schläfer; an ſeiner Seele mußten düſtere Bilder vorbeigezogen ſein, denn der Schmerz war deutlich auf ſein blaſſes Antlitz getreten. Als die beiden Gewalthaber ihn fixirten, fuhr

er hastig aus dem Schlafe empor, und als er die zwei Männer erblickte, die noch immer dastanden und ihn betrachteten, schauderte er und rieb sich die Augen, wie Jemand, der seiner Sehkraft mißtraut; er sah wieder und wieder nach den beiden Gestalten, von denen eine ihm aus Portraits bekannt und geeignet war, ihm das Bezweifelte seiner Lage in seiner ganzen Ausdehnung in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Der Fürst Metternich," lispelte er unvernehmlich, „und der Andere, wie unerquicklich, wie abscheuerregend;" er erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich und blieb, die Augen fest auf seinen durchlauchtigen Gegner gerichtet, stehen. Der Staatskanzler mochte diese Situation nicht sehr behaglich finden und machte ihr mit der ihm eigenen Gewandtheit ein Ende.

„Wissen Sie wer ich bin, Herr Kossuth?" frug er.

„Wohl, Ew. Durchlaucht."

„Haben Sie mich schon einmal gesehen?"

„Nein, Ew. Durchlaucht, aber das Bildniß

des Fürsten Metternich — und ich habe mir diese Züge gemerkt."

„Ich komme selbst mit Ihnen zu reden."

„Sehr viel Ehre, sehr viel Hoffnung für mich, Ew. Durchlaucht."

„Verlassen Sie uns, Präsident," sprach der Fürst leise, für den Dritten unvernehmlich, zu seinem Begleiter, und dieser entfernte sich, nachdem er zuvor einen Blick des Unwillens auf den Magyaren geworfen, auf dessen Person man seines Erachtens viel zu viel Gewicht legte. Währenddem der Polizeipräsident sich entfernte, blieb das Gespräch unterbrochen und standen sich der Minister und der Agitator mit stolzen, prüfenden, tief eindringenden Blicken entgegen.

Der Fürst Metternich glaubte, daß *er*, der Mächtige, der über das Schicksal von Millionen entscheiden und der den Mann, der vor ihm stand, wie einen Wurm zertreten konnte, ohne daß irgend Jemand, der des Weges kommt, fragen würde, „warum" — daß er diesem Manne überlegen sei. Der Andere aber, getragen von seinen Gedanken, durch die Größe des selbstver-

hängten Unglücks unabhängig und furchtlos, frei durch ſeinen feſten Willen, durch ſeinen Muth und ſeine Opferungsfähigkeit, vermöge ſeiner Selbſtbeſtimmung ohne Rückſicht, ohne Zagen, fühlte ſich bei weitem höher als der dienſtwillige Knecht einer Dynaſtie, als der allmächtige Vertreter eines abſterbenden Syſtems, alterſchwacher Principien, die bei den leiſeſten Erſchütterungen den Geiſt aufgeben müſſen. So ſtanden ſich die beiden Männer ſchweigend gegenüber, bis die Thür hinter dem Polizeipräſidenten zuſchlug, bis ſie allein waren. Jeder hielt ſich für den Meiſter des Andern.

„Ich kam zu Ihnen," begann der Staatskanzler alsbald, „aus einer unerklärlichen Laune, aus Caprice, ich wollte einmal ſo einen Mann ſprechen hören, der, verzeihen Sie den Ausdruck, ſo thöricht iſt, als ein Einzelner mit einer Macht, ſo feſt gegründet, ſo tief wurzelnd, wie die öſtreichiſche Regierung, anzubinden; es gelüſtete mich einmal einen ſolchen Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, der die Augen ſchließt und

ſich dann, wie ein Kind in's Waſſer, mit einem Sprung in's Verderben ſtürzt."

„Ew. Durchlaucht, ich bin in Ihrer Gewalt," gab Koſſuth zurück.

„Dachten Sie daran nicht früher, daß Sie in meiner Gewalt ſind?"

„Wohl, Ew. Durchlaucht, ich kannte Ihre Macht, wie ich ſie jetzt kenne."

„Und dennoch?"

„Und dennoch, Herr, that ich was mein Beruf; auf einer Seite muß ein Mann ſtehen; ich ſtellte mich auf die Seite, wo es gefährlich iſt, aber nicht etwa aus Bravour, ſondern weil ich auf der andern nicht ſtehen konnte."

„Haben Sie ſich zu einem Dienſt gemeldet und iſt Ihnen die begehrte Stelle verweigert worden?" frug der Miniſter, der die Erklärung Koſſuth's mißverſtand.

„Nein, Ew. Durchlaucht, ich bin nicht ſo unglücklich geweſen."

„Warum ſollten Sie nicht auf der Seite ſtehen können, wo Erfolg und Glück iſt? Warum ſollten Sie die Zahl der Untergehenden, der Ver-

blendeten, Zermalmten vermehren müssen? Es ist Schade um Sie, ich muß Ihnen bekennen, daß es mir leid thut um Ihre Fähigkeiten. Benutzen Sie diese Theilnahme des Fürsten Metternich, retten Sie sich. Noch können Sie es, vielleicht einen Augenblick später und das Gewicht seiner Macht fällt schwer, schonungslos, erdrückend auf Ihr Haupt und Sie sind verloren."

„Retten? wie kann ich mich retten?" frug der Agitator.

„Führen Sie sich die Dinge vor die Augen, wie sie eben sind, und benutzen Sie die unerwartete, unverdiente Gunst des Schicksals. Es ist ein unverzeihlicher Fehler, Unausführbares zu beginnen. Sie haben ihn begangen, diesen Fehler."

„Ew. Durchlaucht sind so gnädig gegen mich, folglich bin ich gerettet. Weder Ihre Gnade, noch Ihre Strenge braucht der Rechtfertigung; und was kann ein einzelner Mensch der fest gegründeten Macht verschlagen? Geben Ew. Durchlaucht mich frei," sprach Kossuth.

„Nehmen Sie also das Bekenntniß, daß Sie gefährlich wären, wenn man Sie nicht vernichten könnte; blos weil man dies kann, sind Sie es nicht. Sie hätten sogar Recht, wenn Sie nicht so schwach und ohnmächtig wären, Sie sind es aber und haben Unrecht. Also ist es räthlich und vernünftig umzukehren, wenn die Möglichkeit dazu geboten ist, und die biete ich Ihnen. Glauben Sie mir, der Fürst Metternich ist kein zweites Mal so mild.“

„Erlauben Ew. Durchlaucht die Frage, ob ein Mann umkehren kann von dem entschieden mit Bewußtsein eingeschlagenen Weg, ob das nicht so viel heiße, als aufhören zu sein? Ich erlaube mir die Frage, ob der Fürst Metternich umkehren könnte, wenn ihn die Umstände, die Verhältnisse dazu zwängen?“ Das Gesicht des Staatskanzlers ließ Unzufriedenheit mit dieser verwegenen Frage merken und der Magyar fuhr fort: „Ew. Durchlaucht verzeihen, daß ich Sie mit mir vergliche, allein sie sind doch ein Mensch und ich bin ein Scheidender vom Leben, für den der Glanz der Erde nichts mehr gilt.“

„Sie sind verloren, Sie haben zu leben aufgehört," erklärte mit Nachdruck der Minister, „wenn Sie beharren; schlimmer verloren, als wenn sie abweichen. Es ist wahr, daß wenn Sie den eingeschlagenen Weg verlassen, der alte Kossuth gestorben ist, aber ein neuer, glücklicherer lebt an seiner Stelle. Kehren Sie aber nicht um, so sterben Sie ganz und nichts bleibt von Ihnen übrig, nicht einmal eine Erinnerung; Sie wissen, wie leicht ein verschwundener, ein abgetretener Mensch vergessen wird. Ist da noch zu säumen mit der Wahl?

Kossuth blieb gänzlich unberührt von diesem Argument, so eindringlich es auch war; er hatte gewählt und er war der Mann, den keine Macht der Erde, keine Macht des Himmels von seiner Wahl zurückbringen konnte. Trotz dieser fürchterlichen Drohung und Aufmunterung bewegte sich nichts in seinen Zügen, das Angst und Hoffnung ähnlich sah.

„Sterben, verschwinden, wie eine Dolde, die ein Lufthauch weggeschüttelt, ist wohl bitter, Ew. Durchlaucht," nahm er das Wort, „aber was

bleibt dem zu thun übrig, der nicht leben und nicht ſterben kann?"

Der Staatskanzler hielt dieſe Worte für den Ausdruck des Schwankens und ſprach wie folgt: „Ich will für einen Augenblick vergeſſen, daß ich der Fürſt Metternich bin und mit Ihnen wie ein Gleicher mit dem Gleichen reden. Sie gehen aus dieſer Stube, entweder, um mich nie oder als Ihren Gönner zu ſehen; wir wollen alſo wie zwei Menſchen, die vom Schickſal gleich bedacht ſind, mit einander reden; es iſt mir einmal in den Kopf gekommen, Sie zu begünſtigen. Setzen Sie ſich." Er ſelbſt nahm auf dem Sopha Platz.

„Dir, Knecht, zeige ich meine Seele nicht" dachte Koſſuth, als er dem Beiſpiele des Fürſten folgte.

„Ich lege Werth auf Sie," begann hierauf wieder der Miniſter, „natürlich, ich hätte es ſonſt nicht der Mühe werth gefunden, hierher zu kommen und mit Ihnen zu reden; ich hätte Sie dahin geſchickt, wohin viele Schwärmer vor Ihnen gebracht wurden. Aber Sie gehören nicht

zu denen, die keine Augen haben für Dinge, die vorhanden sind und die von Thatsachen abstrahiren, die sich nicht wegleugnen lassen. Sie sind gefährlicher als jene, könnten aber auch bei weitem nützlicher sein. Wollen Sie nicht lieber auf einer Seite stehen, wo Sie was ausrichten durch Ihre Fähigkeit, nicht nur für sich, sondern auch für Andere, als dort, wo Sie nichts Anderes durchsetzen, als sich zu verderben."

Und Kossuth hierauf: „Weil ich die Dinge prüfe und die Verhältnisse erwäge, weil ich die Thatsachen in Rechnung bringe, hege ich die Ueberzeugung, daß anders regiert werden müsse, als der Kaiser Franz bis jetzt regiert hat; erkenne ich, daß Ungarn mehr zu erreichen im Stande ist, als ihm bis jetzt zuerkannt worden. Denn Ungarn hat zwei Anhaltspunkte, einen alten und einen neuen, die Tradition und die Aufklärung, das geschichtliche und das natürliche Recht; es hat somit zwei Chancen, auf welche hin etwas durchzusetzen ist. Ew. Durchlaucht müssen mich verstehen. Nicht als glaubte ich, daß eines dieser Rechte oder auch ein anderes als solches Ih-

nen oder irgend einem anderen Kabinette gegenüber ſich geltend machen könnte, nicht als ob ich wähnte, daß vorkommenden, möglichen Falls die öſtreichiſche Regierung, wenn es ihr dienlich erſcheint, nicht des hiſtoriſchen wie des natürlichen Rechtes ſpottet, jenes wie dieſes mit Füßen tritt; nicht als ob ich wähnte, die öſtreichiſche Regierung werde nicht nöthigenfalls über den Haufen werfen, was ſie eben kann, ohne Rückſicht auf irgend eine andere Berechtigung, als den erfolgreichen Widerſtand, den ſie findet. Darüber, Ew. Durchlaucht, bin ich vollkommen im Klaren, aber ich glaube, eben dieſer Fetzen von einer Conſtitution, wie man es am Hofe heißt, iſt weit ſchwerer zu zerreißen, als die Kette, welche Ungarn an Oeſtreich bindet, ſchwerer als die Freiheit der Franzoſen von Anno 30, als das Glück der Familien, ſo ſchwer faſt, wie die pragmatiſche Sanction. Ew. Durchlaucht, der ungariſche Bauer, der wie ein zahmer Ochſe, und noch ſchlimmer, im Joche ſeines Gutsherrn, geduldig zieht, griffe, plötzlich wild gemacht, zum Schwert für das Stück vergilbten

Pergaments, deſſen Inhalt ihm ſo fremd, wie die ewigen Geſetze der Welt, die er ohne Weiteres ausſtreichen läßt; dieſes vergilbte Pergament, das man die ungariſche Conſtitution nennt, iſt die Fahne, die von den Fäuſten der ganzen Nation feſtgehalten wird. Der ſchnurrhärtige Magnat, der ſeinen goldgeſtickten Atillo ſo gern in der Sonne des Hofes flimmern ſieht, und der noch immer eine Thräne vergießt, wenn er ſich des begeiſterten Ausrufes ſeiner Väter erinnert: Moriamur pro rege nostro! derſelbe Magnat könnte, wenn ſie an ſein Pergament taſten zum Republikaner werden und die königlichen Inſignien des heiligen Stephan in die Donau werfen, damit ſie auf immer fortgeſchwemmt und im Meer verſenkt werden. Ew. Durchlaucht wiſſen das Alles. Laſſen Sie alſo unſere Conſtitution eine Wahrheit werden und mein geringes Talent, mein geringer Einfluß hat aufgehört, gegen Sie zu ſein."

„Für ſich verlangen Sie nichts?" frug der Fürſt halb ironiſch.

„Nichts!" antwortete der Agitator.

Also doch ein Schwärmer!"

„Sollte ich mein Auskommen nicht finden können, werde ich mich an Ew. Durchlaucht mit der Bitte um eine Anstellung wenden," gab Kossuth zurück.

„Warum das nicht gleich?"

„Weil ich weder gehorchen noch befehlen will, weil ich keinen Ehrgeiz besitze, und die Ruhe, vorausgesetzt, daß sie kein Verbrechen ist, einem inhaltreichen, bewegten Leben vorziehe."

„Ein Mann mit solchen bürgerlichen Tugenden, und ein Hochverräther!" meinte halb ernst, halb scherzhaft der Minister.

„Hochverräther bin ich ja nur in den Augen des Fürsten Metternich; aber nicht des Mannes, der neben mir sitzt, und als ein Mensch mit einem Menschen spricht," versetzte Kossuth.

„Fassen Sie mich nicht falsch auf," fiel rasch der Fürst ein. „Glauben Sie ja nicht, daß etwa eine weiche Menschlichkeit mich überkommen, und daß ich unter dem Einflusse eines milden Gefühls zu Ihnen kam, um Sie zu retten. Sie sind ein Talent, und das wollte ich mir erhal-

ten. Gelingt es nicht, so vernichte ich Sie um so gewisser, je größern Werth ich auf Ihre Begabung lege. Entweder der Hochverräther Kossuth wird lebendig begraben, oder der loyale dient meiner Sache."

„Ich bin zu Ihren Diensten unter der gestellten Bedingung," sprach Kossuth.

„Sie sollen hierauf Antwort haben," versetzte der Minister. „Die Zügel der Regierung sind jetzt ganz in meiner Hand. Ist es denkbar, daß sich der Fürst Metternich an ein Stück Papier kehre, wenn es gilt, seine Macht zu vergrößern? Darum müssen Sie von dem Schauplatze des Kampfes verschwinden, weil der Lappen Papier so viel Bedeutung hat, und Ihnen einen festen Anhaltspunkt bietet. Und Ihnen folgen Sie Alle nach, die dasselbe thun wie Sie, und in unsern Gefängnissen ist Platz für Viele, und um aufrichtig zu sein, sage ich Ihnen, daß man nöthigenfalls noch anders aufräumt. Was Constitution! Die ist ewig eine Lüge nach der einen oder andern Richtung hin. In England ist sie ein Hohn für das Königthum, in Frank-

reich für das geckenhafte, eingebildete Volk. In Ungarn will ich sie ganz ausstreichen, oder sie soll so zur Lächerlichkeit werden, daß sich ordentliche Leute ihrer schämen; denn ich halte das Scepter im Namen des Königthums! Und wird diese Constitution von den Fäusten der ungarischen Nation gehalten, so gibt es Mittel, diese Fäuste zu zertrümmern. In Ungarn sind die Kräfte gespalten und leicht zu überwältigen; wir haben schon größere Schwierigkeiten überwunden, ohne zu weichen."

„Wahr! wahr!" sprach der Agitator zu sich; dem Minister gegenüber verharrte er in Schweigen.

„Verlassen Sie die Seite," fuhr der Minister fort, „auf die Sie sich gestellt, es ist dort nichts zu holen; ich spreche mit Ihnen so offen, wie ich es vielleicht noch nie gethan, ich weiß es nicht, warum; vielleicht weil ich auf jener Höhe stehe, wo zu verbergen und zu verhüllen überflüssig ist. Ich bin Kaiser von Oestreich. Warum wollen Sie die Gunst des Schicksals von sich weisen?"

ten. Gelingt es nicht, so vernichte ich Sie um so gewisser, je größern Werth ich auf Ihre Begabung lege. Entweder der Hochverräther Kossuth wird lebendig begraben, oder der loyale dient meiner Sache."

„Ich bin zu Ihren Diensten unter der gestellten Bedingung," sprach Kossuth.

„Sie sollen hierauf Antwort haben," versetzte der Minister. „Die Zügel der Regierung sind jetzt ganz in meiner Hand. Ist es denkbar, daß sich der Fürst Metternich an ein Stück Papier kehre, wenn es gilt, seine Macht zu vergrößern? Darum müssen Sie von dem Schauplatze des Kampfes verschwinden, weil der Lappen Papier so viel Bedeutung hat, und Ihnen einen festen Anhaltspunkt bietet. Und Ihnen folgen Sie Alle nach, die dasselbe thun wie Sie, und in unsern Gefängnissen ist Platz für Viele, und um aufrichtig zu sein, sage ich Ihnen, daß man nöthigenfalls noch anders aufräumt. Was Constitution! Die ist ewig eine Lüge nach der einen oder andern Richtung hin. In England ist sie ein Hohn für das Königthum, in Frank-

reich für das geckenhafte, eingebildete Volk. In Ungarn will ich sie ganz ausstreichen, oder sie soll so zur Lächerlichkeit werden, daß sich ordentliche Leute ihrer schämen; denn ich halte das Scepter im Namen des Königthums! Und wird diese Constitution von den Fäusten der ungarischen Nation gehalten, so gibt es Mittel, diese Fäuste zu zertrümmern. In Ungarn sind die Kräfte gespalten und leicht zu überwältigen; wir haben schon größere Schwierigkeiten überwunden, ohne zu weichen."

„Wahr! wahr!" sprach der Agitator zu sich; dem Minister gegenüber verharrte er in Schweigen.

„Verlassen Sie die Seite," fuhr der Minister fort, „auf die Sie sich gestellt, es ist dort nichts zu holen; ich spreche mit Ihnen so offen, wie ich es vielleicht noch nie gethan, ich weiß es nicht, warum; vielleicht weil ich auf jener Höhe stehe, wo zu verbergen und zu verhüllen überflüssig ist. Ich bin Kaiser von Oestreich. Warum wollen Sie die Gunst des Schicksals von sich weisen?"

„Gunst des Schicksals!“ wiederholte der Agitator.

„Sie finden ein Amt, eine Stellung, einen Wirkungskreis, Lohn und Vortheil, weitere Aussicht. Ist das nicht unermeßlich viel für einen Mann, den der Zufall hintangesetzt!“

„Ich und wieder Ich,“ erwiderte Kossuth. „Was aber wird mit Ungarn, dem Lande, das mir am Herzen liegt, weit mehr als mein Schicksal?“

„Wer sind Sie, daß Sie sich vermessen wollen, Länder in Ihr Herz zu schließen? Wer hat die Aufgabe in Ihre Hände gelegt, für Nationen Sorge zu tragen?“

„Ich bin ein Bürger jenes Landes, Herr Staatskanzler, bis zur Stunde noch nicht entmannt, erniedrigt, zum Sclaven ohne Muth und Willen erniedrigt; ich habe bis zur Stunde noch nicht aufgehört, ich zu sein, mir selber treu, von mir allein abhängig, und ich habe mir die Aufgabe gestellt.“

„Was wird aus Ungarn, wenn Sie aus der Welt verschwinden, wie ein verschollener Laut?“

ſprach Metternich. „Was wollen Sie halten und ſtützen, der ſich ſelbſt nicht halten und ſtützen kann, den ein Wort aus dieſem Munde zum Schatten macht, ohne alle Bedeutung und Weſen. Sie ſind nicht mehr, Herr Koſſuth, ſo wie ich es ſage, und Sie wollen für das Heil der Nationen ſorgen! Sorgen Sie für ſich; es iſt ſehr viel, daß Sie es noch können!“

„Ohne Schwärmerei und Abſpannung betrachtet, Ew. Durchlaucht,“ ſprach Koſſuth ruhig und feſt, „dünken mir die Dinge anders, als Ihnen. Es arbeitet etwas gegen Sie, das Sie verachten und gering ſchätzen, und das doch Ihr Syſtem umſtürzt und Sie mit ihm.“ Der Redner ſchien in ſeinem Sinnen verloren, und als ſehe er die Zukunft, fuhr er fort: „Sie werden an der Neige Ihrer Jahre eine Welt vor ſich zertrümmern ſehen, an deren Erhaltung Sie Ihre Kraft, Ihr Leben gewendet. Aus dieſer Ordnung, die Sie als ein großer Meiſter, als ein großer Rechner erhalten, werden Sie eine Zerrüttung entſtehen ſehen, mit Ihren Augen noch ſehen, welche die ganze große Summe Ih-

rer Vergangenheit ausstreicht, und dieses traurige Ergebniß, diese Verrechnung wird und muß Ihnen nahe gehen, Sie mögen die Dinge nehmen wie Sie wollen. Es kann kein schlimmeres Geständniß für einen Staatsmann geben, welcher Partei, welcher Richtung er auch angehören mag, als wenn er sich sagen muß: ich habe mich geirrt, und Ew. Durchlaucht, das ist meine vollkommene Ueberzeugung, die ich mit nüchternem Sinne den Dingen entnehme: Ew. Durchlaucht irren sich. In diesem Zustande, wie Sie es wollen, kann die Gesellschaft nicht erhalten werden, oder es ist ein Glück, man wird aus ihr hinausgestoßen und wäre es auch in einen Kerker oder in ein Grab. Ew. Durchlaucht verrechnen, irren sich; man kann die Christusse, aber nicht das Christenthum kreuzigen, und die einfache Wahrheit, die kunstlose Logik des Jahrhunderts muß noch weit mächtiger und wirksamer sein, als die Idee des Christenthums, die von der Welt doch nur so eifrig erfaßt wurde, weil sie keine andere hatte. Die einfache Wahrheit wird und muß Sie besiegen,

Herr Staatskanzler; warum ſollte ich mein Schickſal an das Ihrige knüpfen!"

„Sie ſind doch nur ein gewöhnlicher Schwärmer. Sie ſprechen auch wie die Andern von dem Gedanken, dem unſichtbaren Geſpenſt, der ohne Träger, ohne Vertreter nichts iſt; Sie ſind auch clairvoyant und ſehen wunderbare Dinge in der Zukunft, Sie ſchließen die Augen, um zu ſchauen und zu erkennen und überſehen die wirklichen Thatſachen, denen doch einzig und allein zu glauben iſt. Herr Koſſuth, zwei Revolutionen in Frankreich wurden unterdrückt, das gibt ein wahrhaftes Zeugniß; Herr Koſſuth, ein Napoleon wurde unter dem Gewicht der beſtehenden Verhältniſſe getödtet, das beweiſt wohl ihre Kraft und ihre Feſtigkeit; Herr Koſſuth, die Menſchen, ſehen Sie ſich dieſe an in der Kaſerne und im Bureau, im Comptoir und auf der Puſta, in der Hütte und im Palaſt, dann rechnen Sie und wenn Sie etwas Anderes herausbringen als Beſtand der Dinge, wie ſie eine mächtige Hand ordnet, ſo ſind Sie ein Stümper im Rechnen und ich habe mich in Ihnen ſo ſehr

geirrt, daß ich Sie schon deswegen aufgebe, um meinen Irrthum gut zu machen."

„Sind die zwei Revolutionen todt? Sind die Elemente derselben gestorben?" frug Kossuth.

„Wohl," antwortete Metternich, „die materielle Lebensfrage hat sie verschlungen. Die Gedanken der Revolutionen leben wohl in einzelnen Köpfen, allein der Zündstoff für diese Funken fehlt; sie fallen auf unentzündliche Lebensgeister, die sich fristen und nähren wollen. Panem et Circenses! schreien die Völker: das ist ihre Freiheit und Gleichheit. Vergebliche Mühe, sie aus dem Kreis ihres engen Strebens herauszuheben, und sie in großen Dimensionen wirken zu lassen! Sie verrechnen sich, mein Freund, weil Sie die Pusten, Gehöfte, Wirthschaften mit Kossuth's bevölkert glauben; wir calculiren recht, weil wir die unter uns, als unter uns gehörend betrachten. Herr Kossuth, stehen die Sachen nicht so?"

„Nein, Ew. Durchlaucht," erwiderte rasch und entschieden der Agitator; „denn Sie hätten als Minister Ludwig XVI. vor dem Jahre des

Heils 1789 auch so gesprochen; die Ereignisse von damals waren weit unwahrscheinlicher als die, welche kommen werden, kommen müssen. Es gibt auch ein Gespenst, welches blos Clairvoyants sehen, und welches von den größten Staatsmännern, wie der Fürst Metternich, unbemerkt bleibt. Ew. Durchlaucht, heißt das nicht nach Thatsachen urtheilen?"

„Ein Fürst Metternich hätte die Revolution von 1789 ebenfalls unterdrückt," erklärte der Staatskanzler mit großer Selbstgefälligkeit.

„Gegen diesen Glauben überlasse ich der Zeit Einsprache zu thun; sie wird es auch, ich bin dessen gewiß. Jedenfalls können Sie sich so gut irren, wie ich, und ich will doch lieber an meinem, als an Ihrem Irrthume zu Grunde gehen," erklärte Kossuth.

„Sie weisen mein Anerbieten zurück?" frug der Minister.

„So thue ich, Ew. Durchlaucht," antwortete Kossuth.

„So werfe ich Dich zu den Todten," murmelte der Minister leise, unvernehmlich vor sich

hin. Er ſtand auf, Koſſuth that ein Gleiches. „Gute Nacht, Herr Koſſuth," ſprach der Staatskanzler, indem er ſich höflich verbeugte. Der Agitator erwiderte ernſt und ſchweigend den Gruß.

Der Fürſt wandte ſich eben zum Gehen, als der Polizeipräſident blaß, zitternd, ganz außer ſich in das Gemach ſtürzte und die Worte ſtammelte: „Ew. Durchlaucht, die ganze Straße iſt von Leuten voll gefüllt, ihre Zahl wächſt immer mehr an, ſie führen Gott weiß was im Schilde!"

„Faſſen Sie ſich, Herr Polizeipräſident," ſprach der Staatskanzler mit einem ſtrengen, mahnenden Blick; darauf ſah er mitleidig, mit Verachtung den Agitator an, und ging an's Fenſter; er ſchob den Vorhang ein wenig bei Seite und muſterte eine verſammelte Menge, die ſchweigend daſtand, ohne recht zu wiſſen, was ſie eigentlich hier wollte. „Der Fürſt Metternich! Der Fürſt Metternich!" ſcholl es nun durch den ganzen Haufen, von denen Einige den allmächtigen Miniſter erkannten. Der Fürſt verließ das Fenſter wieder, und wandte ſich an den noch immer

zitternden Präsidenten mit den Worten: „Was gibt es da zu fürchten? die da unten wollen blos gaffen, die Neugierde hat sie hergebracht, ein gegebener Befehl wird sie zerstreuen. Sie aber sind unfähig, Etwas zu unternehmen, schicken Sie mir den Commissar.“ Der Graf Sedlnitzky verließ das Zimmer. Die Menge in der Straße fing an unruhig zu werden, sie schrie, sie lachte, sie tobte.

„Ist das Ihr Werk?“ frug der Minister den Magyaren.

„Nein,“ antwortete Kossuth.

„Ich glaube es Ihnen,“ versetzte der Minister, und erwartete schweigend den Commissar. Dieser mußte in einem ganz abgelegenen Theile des Hauses geweilt haben, denn es dauerte eine ziemliche Weile, bis er erschien. Endlich kam er. Er trat äußerst befangen ein; allein es war nicht zu entscheiden, ob die Gefahr von außen, oder die Autorität von Innen diese Wirkung hervorbrachte.

„Wissen Sie, was vorgeht?“ frug der Fürst den Commissar.

„Zu Dienſten, Ew. Durchlaucht.“

„Gehen Sie hinunter und ermahnen Sie die zuſammengerottete Menge, im Namen des Geſetzes, ſich zu zerſtreuen.“ Der Commiſſar verfärbte ſich, verbeugte ſich aber tief, ſehr tief, und ging, den Befehl ſeines Oberherrn zu vollführen. Es dauerte nicht lange, ſo ſchwieg draußen die Menge, und die ermahnende Stimme des Commiſſars ſcholl bis in das Zimmer herauf, wo der Miniſter und der Agitator in ſichtbarer Ruhe ſchweigend daſtanden, das Ende des ihnen geringfügig ſcheinenden Vorfalls abwartend.

„Was wollen Sie hier?“ haranguirte der Commiſſar, „warum beunruhigen Sie in dieſer nächtlichen Stunde die Stadt?“

„Was wollen Sie hier, warum beunruhigen Sie uns in dieſer ſpäten Stunde!“ rief Einer aus dem Haufen, und dieſer brach nun in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Sie machen Witze!“ ſprach der Fürſt zu ſeinem Zimmergenoſſen.

Der Angeredete nickte bitter lächelnd mit dem Kopfe.

Der Haufe wurde wieder ſtill, und der Commiſſar ſchrie:

„Wiſſen Sie, was die erſte Pflicht eines guten Bürgers?“

„Ruhe! So laſſen's uns in Ruh!“ rief wieder Einer aus dem Haufen, und der Haufen lachte wieder, daß die Straße erdröhnte.

„Die ſind nicht gefährlich!“ ſprach Metternich.

„Wahrlich, nein!“ erwiderte Koſſuth, „aber ſie können gefährlich werden,“ fügte er hinzu; „und Ew. Durchlaucht, es könnte ein Mal eine weit größere Schaar, und ohne Scherz vor Ihr Fenſter treten, mit einem Ernſt, der auch Ihren Muth erſchüttern dürfte!“

Der Fürſt lächelte, als er ſprach: „Wozu habe ich Soldaten und Bajonnette, die beide blind gehorchen!“

„Soldaten und Bajonnette können auch verſagen,“ verſetzte Koſſuth.

„Hören Sie, hören Sie!“ ſchrie der Commiſſar, und nach und nach trat wieder Stille ein. „Als gute Bürger müſſen Sie die Geſetze achten,

„Zu Dienſten, Ew. Durchlaucht.“

„Gehen Sie hinunter und ermahnen Sie die zuſammengerottete Menge, im Namen des Geſetzes, ſich zu zerſtreuen.“ Der Commiſſar verfärbte ſich, verbeugte ſich aber tief, ſehr tief, und ging, den Befehl ſeines Oberherrn zu vollführen. Es dauerte nicht lange, ſo ſchwieg draußen die Menge, und die ermahnende Stimme des Commiſſars ſcholl bis in das Zimmer herauf, wo der Miniſter und der Agitator in ſichtbarer Ruhe ſchweigend daſtanden, das Ende des ihnen geringfügig ſcheinenden Vorfalls abwartend.

„Was wollen Sie hier?“ haranguirte der Commiſſar, „warum beunruhigen Sie in dieſer nächtlichen Stunde die Stadt?“

„Was wollen Sie hier, warum beunruhigen Sie uns in dieſer ſpäten Stunde!“ rief Einer aus dem Haufen, und dieſer brach nun in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Sie machen Witze!“ ſprach der Fürſt zu ſeinem Zimmergenoſſen.

Der Angeredete nickte bitter lächelnd mit dem Kopfe.

Der Haufe wurde wieder ſtill, und der Commiſſar ſchrie:

„Wiſſen Sie, was die erſte Pflicht eines guten Bürgers?“

„Ruhe! So laſſen's uns in Ruh!“ rief wieder Einer aus dem Haufen, und der Haufen lachte wieder, daß die Straße erdröhnte.

„Die ſind nicht gefährlich!“ ſprach Metternich.

„Wahrlich, nein!“ erwiderte Koſſuth, „aber ſie können gefährlich werden,“ fügte er hinzu; „und Ew. Durchlaucht, es könnte ein Mal eine weit größere Schaar, und ohne Scherz vor Ihr Fenſter treten, mit einem Ernſt, der auch Ihren Muth erſchüttern dürfte!“

Der Fürſt lächelte, als er ſprach: „Wozu habe ich Soldaten und Bajonnette, die beide blind gehorchen!“

„Soldaten und Bajonnette können auch verſagen,“ verſetzte Koſſuth.

„Hören Sie, hören Sie!“ ſchrie der Commiſſar, und nach und nach trat wieder Stille ein. „Als gute Bürger müſſen Sie die Geſetze achten,

und ich fordere Sie im Namen des Geſetzes auf, ſich zu zerſtreuen und nach Hauſe zu gehen."

„Wir fordern Sie im Namen des Geſetzes auf, ſich zu packen, und nicht ſo dumm zu ſein!" ſchrie Einer dem Commiſſar entgegen, und ein betäubendes Gebrülle folgte dieſem Aufrufe. Nun wurde Witz auf Witz gemacht und es wuchs der Tumult.

„Dieſes Mittel verfängt nicht, es iſt gar zu zahm," äußerte der Miniſter, „ſie brauchen einen kräftigern Trank."

„Der Fall iſt durchaus nicht bedenklich, Ew. Durchlaucht, ein minder energiſcher Arzt, als Sie, würde abhelfen, aber die Zeit wird kommen, da Sie Gelegenheit haben werden zu zeigen, wie viel ſie ausrichten können," erklärte Koſſuth.

Der Commiſſar hatte den ihm ertheilten Befehl vollführt, und da er keine weiteren Inſtruktionen hatte, kehrte er zurück, um dieſe einzuholen. Er trat in das Zimmer, und nachdem er ſich devoteſt verbeugt, berichtete er, daß ſeine Aufforderung und Ermahnung nichts weiter, als Spott und Gelächter der Menge bewirkt.

„Begeben Sie sich in die Kanzlei des Herrn Polizeipräsidenten," gebot Metternich, „holen Sie von dort die Aufruhrakte und begeben Sie sich abermals hinunter zu der versammelten Menge, lesen Sie diese mit lauter, kräftiger Stimme vor, und ich glaube, daß Sie durch diese Lection mehr wirken werden, als durch Ihre Originalberedtsamkeit." Der blasse, zitternde Commissar ging an die Ausführung der erhaltenen Befehle.

Die Menge lärmte fort, ohne irgend eine eigentliche Absicht an den Tag zu legen, es war nichts, als ein leeres Geschrei zu hören. Als der Commissar zum zweiten Mal erschien, wurde er mit Spott und Gelächter, mit Schimpfreden und Drohworten empfangen; er kehrte sich aber durchaus nicht daran, sondern stieg auf einen Stuhl, und begann pflichtgemäß nach Vorschrift die Aufruhrakte laut schreiend vorzulesen; und wie die Worte aus seinem Munde schollen, änderten sich die Physiognomien des Haufens, an die Stelle der Lustigkeit trat Verstimmung, die lebhaften Geberden verwandelten sich in die Ge-

herden des Schreckens und der Erstarrung. Die Reden stockten, die Augen stierten den Vorleser an; es war beinahe zu sehen, wie sich die Niedergeschlagenheit der Gemüther bemächtigte. Lautlose, athemlose Stille herrschte unter der früher so geräuschvollen Menge, während der Dauer dieser unheimlichen Vorlesung. Eine Versteinerung wie durch das Gorgonenhaupt schien diesen unruhigen, bewegten Haufen plötzlich festzuhalten, und als der Vorleser geendet hatte, dauerte das Schweigen und die Niedergeschlagenheit fort. Niemand blickte den Andern an, als ob er sich schämte, den Blick vom Boden, an dem er wurzelte, zu erheben; und so entfernten sie sich Alle, die Häupter gebeugt, die Blicke gesenkt, geräuschlos, furchtsam, wie Verbrecher. Der Commissar blieb auf seinem Stuhle stehen, und sah voll Selbstbewußtsein der Wirkung einer Maßregel zu, mit deren Ausführung er betraut war. Als diese Männer schweigend, leise auseinander schlichen, und sich zu zerstreuen anfingen, da gewahrte der Commissar ein altes, runzeliges Weib in ärmliche Fetzen gekleidet, die auf ihrer Stelle

ſtehen blieb, mit Hohn im Angeſichte umherſah, und von Zeit zu Zeit ein lautes, gellendes Gelächter aufſchlug, das ſie den ſich Entfernenden nachſandte. Er ließ das alte Weib feſtnehmen.

„Das hat gewirkt!“ ſprach Metternich zu ſeinem Zimmergenoſſen.

„Es war an der Wirkung von vorn herein nicht zu zweifeln,“ gab Koſſuth zurück.

„Und für dieſe wollen Sie wirken, ſich opfern?“ frug der Miniſter.

„Für Beſſere, für Alle!“ erklärte der Agitator. „Erinnern Sie ſich dieſer Stunde,“ ſetzte er hinzu, „wenn einſt mächtige Stimmen, wie die des Oceans, an Ihr Ohr dröhnen und Sie den Sturm nicht mehr durch die altgewohnte Zauberformel, die Aufruhrakte, beſchwören können, erinnern Sie ſich dann des Mannes, den Sie einen Thoren geſcholten, den Sie als einen Thoren verdammt und auf deſſen Reden zu achten Ihnen ſelbſt heilſam geweſen wäre.“

„Der Haufen vor dieſem Fenſter ſprach Ihren Anſichten das Urtheil; was auf dieſen Grund gebaut wird, bricht zuſammen. Wir müſſen

ſcheiden, gute Nacht, Herr Koſſuth," ſprach Metternich. —

Der Commiſſar kehrte, Triumph in den Mienen und Blicken, wie nach vollbrachter Heldenthat, zum großmächtigen Befehlshaber zurück und legte in aller Form Rechenſchaft von der Ausführung des erhaltenen Befehls und dem günſtigen Erfolg derſelben ab. Der Staatskanzler äußerte ſeine Zufriedenheit. Nicht lange nach dem Commiſſar traten auch Ihre Excellenz der Polizeipräſident, ein Bedeutendes befangen und ſchüchtern, in das Zimmer. Hochdieſelben hatten ſich in der Angſt ihres Herzens verborgen und den Schlupfwinkel erſt dann verlaſſen, als ſie merkten, daß die Gefahr vorüber ſei. Nun fürchteten ſie die Strenge des Vorgeſetzten und krochen ſubmiß, wie ein ſich ſchuldbewußter Hund, herbei, um die verdienten Stockprügel ergebenſt in Empfang zu nehmen. Der Fürſt berührte das Geſchehene gar nicht, ſondern ſprach zu dem Polizeipräſidenten, zuerſt auf den Commiſſar deutend:

„Ich empfehle Ew. Excellenz den Herrn

Hofrath Amberg," und hierauf: „den Herrn Koſſuth vertraue ich Ihrer Sorgfalt. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Der Staatskanzler verließ, von den beiden Beamten begleitet, das Zimmer und kehrte in ſeinen Palaſt zurück.

Koſſuth war einige Augenblicke allein; es entfuhren ihm die Worte: „mein Gott, was wird aus dem Werke, das ich begonnen? Des Schauderns kann ſich wohl kein Menſch erwehren, wenn er ſich trennen ſoll von all dem Liebgewonnenen, Angenehmen, Vertrauten, von dem Verkehr der Herzen und Geiſter. O mir ſchaudert!"

Als aber der Polizeipräſident mit der ganzen, wiedergewonnenen Frechheit, da er ſich außer Gefahr und wieder unumſchränkt ſah, eintrat, nahm Koſſuth ſeine ruhige, imponirende Haltung von vorher wieder an und es war wieder etwas Gebieteriſches in ſeinem flammenden Blick, wovor es der gemeinen Seele des Polizeioberhäuptes bangte. „Sie werden jetzt wieder abgeführt werden," ſagte der Präſident im barſchen Tone zu dem Magyaren.

„Ich bin bereit," erwiderte dieser ruhig und würdevoll.

„Machen Sie keine Versuche zu entkommen, sie sind alle vergebens, wir sind darauf eingerichtet, solche" — Kossuth sah ihn fest an, und er stammelte — „Herren zu placiren."

„Ich weiß das," gab wieder Kossuth ganz ruhig zurück.

„Und die Befreiungsversuche, wenn deren etwa im Werke sind, glücken auch nicht, wie Sie gesehen haben."

„Ich erwarte, ich wünsche keine!" sprach der Magyar.

„So thuen Sie am Besten; nur bescheiden und ruhig sich verhalten!"

„Ich bin bereit zu gehen," erklärte Kossuth.

„Amberg," sprach Sedlnitzky zum neu kreirten Hofrath, „Sie müssen heute zum letzten Male den Dienst eines Commissars versehen, die Noth erheischt es."

„Ich bin ganz zu Diensten, Ew. Excellenz!"

Der Gefangene wurde auf dieselbe Weise in's Polizeihaus zurückgebracht, wie er hierher gebracht

worden war. Er blieb daſelbſt nur eine Stunde und wurde noch dieſelbe Nacht weiter befördert. Er wurde in einem derart verhängten Wagen eskortirt, daß er weder etwas ſehen, noch geſehen werden konnte. Es ward ihm kein Blick gegönnt auf die Gegend, durch die er kam, er durfte den Wagen während der ganzen Reiſe nur in den dringendſten Fällen und mit verbundenen Augen verlaſſen, ob ſie gleich mehrere Tage dauerte; auf dieſe Weiſe wurde er in eine Haft gebracht, ohne daß er ihren Namen oder den Ort, wo ſie ſich befand, erfuhr. Er ſelbſt wußte nicht, geſchweige denn die ſtumpfe, kalte Welt, die ſich um ihre unglücklichen Helden nie kümmert, wohin er gekommen ſei. Während Koſſuth dieſe traurige Reiſe begann, legte ſich Metternich ruhig zu Bette, und von tauſenderlei Geſchäften in Anſpruch genommen, hatte er den andern Tag die Begegnungen der vergangenen Nacht faſt vergeſſen.

X.

Das Ehepaar.

In einem Hause auf dem Graben, in einem Zimmer, eben so glänzend, als bequem, eben so elegant als geschmackvoll eingerichtet, saßen zwei Damen im lebhaften Gespräche beisammen. Sie saßen Beide auf dem Sopha ganz nahe gerückt, sehr traulich. Ein Flügel von Streicher, Lithographieen von Kriehuber, Bilder, Portraits von Amerling und andern Meistern, Meubles von Mahagoni, Teppiche mit eingearbeiteten Blumen, die ihren Lenz zu feiern schienen, so frisch und lebendig sahen sie aus, verkündeten die außerordentlich glücklichen Conditionen Desjenigen, der dieses Gemach bewohnte. Trotz all' ihrer Vorzüglichkeit aber hätten die

Meiſterſtücke der Kunſt und der Induſtrie in dieſem Augenblicke dem Eintretenden keine beſondere Theilnahme abzugewinnen vermocht; denn alle Aufmerkſamkeit mußte ſich nothwendig nach dem einen lebendigen Meiſterſtück auf dem Sopha wenden; es war dies die Fürſtin Mariane von Roben, die im Verlauf dieſer Geſchichte bereits zwei Mal aufgetreten und an dem Auge des Leſers flüchtig vorübergegangen. Sie war das reizendſte Weib, das jemals Augen geblendet, Köpfe verrückt, Herzen verlockt, Liebe entzündet, Huldigungen gewonnen. Sie war junoiſch ſchön und impoſant, und doch auch voll Anmuth und Grazie. Ihr Körper, alle Theile deſſelben waren von antiker Schönheit und Regelmäßigkeit; die Formen waren muſterhaft, vortreffliche Studien für Thorwaldſen und Canova, und doch war die Bewegung dieſes Körpers leicht, fein und gewinnend. Dunkelbraune Haare ſchattirten ein Geſicht vom edelſten Schnitt, von einem Teint, der matt, ohne Friſche war, aber gerade dadurch den Zügen ein intereſſantes Gepräge verlieh. In den tief blauen Augen ſah

man bald Schwermuth, bald Heiterkeit; man ſah ſie weinen und lachen, klagen und höhnen; bald war tiefer, faſt rührender Ernſt, bald Laune und Luſtigkeit über dieſes ſchöne Angeſicht gebreitet. Eine zweifache Natur ſchien in dieſem Weibe zu wohnen und erhöhte den Reiz ihrer Perſönlichkeit; ihr Weſen ſchien einem Wechſel unterworfen, der die Liebe zu ihr bis zum Wahnſinn ſteigerte und das Herz, das an ihr hing, in fortwährender Unruhe, in dauernden Schwankungen, in großen Aufregungen erhielt. Ohne coquett zu ſein, weckte und vernichtete ſie Hoffnungen, ohne affectirt zu ſein, täuſchte ſie oft über ihr eigentliches Weſen. So war die Dame, welche das bezeichnete Zimmer bewohnte. Die Andere auf dem Sopha war eine Freundin, die Marquiſe von Lormage, eine friſche, heitere, junge Pariſerin, die an der Fürſtin ſo feſt hing, daß ſie ihren Gatten, den in Jahren vorgerückten Marquis, bewogen, von Paris nach Wien zu überſiedeln, damit ſie in der Nähe ihrer Freundin leben könnte. Sie hatte hübſche dunkle Augen und Haare, ſchöne weiße Zähne, rothe

Lippen, ein Grübchen im Kinn und lachte viel. Ihr Mann war sehr gutmüthig und ließ sie fast in Allem gewähren, und sie fühlte sich sehr glücklich in dem bequemen Ehestand. Sie hatte gerade gesunden Menschenverstand, viel Witz und Verschlagenheit und wußte sich ihre Situation im höchsten Grade angenehm zu machen. Sie war ein armes Mädchen, eine adlige Waise gewesen und hatte die Neigung des reichen Marquis gewonnen und die Verbindung mit ihm trotz aller Hindernisse, die ihr von seinen Verwandten in den Weg gelegt worden, durchgesetzt. Sie hatte auch bereits einen Erben des großen Reichthums zur unendlichen Befriedigung des Marquis Lormage zur Welt gebracht und lachte ein Erkleckliches über die getäuschten Erwartungen der verschiedenen erbschleichenden Verwandten ihres Gemahls.

„Es ist bald sieben Uhr, Mariane," rief die kleine Marquise, sich plötzlich erinnernd; „wir dürfen doch die Arie von Paygi: „Ah, perche non posso odiarti" nicht versäumen; es wird überhaupt in der Oper heute sehr amüsant, sehr

belebt sein; komm, laß uns den ersten Mai würdig beschließen."

„Aber Therese," erwiderte die Fürstin, „wie kann man so unersättlich sein? Wir sind kaum aus dem Prater zurückgekommen, wo Du doch genug berauscht hast und warst, und — — —"

„Verzeihe, hast Du den jungen Grafen Kolowrat heute gesehen, wie er sich zu Pferde ausnahm?" unterbrach die Französin.

„Ist er denn zu vermeiden, dieser junge Mann? Dringt er sich in dem Bewußtsein seiner Schönheit nicht gewaltsam auf durch Coquetterieen, die Dir Ehre machen werden, Therese? Solch ein männliches Wesen ist mir zu komisch, als daß es etwas Anderes in mir erwecken könnte als Gelächter."

Der ganze Muthwillen der Fürstin ließ sich in ihrem Angesichte blicken; sie lächelte und ließ dabei Zähne bemerken, welche eben so weiß als gleich, die Perlen an dem Halse ihrer Freundin beschämten.

„Ach, wirklich, Mariane, Dich hat er auch

sirirt?" frug in kläglichem Tone halb ernst, halb scherzhaft die Marquise.

„Er hat mir brennende Blicke zugeworfen, Therese, er hat sein Pferd an meinem Wagen so arg courbettiren lassen, daß ich für sein Leben zu zittern anfing; ich schwöre Dir es zu, Du arme Betrogene!" gab die Fürstin lachend zur Antwort.

„Dann hat er ja vor Dir dieselben Künste producirt, wie vor mir; warte nur, ich will mich an ihm rächen; nicht mehr ansehen will ich ihn. Der Marquis wollte ihn bei mir einführen, aber nun bringe ich ihn davon ab; und Du, Mariane, mußt ihm dieselbe Gleichgiltigkeit und Kälte fühlen lassen."

„Du weißt, ich habe nicht die geringste Aufmerksamkeit für Männer der Art, die kein Recht auf diesen Namen erworben haben."

„Aus der Umständlichkeit des vorhergegangenen Berichtes zu schließen, liebe Mariane," versetzte lachend die Marquise, „hast Du für diese Männer ohne Recht auf ihren Namen doch einige Aufmerksamkeit."

„Dergleichen Beobachtungen unterhalten, ergötzen mich bisweilen eben so, als sie mich zu einer andern Zeit langweilen.“

„Was hat Dir eigentlich im Prater gefallen, Mariane?“ frug die Marquise.

„Alles, es war so schön, so bunt, so belebt!“

„Wer hat Dir gefallen?“

„Die Fürstin Schwarzenberg war bezaubernd, die Zapari konnte einen Trappisten verführen, so anziehend ist Alles an ihr. Die Liechtenstein ist eigentlich schön, und wie trefflich hat sie ausgesehen!“ — — —

„Ach, Mariane, Du weißt es ja, daß ich nicht von Damen spreche; ich bekenne Dir es offenherzig, die schönsten interessiren mich nicht; aber es waren doch sehr hübsche, auch interessante Männer im Prater?“

„Hübsche? wohl; interessante? nicht daß ich wüßte.“

„Du bist eine Undankbare.“

„Wie so, Therese?“

„Du hast doch wohl gesehen, wie sie comme

de coutume Dir zu gefallen ſich bemühten, wie ſie ſich ablöſten in den Huldigungen par distance, wie ſie die Monocles und Binocles maltraitirten, um ja nichts an Dir zu überſehen, wie ſie wogten, wie ſie ſich drängten, zuſammenrotteten; das Alles aus Intereſſe an Dir, und Du ſagſt faſt gähnend: „Intereſſant? nicht daß ich wüßte," heißt das nicht undankbar ſein? Schäme Dich, Mariane; ich hätte nicht geglaubt, daß Du ſo ein böſes Herz haſt. Ich an Deiner Stelle würde mich ſchon aus Dankbarkeit wenigſtens zehn Mal verliebt haben. So viele Menſchen verzweifeln zu machen, iſt gegen meine chriſtlichen Grundſätze, und es kann doch nicht Jeder ein Kaiſer von Rußland ſein." Die Fürſtin mußte lachen und die Marquiſe lachte mit.

„Siehſt Du, Thereſe, ganz ernſthaft geſprochen, iſt der Herrſcher aller Reußen der einzige Menſch auf Erden, gegen den ich mir in dieſer Beziehung etwas vorzuwerfen habe; es hat mich ergötzt, mit dieſer Allmacht ein frevelhaftes Spiel zu treiben; ich habe die allerhöchſte Majeſtät genarrt; ich habe ſie girren, ſchmachten, ſchwören,

ſeufzen gelehrt, und das ſtraft mich ein wenig oder, wenn ich aufrichtig bin, ſehr."

„Lehrſt Du nur nicht wieder Jemand dieſe nicht ſehr bequemen Künſte?"

„Thereſe, kennſt Du nicht den ganzen Inhalt meines Herzens?"

„Ich verſtehe ihn nicht, Mariane; offenherzig geſtanden, ich kann mir durchaus nicht klar machen, was Dir der Graf Dippold gilt, was Du eigentlich mit ihm vor haſt."

Die Fürſtin wurde mit einem Male ganz ernſt und ſie erwiderte: „Weiß ich das ſelbſt?"

„Hat denn noch immer keine Erklärung zwiſchen Euch Statt gefunden?"

„Keine."

„Liebt er Dich?"

„Ich glaube es; aber ich weiß es nicht."

„Liebſt Du ihn?"

„Nicht immer."

„Ach das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm," rief im klägliſchen Tone die Marquiſe.

„Wie ſo?" frug die Fürſtin.

„Weil das eine ſehr heiße, heftige Liebe an-

zeigt. Nicht immer, das iſt ſehr ſchlimm, Mariane; Ihr ſeht Euch doch noch immer?"

„Wohl, aber nicht mehr oft."

„Scheint er Dir kälter geworden?"

„Nein, gar nicht."

„Warum ſeht Ihr Euch jetzt weniger als früher?"

„Er ſcheint nicht ganz unbefangen in meiner Gegenwart; es ſcheint ihn etwas zu beläſtigen, wenn er bei mir iſt, wiewohl ich weiß, überzeugt bin, daß er meine Geſellſchaft liebt."

„Ahnſt Du nicht den Grund dieſes ſonderbaren Widerſpruchs?"

„Es iſt ein Geheimniß," ſprach ganz verdüſtert die Fürſtin, indem ſie das ſchöne Haupt ſenkte, „das ich nicht ermitteln will."

„Wovon ſprecht Ihr denn, wenn Ihr beiſammen und allein ſeid?"

„Von Allem, nur nicht von unſerm Verhältniß."

„Wie iſt das möglich?"

„Er will und ich darf es nicht berühren."

„Ich hätte die Enthaltſamkeit nicht, Ma-

riane; ich hätte ihm längſt geſagt, daß mir dieſe Geheimnißthuerei mißfällt, zuwider iſt, daß ich mich unglücklich fühle durch dieſe indiscrete Zurückhaltung; ich hätte vor ihm längſt mein Herz ausgeſchüttet und heiße Thränen geweint; ich hätte ihm Alles geſtanden, Alles geſagt, Alles geklagt. Wie geſagt, ich könnte es nicht aushalten in dieſem geſchraubten, beklemmenden Verhältniß, und ich bewundere Dich."

„Es iſt nicht zu helfen, Thereſe, glaube mir."

„Sieh, Mariane, Du biſt, trotzdem Du mehr Herzen eroberſt, als wir andern Frauen uns wünſchen, daß Du Eindrücke machſt, die unſer Einer kaum verſteht, trotz alledem, ſage ich, biſt Du doch nicht glücklich in der Liebe, und das ärgert, das kränkt mich."

Der Marquiſe traten Thränen in die Augen bei dieſen Worten; die Fürſtin drückte ihr mit der wärmſten Herzlichkeit die Hand, küßte ſie auf die Stirn und ſprach: „Du biſt ein gutes, liebevolles Weſen, Thereſe, und ich rechne mir es zum beſondern Glück an, daß ich eine ſolche Freundin habe."

„Ja, wenn ich Dir nur helfen könnte!“ fuhr die Marquise mit thränenden Augen fort; „was nützt die Theilnahme, die Rührung und die Freundschaft, wenn sie noch so hingebend ist, es bleibt doch wie es ist. Aber rächen will ich mich an den Männern, an diesem bösartigen Geschlecht, denn von ihnen kommt doch aller Verdruß, alles Unglück; leider Gottes“ — fügte sie mit einem rührenden Lächeln hinzu, „kann man sie nicht entbehren.“

„Graf Dippold,“ meldete ein Diener, dessen Eintritt von den beiden Damen gar nicht bemerkt worden.

„Sehr willkommen,“ erwiderte die Fürstin, indem sie leicht erröthete, und in dem nächsten Augenblick stand der Graf von Dippold vor den beiden Damen.

Die Frau des Hauses bot ihm ein Fauteuil neben sich, auf dem er auch Platz nahm. Der Graf sah blaß aus, es lag eine leise Schwermuth auf seinem Gesichte, die er trotz aller Bemühung, lustig zu sein oder zu scheinen, nicht wegwischen konnte. Das Gespräch drehte sich um die an-

ziehenden Nichtigkeiten, die für vornehme Frauen einen Theil ihres Lebens ausmachen. Julius war witzig und geistreich, wie gewöhnlich in solchen Fällen; aber in die leichten heitern Gespräche, die er führte, blickte ein finsterer Geist, und der Fürstin konnte der Zwang bei seiner Ungezwungenheit nicht entgehen.

Die Marquise fühlte, daß sie überflüssig, vielleicht störend sei, und da sie nach der Ankunft des Grafen hinreichend für die Forderungen des Anstandes gewartet hatte, griff sie nach ihrem Hut und ging. Auf das Zureden der Fürstin, daß sie bleibe, gab sie zur Antwort, sie könne auf das „Ah, per che non posso odiarti infedele, infedel com' io vorrei," von Paygi so reizend gesungen, unmöglich verzichten, welchen Ersatz sie auch in der liebenswürdigen Gesellschaft fände. Unter Lachen und Plaudern verließ die Pariserin das Zimmer. Die Fürstin gab ihr das Geleite und kehrte zurück. Sie war allein mit dem Grafen; seit langer Zeit zum ersten Male; denn er hatte es sichtlich vermieden, mit ihr allein zu sein. Es herrschte in den ersten

Momenten allerdings eine Spannung, die einer Verlegenheit von beiden Seiten nicht unähnlich sah; nur hatte diese Verlegenheit nichts von jener Unbehilflichkeit, wie man sie in den zum Lügen, Heucheln, Sichverstellen nicht gehörig dressirten untern Classen, wie man sie bei den Sterblichen im ersten Aufblühen, besser gesagt Aufkeimen der Jugend findet, da sich die verschiedenen Regungen noch nicht ihre verschiedenen Masken, in welchen sie wie zu Fastnacht einhergehen, angeschafft, und die sie selbst am Aschermittwoch, am Tage des Elends, nicht ablegen. Die Verlegenheit der beiden Weltkinder machte mit einem Male einen possirlichen Harlekinsprung und verleugnete ihr Wesen.

„Sie sind lange nicht dagewesen, Graf; Sie Armer müssen sehr in Anspruch genommen sein," sprach leicht hin mit einem heitern Lächeln die Fürstin; allein ihr Herz war schwer, und statt zu lächeln hätte sie weinen mögen, wenn sie ihrer eigentlichen innern Stimmung gefolgt hätte.

„Die Fürstin Roben muß es wohl wissen, daß mich nur Wichtiges abhalten kann, sie zu sehen."

„Iſt es für den Leib oder für die Seele wichtig, Graf, Ihrer Durchlaucht zu gefallen?“ frug höhniſch die Fürſtin; „es iſt bekanntlich dieſe, welche all' Ihre Zeit in Anſpruch nimmt.“

Der Graf war betroffen um ſo mehr, als ſich durch den unbeſtimmten Ausdruck: Ihre Durchlaucht nicht ermitteln ließ, ob der Fürſt oder die Fürſtin Metternich gemeint ſei.

„Für die Seele, liebe Fürſtin, lediglich für die Seele,“ erwiderte er ſcherzhaft, nachdem er ſeine Faſſung vollkommen wiedergewonnen hatte.

„Sie ſcheinen es darauf anzulegen, ein Räthſel zu ſein!“ meinte die Fürſtin.

„Nur dieſes Mal nicht,“ verſetzte raſch der Graf.

„Sie können nicht leugnen, daß Sie ſich ſehr geändert haben, vielleicht zu Ihrem Vortheil, lieber Graf. Jedenfalls aber iſt mir die Frage erlaubt: Wo iſt der Mann, den ich in Paris in dem Salon des Herzogs von Orleans gefunden? — Doch — verzeihen Sie, daß ich mich derart an Ihr Weſen, an Ihr Schickſal dränge.“

„Ich verzeihe Ihnen,“ gab der Graf im

feierlichen Tone in tiefſter Bewegung zurück, die er hinter einem Lächeln zu verbergen ſuchte. Eine Pauſe trat ein; ſie war peinlich, faſt drückend. Wieder machte ihr die Fürſtin ein Ende.

„Es iſt Schade, daß wir nicht mehr ſo mit einander ſprechen können, wie früher," bemerkte ſie.

„Und können wir denn nicht?" entfuhr dem Grafen.

„Nein," verſetzte die Fürſtin leidenſchaftlich, „Sie haben eine Störung in unſern Verkehr gebracht."

Der Graf ſchwieg und ſenkte das Haupt; die Fürſtin blickte ihn feſt und ruhig an.

„Sie haben mich geliebt und lieben mich noch," fuhr ſie fort, „oder irre ich mich?"

„Beim Himmel, nein, Mariane, es iſt ſo!" rief der junge Mann, faßte, drückte und küßte mit Innigkeit ihre Hand.

Sie verharrte in dieſer ruhigen Haltung.

„Warum muß ich es in den Sternen leſen, warum muß ich es mir ſelbſt erklären, daß Sie mich lieben? warum muß ich in Ihrem Namen

zu mir reden? warum muß ich es Ihnen ſagen, daß Sie mich lieben?" frug mit dem Ausdruck eines bittern Vorwurfs die Dame.

„Fragen Sie mich nicht, Mariane, ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht!" bat der Graf.

„Um Gottes Willen, was iſt Ihnen?" rief die Fürſtin. „Was haben Sie nur? Sie lieben mich und ich darf doch nicht Alles wiſſen, was in Ihnen, was mit Ihnen vorgeht. Wenn Sie ſchweigen, um mich zu ſchonen, dann ſprechen Sie, ſprechen Sie; es kann nichts geben, das von ſo übler, verderblicher Wirkung, wie dieſes Schweigen, wie dieſes Geheimniß. Wollen Sie aber ſich ſelbſt ſchonen, ſo mögen Sie wiſſen, daß Sie nichts zu fürchten haben. Ich theile die ſchlimmſte Schuld mit Ihnen; ſeien Sie mit ſich ſelbſt ſo nachſichtig, wie ich es ſein werde. Ich liebe Sie und werde Sie lieben, was auch zwiſchen uns treten mag."

„Gut und ſchlimm iſt das, Mariane," verſetzte Julius, getheilt zwiſchen Freude und Schmerz.

„Auch ſchlimm?" lispelte die Dame.

„Hören Sie mich, Mariane", nahm der Graf das Wort, indem er ſich aus ſeinem Sinnen riß. „Ich bin hergekommen, Ihnen meine Hand anzubieten. Haben Sie den Willen und den Muth, mich ſo hinzunehmen, wie ich da bin: mit all dieſen ſtörenden Beigaben, mit dieſem finſtern Rückhalt, mit dieſem unheimlich unerklärlichen Weſen? Haben Sie den Muth und den Willen, mich ſo hinzunehmen, ſich mir hinzugeben, ohne weiter zu forſchen, ohne Aufſchlüſſe zu begehren über Dinge die dunkel erſcheinen?"

„Ja," antwortete laut und entſchieden die Fürſtin.

Der Graf erſchrack, wurde ergriffen; er ſah das Weib, daß ſo kühn ihr Schickſal in ſeine Hände legte, gerührt, liebevoll, mit ſchmerzlicher Theilnahme an. Dann aber, hingeriſſen von dem Drange ſeiner Gefühle, rief er: „Nun biſt Du meine Mariane!" Er ſetzte ſich zu ihr, umarmte ſie in heißer Aufwallung, küßte ſie mit flammender, beſinnungsloſer Zärtlichkeit. Sie lächelte, wie eine Glückliche und ſpielte mit der

kleinen weiſen Hand in ſeinen braunen, weichen Locken; ſie erwiderte doppelt all die Küſſe und Zärtlichkeiten und ſie war überſelig, wie noch nie. „Wie habe ich mich nach dieſem Augenblick geſehnt! aber Du haſt ihn verzögert. Endlich iſt er doch gekommen, und ich bin zufrieden," liſpelte das liebende Weib.

Labender Thau und todtloſes Gift waren in dieſen Worten für den Grafen, aber er ſuchte zu vergeſſen das Geſpenſt, das im Hintergrunde lauerte; er ſuchte ſich ſeinem Einfluß zu entreißen und ſich ganz der Glückſeligkeit ſeines Augenblickes hinzugeben. Es gelang wohl nicht vollkommen, und ſein Rückfall in Zweifel und Traurigkeit, der in ſeinen Zügen hie und da zu leſen war, trug dazu bei, die Gluth und Leidenſchaft der Fürſtin zu vermehren. Sie trennten ſich nach getroffener Uebereinkunft wegen ihrer Zukunft nach einer ausgeſprochenen Vereinigung der Seelen und Schickſale. Sie mit einem Blick in die Zukunft, welchem die feile, gemeine und doch zauberiſche Dirne für alle Welt: die Hoffnung — das Fernrohr dienſtfertig hielt; er

ein tief Betrübter, faſt Verzweifelnder, von Qualen um ſo mehr verfolgt, als die ſchöne, heilige Stunde des Glückes geboten, des Glückes noch ferner verhieß. . . . . .

Bald wurde in den verſchiedenſten Kreiſen der Reſidenz, im Salon bei Metternich, wie auf dem Piknik eines Börſen-Senſalen in der Vorſtadt davon geſprochen, daß der Graf Dippold die wunderſchöne Fürſtin, die verwittwete Roben heirathen werde. Es überraſchte nicht beſonders, denn es war ſchon früher von einem beſtehenden Intereſſe zwiſchen ihnen die Rede geweſen. Eines befremdete, und zwar die ariſtokratiſche Welt, daß ſich die Fürſtin Metternich über dieſe bevorſtehende Verbindung ausſprach und die erſte war, welche Bräutigam und Braut als ſolche zur Tafel lud, ja ſogar ihnen zu Ehren, wie ſie ſagte, einen Ball gegeben hätte, wenn ihr nicht die Hoftrauer im Wege geweſen wäre.

Glückwünſche kamen, ſobald die Sache bekannt wurde, von allen Seiten an die Fürſtin und den Grafen und, ſo gut es eben die offi-

zielle Trauer zuließ, wurden ihnen auch Feste gegeben.

All die Vorläufer einer reichen vornehmen Ehe zogen einher. Bei der gänzlichen Unabhängigkeit der Fürstin sowohl als des Grafen stand dieser Verbindung nichts im Wege, und es waren nur wenige Wochen seit dem ersten gegenseitigen Versprechen verflossen, als die Trauung vollzogen wurde. Die Feier fand in der Augustiner Kirche Statt, im Beisein der vornehmsten Gesellschaft. Er war ein ernster, düsterer Bräutigam, sie war eine lustige, lachende Braut. Sogar der Fürst Metternich und seine Gemahlin waren zugegen. Nach dem Vollzug der heiligen Handlung verließen die Neuvermählten, dem Gesetz der Mode folgend, die Stadt Wien: sie begaben sich nach Cilly in Untersteiermark, um sich daselbst dem Glück, der Vereinigung zu überlassen, den Reiz der Flitterwochen, ohne Störung zu genießen. Und in der That schienen Zweifel und Sorgen daheim geblieben zu sein und der Graf mußte sein geheimnißvolles Schicksal

und ſich ſelbſt in den Armen der Liebe vergeſſen haben, denn aus ſeinen Augen lächelte ein guter, heiterer Geiſt; um ſein Herz und ſeine Seele hatte ſich weich wärmend die Liebe gelegt, ein abwehrender Schild gegen manchen ſcharfen Pfeil. Wer vergißt ſich nicht ſelbſt im Austauſch glühender Liebe? Wo iſt der Schmerz, welcher die Seligkeit aufwiegt, die im freien Erguß zweier Herzen zu finden? Wer kann ſagen, daß er geliebt und geliebt worden und daß er nicht auf eine Zeit zurückgetrieben die böſen Geiſter, die ihn ſonſt verfolgten, wie ſie auch heißen mögen? Julius liebte, träumte, vergaß. Julius faßte den Moment und ließ Vergangenheit und Zukunft von ſich zurücktreten; freilich zuweilen tauchte ein ſchwarzer Gedanke auf in ſeiner Seele und warf düſtere Schatten über ſein Angeſicht, allein die weiche, milde Hand, die in ſeinen braunen Locken wühlte, wiſchte ihn mit raſcher Sorgfalt hinweg, oder die Lippen von zauberhafter Wirkung küßten helles, glänzendes Licht in ſein ganzes Weſen. Er durfte nicht traurig ſein; die Liebe hielt ſorgſam

lauernd Wache vor seiner Stimmung. — Und die Fürstin? — war ein liebend Weib, im Besitz des Herzens, das sie suchte, nachdem sie begehrte, und damit ist Alles gesagt. Ihr fehlte nichts als die Dauer ihres Glückes; aber diese ist um so kürzer, je heißer der Wunsch darnach. Wie bald um war die Frist, welche für den Aufenthalt in der grünen Steiermark festgesetzt war; wie kurz, wie entsetzlich kurz war der Moment gewesen, den sie in stiller Abgeschiedenheit von der Welt, ihren Kämpfen, Qualen und Schmerzen, im ungestörten Genusse wechselseitiger Geschenke und Gaben verlebten! Welche wunderbare reizende Abhängigkeit und Unabhängigkeit war ihnen zu Theil worden, und wieder wie bald ging die Urlaubszeit zur Neige, die sich der Graf gewissermaßen gestattet! Wie rasch dahin gebraust waren die festgesetzten sechs Wochen! Die Pflicht trat mahnend vor den jungen Mann und wies ihn unerbittlich fort aus seinem Paradiese; er mußte gehorchen, er gehorchte. Ein bequemer Wagen und rasche Pferde brachten das Ehepaar wieder zurück nach

Wien in das Elend des Treibens, dem ſie entflohen waren; es war Anfangs October. Dahin war die Ruhe und der Frieden, die der Graf auf kurze Zeit gefunden. Wolken waren wieder auf ſeiner Stirn, die der Hauch der Liebe eher verdichtete, als verwehte. Vergebliche Bemühung der liebenden Frau, dieſelben Wirkungen auf ihren Gatten zu üben, wie in der ſtillen, freundlichen Zurückgezogenheit, aus der ſie fortgeriſſen worden. Es ſchien, daß die Vermehrung ihrer Zärtlichkeiten ſeinen Schmerz vermehrten. Und wenn er ſich in einem guten Augenblick ihren Liebkoſungen froh überließ, ſie erwiederte, ſo riß er ſich in dem nächſten Augenblick wieder los, wie plötzlich aufgeſchreckt, gewaltſam losgeriſſen; es war, als wäre eine plötzlich unheimliche Gewalt zwiſchen ſie getreten und hätte ſie getrennt.

Aber doch ermüdete Mariane nicht, ihn mit dem Reichthum ihres Herzens zu überſtrömen, ſie ließ ſich nicht zurückſchrecken durch die Erfolgloſigkeit ihrer Bemühung, ſie ließ nicht ab, an der Heilung des geliebten Mannes zu arbeiten,

wie sie konnte, und sie konnte ja nichts Anderes, als ihn lieben und diese Liebe ganz ihm weihen, als ihr Herz, ihre Gedanken, ihr Leben, ihre Seligkeit zu seinen Füßen legen, als geduldig ausdauern, was er auch über sie verhänge, als Alles hinnehmen aus seiner Hand, wie bitter, wie unheilvoll es auch sei, als ihm gehören, ihm unterthan sein mit ihrem ersten und letzten Gefühl, mit all ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Ansprüchen und Forderungen. Und das that sie. Es half nichts; aber es tröstete, beruhigte sie doch, ja es war ihr eine gewisse Befriedigung. Es kamen nun wieder freudlos unheimliche Tage, sorgenvolle Stunden, ein gestörtes beunruhigtes Leben, mit blendendem Glanz übertüncht, den Neid herausfordernd durch die äußere Erscheinung, aber im Innern krank, wüst, unheilbar, wie es den Anschein für den, der hineinzusehen vermochte. Das Leben dieses Ehepaars war geschmückt — aber wie ein Opfer.

Man sah den Grafen in den hellbeleuchteten Salons, wo man der Freude huldigte; er

war von Männern, sie von Frauen beneidet; denn das Glück hatte sich, wie man allgemein glaubte, bei ihnen erschöpft in Verleihung von Gaben und Gütern, und wie viel ihnen fehlte, konnte Niemand errathen. Julius war selbst viel in der Kanzlei des Staatskanzlers und dieser erklärte zu verschiedenen Malen laut, daß der Graf das größte ihm bekannte Talent in der Monarchie, der brauchbarste Mann sei, und daß er ihn ganz besonders hoch schätze. Diese ausgesprochene Gunst war wohl dazu gemacht, dem jungen Mann und seinen Vorzügen Anerkennung und Bewunderung zu erwerben. „Es ist der vorgezogene Günstling Metternich's" hieß es überall und Jeder wußte genau, wie viel das zu bedeuten habe. Nur eine Person verwünschte diesen Vortheil, ohne daß sie es gegen irgend wen merken ließ, zur Sprache brachte, und diese war — die Gemahlin des Grafen.

Julius hielt ganz geheim, was in ihm, was um ihn vorging, und Mariane enthielt sich verabredeter Maßen darnach zu fragen; allein das

unlösbare Räthsel kostete sie manche Thräne, in einsamer Stunde geweint.

Julius war übrigens mit wichtigen Arbeiten sehr beschäftigt, die ihm vom Fürsten Metternich übergben wurden und die er mit aller Bereitwilligkeit übernahm.

Nach wenig Monaten war Julius so weit in die Staatsgeschäfte eingeweiht, als nöthig, um bei einer wichtigen Angelegenheit verwendet zu werden. Er hatte wieder eine lange geheime Unterredung mit dem Staatskanzler, in welcher ihm dieser ankündigte, daß er sich bereit halten müsse, den viel besprochenen Posten anzutreten.

Ein Donnerschlag für den Grafen, ob er gleich auf diese Weisung gefaßt war, ob er sie gleich erwartet, selbst herbeigeführt hatte.

Es war um ein Uhr nach Mitternacht als er von dieser Confereuz mit dem Fürsten nach Hause kam, ergriffen, erschüttert von der ihm angekündigten, bevorstehenden Veränderung in seinem Leben. Die Gräfin war bereits in ihrem Schlafgemach, doch hell brannte eine Lampe

darin, ein gewöhnliches Zeichen, daß sie ihren Gatten noch zu sehen wünsche, wenn er zurückkehrte, bevor er sich zur Ruhe begab.

Julius trat leise, mit zarter Sorgfalt und Schonung in das Gemach; er fand seine Gattin in einem eleganten, reizenden Negligee auf dem Sopha hingestreckt, — entschlummert.

Er blieb stehen, in Betrachtung dieser Schönheit und Anmuth versunken und er sprach vor sich hin: „O, Du süßes, holdes Bild, wie hängt meine Seele an Dir! Du liegst hier stumm und leblos vor mir und doch spricht jeder Deiner Züge, das Athmen Deiner Brust, die Schatten, die über dem Angesicht streifen, wie sehr Du mich liebst, wie heilig, wie unumstößlich Dein Recht ist, von mir geliebt zu werden! Ich aber soll — —" hier schwieg er. Schmerz und Ingrimm streiften über sein Angesicht und seine Augen, die fromm und sanft an seiner Gattin gehangen, traten aus ihren Höhlen und man hätte ihn für einen Orestes halten mögen, den die Furien mitten in seinem frommen Thun, mitten im Dienst der Liebe überrascht und dem sie statt des schönen

Gefühls das Entſetzen in die Bruſt gepflanzt. Er überwältigte die innere Bewegung und beruhigte ſich nach und nach wieder, ſein Auge hing wieder an der Schönheit des Weibes, das vom Frieden umweht dalag, das im Schlafe lächelte, als ſpielte ein Engel mit ihrer Seele. Er fuhr fort in ſeinem ſeltſamen Selbſtgeſpräch: „Du lächelſt, liebes, holdes Weib, Du träumſt wohl einen lieblichen Traum; der Gott der Träume iſt nicht wie das Schickſal, wie Menſchen ſo hart, rauh und unbeugſam, der vermag es nicht, einem ſo holden Weſen Böſes zu thun, der faßt ſanft und ſchmeichelnd die zarte Seele nicht wie ich, der ſie verwundet, der ihr wehe thut, wehe thun muß. O, Du mein Heiligen-Bild, meine Roſe mit dem ſüßeſten Duft, mein Stern mit dem lichteſten Glanz, mein Glück, mein Heil, meine Hoffnung, und doch meine Verzweiflung auch und mein Elend! wie heiß liebe ich Dich, mit welcher Andacht möchte ich mich Dir ergeben, dem Gebote Deiner Lippen, dem Wink Deiner Augen folgen — und ſtatt deſſen aber verrathe ich Dich — nein, nein, ich thue es nicht, denn ich muß ſo,

ich habe keine freie Wahl. Verzeih, verzeih, ich trage keine Schuld, ich liebe Dich, wie ein Mensch nur lieben kann, Dein Besitz könnte mich für Alles entschädigen, das ich zu leiden habe, und wahrlich, ich bin nicht schuld, daß es nicht so ist, ich bin nicht verantwortlich für Das, was geschehen muß, was geschieht."

Er sank hin auf die Knie, beugte sich über das schlafende Weib und bedeckte es mit flammenden Küssen. Mariane erwachte. Welch ein frohes Erwachen für sie! „Julius, mein Julius!" hauchten ihre Lippen.

„Mariane, ich habe Dich aus einem schönen Traume aufgestört, verzeih," sprach der tiefbewegte Gatte. Sie aber legte den weißen Arm um seinen Nacken, zog sein Haupt an ihre Brust und küßte die weichen, braunen Locken; sie rief: „O, könnte ich so weiter leben, immer so nah, so fest Dich halten an meiner Brust, ich wünschte nichts, nichts weiter!"

„Höre mich, Mariane, ich habe viel mit Dir zu reden," sagte Julius, indem er sich von ihrem Arm los machte. Er erhob sich, ging nach der

Thür, sah sich sorgfältig in dem Vorsaal um, ob Niemand lausche und kehrte hierauf zum Sopha zurück. Die Gräfin hatte sich jäh erhoben und saß nun da, mit aufmerksamen, fragenden Blicken dem Thun des Gatten folgend. Er setzte sich zu ihr.

„Was hast Du nur vor?“ rief sie — „Du erschreckst mich durch diese ernsten Vorbereitungen.“

„Höre mich aufmerksam an, Mariane, es hängt viel ab von diesem Augenblick.“

„O, daß es gut und heilsam sei, was Du mir sagen wirst, Julius“ — rief ängstlich die Dame.

Er begann: „Du weißt, daß ich Dich gesucht habe, Mariane, daß ich Dir überall hin gefolgt bin mit meinen Blicken und Schritten, seitdem wir uns bei der Fürstin Esterhazy trafen?“

„Ob ich es weiß! die Ueberraschung ist mir noch immer gegenwärtig, als ich Dich wieder sah nach so langem Zwischenraum. Seit unserer Begegnung in Paris hattest Du Dich sehr geändert. Du warst männlicher geworden. Es drückte sich mehr Entschiedenheit und weniger

Trotz in Deinem Geſichte aus, als damals; ich habe mich gefreut, Dich wieder zu ſehen. Du aber warſt im Anfang froſtig höflich, erſt ſpäter bin ich Dir intereſſant, werth geworden.“ Ein ſeltſames, unerklärliches Lächeln begleitete dieſe Worte.

„Nein, Mariane, nicht weil Du mich intereſſirteſt, nicht weil Du mir gefielſt oder werth warſt, näherte ich mich, folgte ich Dir, ſuchte ich Deine Gunſt zu gewinnen, ſondern“ — hier ſtockte er.

„Sondern?“ frug die Gräfin.

„Weil ich eine Verbindung mit Dir“ antwortete kleinlaut der Graf „brauchte, zu irgend einem Zweck ausbeuten wollte;“ er heftete voll banger-Erwartung die Blicke auf die Züge der Gräfin, gewärtig eines heftigen Ausbruchs von Zorn oder mindeſtens der Zeichen von außerordentlicher Ueberraſchung. Aber weder das Eine noch das Andere erfolgte, ihre Züge blieben unverändert und ſie ſelbſt vollkommen ruhig.

„Ich wußte das,“ warf ſie kalt und gleichgiltig hin. Das Staunen war an dem Grafen;

und in der That, er konnte nicht Worte finden, so sehr überraschte ihn diese Mittheilung, mit solcher Ruhe vorgebracht.

„Ist das möglich? woher diese Wissenschaft?“

„Ich wußte, daß es Dir bei der Bewerbung um meine Gunst, eigentlich um die Aufmerksamkeit, um die Gnade des Fürsten Metternich zu thun war, der sich von der Neigung einer allerhöchsten Person zu mir in Kenntniß gesetzt, meine nähere Bekanntschaft angelegen sein ließ.“

„Mariane, das wußtest Du, und dennoch?“ —

„Welche Frau unterscheidet nicht scharf zwischen leeren, gezwungenen Galanterien und Eingebungen der Liebe, der Sympathie! Deine plötzliche Sinnesänderung und Bekehrung fiel mit der Entstehung des viel verbreiteten Gerüchts von zarten Beziehungen zwischen dem Kaiser von Rußland und mir zusammen. Ich sah Dich einen neuen Weg betreten, Dein Verhältniß zu Personen und Dingen, Deine Stellung ändern, nach einer Gunst haschen, die Du sonst, wie ich überzeugt war, verachtetest, die Du zurückgewie-

ſen; ich erklärte mir das, ich merkte Alles! doch nein, Alles nicht — — —“

„Und dennoch öffneteſt Du mir Dein Ohr und Dein Herz? wie iſt das möglich, Mariane?“

„Anfangs fühlte ich mich beleidigt und verletzt, meine Eitelkeit diktirte mir Rache; ich wollte Dir ein Feuer ſein, mit dem Du frech zu ſpielen gewagt; vielleicht entſchuldigte ich auf dieſe Weiſe mein Verlangen, mit Dir zu verkehren, mit Dir umzugehen — und täuſchte mich ſelbſt; genug, ich überredete mich, daß ich Dich — verachte.—“

Julius zuckte zuſammen, als dieſes Wort aus dem Munde ſeiner Gattin ſein Ohr traf; er verharrte jedoch in ſeinem Schweigen.

Sie fuhr fort: „— — und daß Du mir nie mehr ſein könnteſt, als ein Menſch, den ich in meiner Nähe dulde, um ihn zu beſtrafen, um ihn zu täuſchen, den ich zum Gipfel der Hoffnung empor ſteigen laſſen wollte, um ihn lachend wieder herabzuſchleudern, in welchem ich eine brennende Leidenſchaft zu entzünden mich bemühen würde, um ihn von ihr verzehren zu laſſen, und ihn obendrein zu verſpotten. — So überredete

ich mich, obgleich die Heftigkeit meines Zorns die Tiefe der Beleidigung, die ich fühlte, die Erbitterung durch Deine Absicht mich eines Andern hätte belehren können. Man denkt nicht leicht so schlimm von sich selbst; ich war mir ein bestochener Richter."

„Weiter, Mariane, weiter," drängte der Graf, „unglaublich dünkt mir das Alles, unerklärlich das Geschehene."

„Du weißt es, wie unsere ersten Begegnungen waren," fuhr die Dame fort. „Wir suchten einander zu gefallen, aus Gründen, die eben nicht sehr löblich; wir verfolgten unsere geheimen Zwecke bei unsern häufigen Begegnungen! Was für bittern Nachgenuß hinterließ für mich jede unserer häufigen Unterhaltungen! Ich grollte mit mir, daß ich Dich nicht haßte, nicht verabscheute; ich haßte Dich, daß Du mich nicht liebtest. Immer, nachdem er schon verklungen war, hörte ich noch den heuchlerischen Ton Deiner Worte und er stachelte meine Wuth, er brachte mich außer mir. Im Traume kämpfte ich mit Dir. Im Wachen verfolgte und quälte mich

der Gedanke an Dich. Deine Gesellschaft that mir weh und doch suchte ich sie, trug ich ein heftiges Verlangen nach ihr, ich langweilte mich im hellen Glanz des Salons, wenn ich Dich nicht dort fand, ich ärgerte mich sogar. Ich wußte, ich suchte mir das nicht zu erklären. — So ging das fort. Du weißt es, wir trafen uns häufig, und aus der anfänglichen Kälte und Berechnung wurde nach und nach Wärme, Innigkeit; aus dem gesuchten Verkehr wurde wirkliche Vertraulichkeit. Anders wurde bei Dir Sprache, Blick, Geberde, all die Zeichen, welche von Frauen richtig gedeutet werden, wenn sie ihnen der Beobachtung werth sind. Was die Veränderung in Dir hervorgebracht, wußte und weiß ich nicht." — —

Die Gräfin pausirte, um zu hören, welchen Aufschluß ihr der Graf hierüber geben würde, und dieser versetzte: „Die Sache war ganz einfach, Mariane; ich wollte Dich gewinnen, und Du gewannst mich. Du bist so schön, so würdig, so edel, und mehr als das Alles, so weiblich; wie konnte ich Dir nahe sein, ohne Ehrfurcht zu

fühlen vor Deiner edeln Natur, ohne hingerissen zu werden von Deinen Reizen, ohne ganz gewonnen, ganz bezwungen zu werden von den Gaben Deines Herzens, Deines Geistes! Ich mußte Dich lieben, ich liebte Dich."

„Das ist mir nicht entgangen, Julius, das entgeht keiner Frau; aber anstatt mich zu freuen, daß ich die gewünschte und gesuchte Gelegenheit fand, Dir Qualen zu bereiten, mich an Dir zu rächen, war ich vielmehr glücklich in dem Gedanken, daß Dein Herz Deines Willens, Deiner sträflichen Absicht spottend, mich erhob, statt mich zu erniedrigen."

„Sträfliche Absicht!" rief mit Bitterkeit der Graf. Die Gräfin fuhr fort:

„Ich sah deutlich den Kampf in Dir, ich sah, wie Du mit der Liebe, mit Dir selber rangst, um eher Dir wehe zu thun, als jene zu verrathen; ich erkannte in Dir einen bedeutenden Menschen mit großen Wünschen, voll edeln Stolzes, und ich sagte zu mir, wenn mir Dein Thun mißfiel, wenn ich Dich um eine Gunst buhlen sah, die ich verachte, die Du verachtest, wenn Du den

Andern Dich gleichſtellteſt und mein Urtheil Dich tadeln mußte — ich ſprach dann zu mir: Es iſt was Höheres, das er will, ſeine große Abſicht liegt in ſeinem Innern verborgen, es iſt unmöglich, daß der Mann mit dieſem Denken und Fühlen, wie es mir entgegen getreten, ſo niedrig handeln kann, ſo klein, ſo gemein. — Das war meine Ueberzeugung und ich hätte für ſie ſterben mögen. Ferner habe ich mir geſagt: Wenn er käme und ſpräche: Lege Dein Schickſal in meine Hände, ſchließe den ewigen Bund mit mir — mit blindem Vertrauen thäte ich's, denn Das, was zweifelhaft an ihm erſcheint, muß eine würdige Deutung haben. Du kameſt und ſprachſt: Lege Dein Schickſal in meine Hände — mit blindem Vertrauen that ich's, mit dem blinden Vertrauen, daß ſelbſt das offenbar Verwerfliche, das meine Seele mit Erbitterung füllte, recht ſei — recht ſein müſſe." —

„Mariane!" rief der Graf, „theures, herrliches, hochherziges Weib! mit der freudigſten Genugthuung, mit jubelndem Herzen rufe ich Dir zu: Du haſt Dich nicht geirrt! Wahrlich,

nein — Du haſt Dich nicht geirrt! Du aber biſt ſo edel und groß, daß mich der Gedanke ſchmerzt, Du könneſt nie ſo viel des Glückes finden, als Du verdienſt, und daß ich aber zugleich ſo menſchlich eigenſüchtig, ſo ſchwach bin, ſelig zu ſein durch Deinen Beſitz!"

Er umarmte ſie mit der Zärtlichkeit und Gluth eines Liebhabers, wenn ihm das Geſtändniß der Liebe zum erſten Male von den Lippen der Geliebten tönt.

„Julius, ſind die böſen Stunden vorüber, hat das finſtere Geheimniß aufgehört, ſeine Gewalt zu üben? Kannſt Du den Schleier von meinen Augen wegziehen und mich Dein Leben und ſeine gelöſten Räthſel ſehen laſſen?" frug die Gattin den Gatten. Sein Angeſicht verdüſterte ſich aber, er ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin, getroffen von dieſen Worten, die eine Mahnung waren an eine vergeſſene Wirklichkeit, an vorhandene Verhältniſſe, die zurücktraten, von dem ſchönen, berauſchenden Moment verdrängt. Er verſetzte im ernſten, feierlichen Tone:

„Wiſſen ſollſt Du Alles, Mariane; Dein

Vertrauen will ich erwidern; Du verdienst es; ich darf sie an Dein Herz legen, die große Sache, für die ich lebe und leide. Höre und richte."

Er enthüllte sein Leben, seine ganze Vergangenheit; als er an seine Zusammenkunft mit Kossuth kam, sprach er: „Nun kommt das inhaltschwere, heilige Geheimniß, das nicht mir gehört; aber ich halte Dich so hoch, so ganz und gar für einen Theil von mir selbst, daß ich nicht einen Augenblick anstehe, es in Deinen Busen niederzulegen, ohne Versprechen oder Schwur von Dir zu verlangen, daß Du es festhalten wollest in Deinem Innern; Du wirst es bewahren."

Ein warmer Blick, ein Druck ihrer Hand dankte für dieses Vertrauen, für diese Liebe. Er erzählte nun umständlich von seinem geschlossenen Bündniß mit Kossuth, von seinem Plan, Streben und Ziel. „Weißt Du nun, warum ich um jene Gunst buhle, die Du verachtest, die ich verachte?" rief er aus, als er die Verabredung mit Kossuth berichtet hatte.

„Wie ſchön, ſchön iſt das, wie gefährlich auch, Julius; ich fange an zu beben für Dich. Warum haſt Du mir das nicht gleich entdeckt?“

„Weil ich nicht wiſſen konnte, ob Deine gekränkte Eitelkeit mir nicht verſagte, wonach ich trachte; weil ich die Sache, die ich vertreten will, auch nicht entfernt in Frage ſtellen durfte — darf,“ ſetzte er mit beſonderer Betonung hinzu, „weil ich auch jetzt meine Befugniß überſchritten, indem ich Dich, ein Weib, zur Mitwiſſerin eines Geheimniſſes von ſolcher Wichtigkeit gemacht; aber ich konnte als ein Menſch, der menſchlich fühlt, nicht anders; ſehe ich doch in Dir mich ſelbſt. — — Doch weiter jetzt! Ich habe ſo viel Einfluß auf den Staatskanzler gewonnen, daß ich der Verſtärkung durch eine Verbindung hätte nun entbehren können; allein ich wußte, daß ihm an einer Convenienz mit Rußland in ſeinem Sinne ſehr viel läge, und daß er Mittel in der Hand habe, Dich zu einer Ehe mit irgend einer ſeiner diplomatiſchen Creaturen zu zwingen.“

„Mittel, mich zu zwingen?“ frug erſtaunt die Gräfin.

„So iſt es, Mariane; wenn ich Dir das erklären ſoll, mußt Du die unzarte Berührung eines Gegenſtandes verzeihen, der Dir gegenüber unberührt bleiben ſollte.“

„Ich bitte Dich, ſprich, denn ich verſtehe das Alles nicht.“

Der Graf nahm nun das Wort: „Dein Vater —“

„Ach ſo!“ unterbrach die Gräfin und wurde niedergeſchlagen.

„Dein Vater,“ wiederholte Julius, „hat ſich, von einer jungen italieniſchen Dame veranlaßt, an der Bewegung der Carbonari betheiligt und iſt nach ihrer Niederlage noch in Verbindung mit Einigen von ihnen geblieben. Man ſah Deinem Vater das Alles nach, obgleich die Polizei von allen ſeinen Schritten genau unterrichtet iſt. Metternich ſagte dem Grafen Sedlnitzky, als dieſer frug, ob er Deinen Vater zur Verantwortung ziehen ſollte: Nein, Präſident. Der Graf Liebhard iſt unſchuldig, er hat ſich gewiß, um beſſer zu verdauen, oder ſonſt eines Genuſſes wegen, zum Carbonari gemacht; laſſen

wir ihn trinken, ſpielen und lieben. — Indeß ſind alle Indizien gegen ihn aufgehoben und, wie mir die Durchlaucht ſagte, wäre das ein geeignetes Mittel geweſen, Dich für Alles zu gewinnen, was man von Dir wollte."

„Abſcheuliche, entſetzliche Verruchtheit!" rief Mariane.

„Nun begreifſt Du meine ängſtliche Zurückhaltung von dem Augenblicke an, als ich Dich liebte, nun begreifſt Du wohl, daß ich Deiner bezaubernden Nähe nie froh werden konnte, daß ſich ſtets ein harter Vorwurf zwiſchen Dich und mich ſtellte; ich habe ſie nicht, die übermenſchliche Tugend, kalt und ſtarr mein Liebſtes verbluten zu ſehen, wie man es von den Römern erzählt. Nun begreifſt Du meine raſche Bewerbung um Deine Hand, den finſtern Geiſt, der niemals mich verließ, wenn ich bei Dir war und ſelig ſein wollte."

„Nun begreife ich Alles!" rief ſchaudernd die Dame. „Doch was jetzt?" fügte ſie traurig hinzu, „wo iſt das Ende der gräßlichen Geſchichte?"

„Armes Weib!“ sprach der Graf, „wohin hab' ich Dich geführt! in welche Nacht habe ich die lichten, glänzenden Tage Deiner Jugend, Deines Glücks geleitet! in was für bange, mißliche Angelegenheiten habe ich Dein freundliches Loos verwickelt! an welchen trüben Abgrund habe ich Dein lachendes Schicksal gestellt!“ —

Die Gräfin lächelte freundlich, umarmte ihren Gatten und versetzte: „Es ist gut so, mein Julius. Wenn ich leide, leide ich ja mit Dir, aus Deiner Hand nehme ich ja mein Schicksal; es ist gut, ganz gut so.“

Das Herz des Gatten erbebte in Freude und Schmerz, als er seine Gattin so sprechen hörte.

„Sei minder liebreich, Mariane, ich bitte Dich!“ rief er aus, überwältigt von der Holdseligkeit des Weibes, das sich aufgab seinetwegen. Das Ehepaar hielt sich umschlungen und es herrschte ein längeres Schweigen, das von der Gräfin mit den Worten unterbrochen wurde:

„Sei nicht verstimmt, mein Julius.“

„Nun kommt das Bitterste, Schwerste, Mariane!“

„Um Gottes Willen, was noch?“ rief erschrocken die arme, ängstliche Frau.

„O, daß ich es verschweigen könnte, daß ich es verschließen könnte in meinem Innern, daß es kein menschliches Ohr erlauschte, am wenigsten das Deinige; es ist fürchterlich, daß eine heilige Pflicht mit der Schmach verschwistert ist, doch es muß gesagt sein,“ und in tiefem, gemessenem Tone sagte er: „Der Fürst Metternich hat mir angekündigt, daß ich binnen wenigen Tagen mit Dir nach Petersburg abreisen werde.“

„Mein Gott!“ schrie die Gräfin und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Ein langes, banges Schweigen herrschte in dem Zimmer, man hörte die Uhr picken, den Holzwurm nagen, das heftige Athmen, beinahe die Herzen klopfen. Der Graf starrte vor sich hin, tief ergriffen von dem Moment; die Dame erhob sich nach einigen Sekunden von dem Sopha, schritt mit gesenktem Haupte sinnend durch das Gemach. So vergingen einige schwere Minuten. Endlich blieb die Frau vor ihrem Manne stehen, faßte seine beiden Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Auch dieſe Erniedrigung nehme ich an von Dir, Julius; mag die ganze Welt mich verachten, da Du mich achteſt, die ganze Welt mich verdammen, da Du mich ehrſt; ich reiſe mit Dir nach Petersburg, ich thue Alles für Dich!“

Er zog ſie an ſich, er drückte ſie an ſein Herz und die Worte entſtrömten ſeinem Munde:

„Mariane, mein theures, mein großes Weib, nun wird Alles gut! Es handelt ſich zwar nun ſehr viel um Deinen Ruf, aber die eigentliche Ehre, Deine Würde bleibt in der That unangetaſtet, wird noch glänzender durch dieſes Opfer, wenn auch der Schein einen Schatten auf ſie wirft. Welche Wohlthat haſt Du mir erwieſen. Nun erſt kann ich Dich lieben ohne Rückhalt, ohne Zagen und Beängſtigung; nun erſt kann ich ſorglos der Wallung meiner Seele folgen; nun erſt biſt Du mein Weib, mein Troſt, meine Stütze, meine Rettung. Nun erſt habe ich ein Glück gewonnen, das unantaſtbar von den Stürmen meines Lebens; nun erſt habe ich einen Punkt, auf dem ich feſt und ſicher ſtehen kann. Dank, Dank, meine Mariane! Du haſt mir

unbezahlbar viel in dieſem Augenblick gegeben. Doch was die Liebe eines Mannes gewähren kann, ſei Dir gewährt; was zärtliche Sorgfalt bieten kann, ſei Dir geboten; was noch fehlt, möge Dir das Bewußtſein ergänzen, daß Du mit gedient einer großen, heiligen Sache, daß Du ihr geopfert — —"

„Nein, Julius, entgegnete die Gräfin, „keiner Sache diene ich; Du biſt mein Alles. Meine Liebe zu Dir iſt meine Religion, Dir diene ich, Dir opfere ich, für Dich Alles, Alles!"

Er ſchwieg und ſie ſchwieg auch.

Ihr Haupt lag an ſeiner Bruſt, ſeine Hand glättete ihre Wange; Auge verweilte in Auge, vom Herzen zum Herzen quoll der Strom überwallender Liebe. Nun waren ſie verbunden, vereinigt für das ganze Leben. Von jetzt an war Julius zu Hauſe immer froh; eine weiche Hand glättete die Falten auf ſeiner Stirn, eine holde Stimme beſchwichtigte ſeinen Schmerz, ein ſüßer Hauch kühlte ſeine Wangen, ein liebender Blick milderte ſeine Sorgen. —

Nach einigen Wochen war der Graf Dippold östreichischer Botschafter in Petersburg, keineswegs zum Staunen der diplomatischen Welt. Jedem, den in gewissen Kreisen diese Sendung befremdete, wurde zugeflüstert, daß Se. Majestät der Kaiser von Rußland der schönen Gräfin gewogen zu sein geruhen. . . . . .

(Ende des ersten Bandes.)

Druck von E. Stange's Buchdruckerei in Leipzig.

Druckfehler.

Seite	1.	Zeile	6.	zu	lesen stürmten statt strömten.
"	2.	"	21.	z.	l. Czernin statt Czornin.
"	3.	"	3.	z.	l. " " "
"	3.	"	10.	z.	l. " " "
"	10.	"	8.	z.	l. " " "
"	21.	"	22.	z.	l. " " Gerüst.
"	47.	"	12.	z.	l. hätte statt hätten.
"	58.	"	2.	z.	l. eh statt jetzt.
"	65.	"	2.	z.	l. einst statt nicht.
"	71.	"	6.	z.	l. Einsetzung statt Entsetzung.
"	94.	"	13.	z.	l. vor statt von.
"	117.	"	8.	z.	l. ihm statt ihn.
"	146.	"	17.	z.	l. nun statt um.
"	153.	"	8.	z.	l. Charras statt Cnarras.
"	154.	"	19.	z.	l. " " "
"	157.	"	4.	z.	l. Patienten statt Patrioten.
"	157.	"	8.	z.	l. erdenkliche statt denkliche.
"	167.	"	19.	z.	l. Begegnungen st. Bewegungen.
"	176.	"	13.	z.	l. dem statt den.
"	179.	"	18.	z.	l. von statt vor.
"	183.	"	7.	z.	l. Unterst statt Unrecht.
"	202.	"	10.	z.	l. erkenne statt bekenne.
"	244.	"	13.	z.	l. sonst statt groß.
"	245.	"	2.	z.	l. Anderer statt meine.
"	274.	"	7.	z.	l. Atilla statt Atilly.
"	278.	"	8.	z.	l. aus statt mit.
"	299.	"	21.	z.	l. Poggi statt Paygi.
"	300.	"	13.		würden statt werden.
"	308,	"	15.		Poggi statt Paygi.
"	314.	"	1.		weißen statt weisen.
"	314.	"	8.		tödtliches statt todtloses.
"	320.	"	19.		Anschein hatte statt Anscheine.
"	320.	"	22.	z.	l. nach Grafen: und die Gräfin.
"	321.	"	15.	z.	l. hieß statt heißt.
"	322.	"	5.	z.	l. übergeben statt übergben.
"	344.	"	9.	z.	l. um statt nun.

Nicht zu übersehen!

Mit dem 1. Januar 1850 hat begonnen der 5te Jahrgang der in unserm Verlage erscheinenden Zeitschrift:

Der Leuchtthurm.

Wochenschrift für Politik und gesellschaftliches Leben,

redigirt

von

Ernst Keil.

Bei der großen Verbreitung unserer Zeitschrift bedarf es keiner weitern Bemerkung über die Richtung derselben. Die Demokratie wird darin in der entschiedensten und kräftigsten Weise vertreten, besonders aber ist **Oestreich** als einer der mächtigsten und gefährlichsten Träger des feindlichen Princips, durch verschiedene Mitarbeiter in Wien, Prag, Pesth ꝛc., welche wöchentliche Berichte einsenden, in mehr als hinlänglicher Weise repräsentirt.

Der Leuchtthurm erscheint monatlich viermal, und zwar jeden Ersten des Monats 3—5 Bogen und die übrigen Wochen 1—1 ½ Bogen stark, und bringt monatlich das vortrefflich ausgeführte

Porträt eines freisinnigen Zeitgenossen

und außerdem wöchentlich als Gratisbeilage das mit so großem Beifall aufgenommene illustrirte Witzblatt

Die deutsche Reichsbremse,

welche wöchentlich mindestens eine östreichische Caricatur bringt.

Der Preis pro Quartal ist

nur Ein Thaler oder 1 fl. 36 kr. Conv.-Mze.

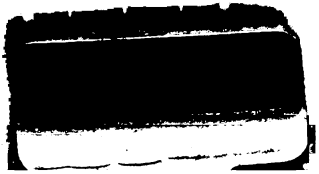
Leipzig, im Februar 1850.

Ernst Keil & Comp.

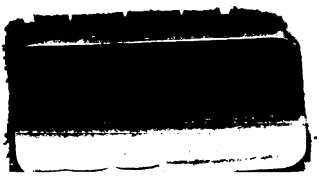
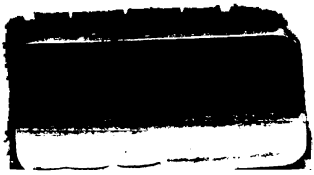
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

YB 45959



YB 45959



YB 45959